MARIA THERESIA

Meyer's
Geschichts-Bibliothek
für
allgemeine Kunde
des
Kultur- und Völkerlebens.

Mit Illustrationen.

Zwölfter Band. Zweiter Theil.

Mit dem Porträt der Kaiserin Maria Theresia.

Hildburghausen.
Druck des Bibliographischen Instituts.

New-York:
Paul Bernhard.

Der siebenjährige Krieg.

(Von W. von Archenholz.)

(Schluß.)

Es war am 11. Februar 1761, als Ferdinand in 4 Kolonnen aufbrach, und die französischen Quartiere von allen Seiten anfiel. Die Franzosen geriethen in die äußerste Bestürzung, und flohen, ohne Stand zu halten. Sie ließen Kassel, Göttingen, Marburg, kurz alle Plätze, die die stärksten Glieder ihrer großen Kette gewesen waren, hinter sich zurück. Kassel blieb mit 10,000 Mann, und Göttingen mit 7500 Mann besetzt. Die wenig befestigten Posten der Franzosen gingen einer nach dem anderen verloren; sie vernichteten die Magazine und flohen. Die Alliirten aber folgten ihnen so geschwinde auf dem Fuße nach, daß sie noch 5 große Magazine retteten. In einem derselben fanden sie 80,000 Mehlsäcke, 50,000 Säcke mit Hafer, und eine Million Rationen Heu. Um die erlangten Vortheile auszudehnen, näherte sich der hannöverische General Spörken mit einem Corps den sächsischen Grenzen: seine Absicht war, sich hier mit einem preußischen Corps zu vereinigen. Die sächsischen Truppen, in Verbindung mit den Reichstruppen, bemühten sich aus allen Kräften, dieses zu verhindern. Es kam deshalb den 15. Februar bei Langensalze zu einem blutigen Treffen, worin die Sachsen geschlagen wurden, und 5000 Mann verloren. Die Folge dieses Sieges war, daß viele noch bis jetzt behauptete Posten auch verlassen wurden, und daß die Ueberläufer schaaren-

weise ankamen. Alles dieses aber war nur von geringem Nutzen, so lange Kassel noch in französischen Händen war. Die Belagerung dieser Stadt zeigte die größten Schwierigkeiten; sie war mit Allem reichlich versehen; hierzu kam eine sehr zahlreiche Besatzung, und ein Befehlshaber voller Muth und Ehrgeiz. Dies war der Graf von Broglio, Bruder des französischen Heerführers.

Ferdinand stellte seine Armee so auf, daß er Marburg und Ziegenhain blokiren, und die Belagerung von Kassel gegen alle Angriffe decken konnte, und nun wurden den 1. März, mitten im Winter, die Laufgräben geöffnet. Es war aber dem Heerführer Broglio zu viel an der Erhaltung dieses Orts gelegen; er zog daher alle seine Truppen am Niederrhein zusammen, rückte vorwärts, und fiel bei Stangerode den Erbprinzen an. Das Terrain war für die Franzosen vortheilhaft, und ihre Uebermacht entschied vollends den Sieg. Die Alliirten verloren 2000 Mann, die zu Gefangenen gemacht wurden; dabei büßten sie 12 Kanonen und 18 Fahnen ein. Diesem Unfall folgten viele andere. Die Blokaden von Ziegenhain und Marburg, endlich auch die Belagerung von Kassel wurden aufgehoben, und alle kürzlich in Besitz genommene Posten wieder verlassen. Ferdinand ging mit seiner Armee nach Paderborn, und die Franzosen waren nun von Neuem Herren von ganz Hessen, und hatten einen offenen Weg in's Kurfürstenthum Hannover. Nichts hielt ihre ferneren Operationen auf, als der Mangel an Magazinen, deren Verlust nun von der größten Wichtigkeit war. Beide Theile begnügten sich jetzt, in ihren Winterquartieren ruhig zu bleiben.

Alle kriegführenden Mächte zeigten eine Neigung zum Frieden; allein ihre Forderungen dabei waren von der Art, daß man nicht ernstlich daran arbeiten konnte. Friedrich hatte indessen einen Verlust erlitten, der eine ganze Provinz aufwog. Dies war Georg II., König von England, der im Oktober 1760 gestorben war. Mit seinem Leben hörte der Eifer von Seiten Englands auf, den Krieg in Deutschland

mit Nachdruck fortzuführen, oder nach dem Ausdruck Pitts, Amerika in Deutschland zu erobern. Die ganze englische Nation, ehemals mit dem Landkriege nicht zufrieden, war jetzt von dessen Nutzen überzeugt, und wünschte einstimmig die Fortsezzung. Pitt war zwar noch am Ruder, seine Macht im Kabinet aber nicht mehr die vorige. Er mußte solche mit Lord Bute, dem Günstling des neuen Königs, theilen; ein Minister, der, aller Regierungsfähigkeiten beraubt, kein anderes Talent besaß, als das, sich seinem Monarchen unentbehrlich zu machen, und ein großes blühendes Reich von seiner Höhe herabzustürzen. Bute, der sein Unvermögen fühlte, das Staatsruder zu führen, und doch herrschen wollte, glaubte im Frieden weniger Schwierigkeiten als bei äußerlichen Unruhen zu finden; zudem hatte er Entwürfe zur Ausdehnung der königlichen Gewalt, die im Kriege nicht ausführbar waren. Sein Wunsch also war Friede. Da aber alle andere Minister, das Parlament, und die ganze Nation entgegengesetzter Meinung waren, so durfte er die seinige noch nicht äußern. Er arbeitete jedoch im Stillen, seinen Zweck zu erreichen. Die Wirkung zeigte sich bald. Der Traktat mit Preußen wurde nicht erneuert, und Friedrich erhielt keine Subsidien mehr, obgleich Georg III. in seiner ersten Parlamentsrede feierlich versprochen hatte, die mit den Alliirten eingegangenen Verbindungen zu erfüllen. Dies Versprechen erregte eine allgemeine Freude. Das Parlament selbst äußerte solche in seiner Adresse an den König, worin die für Friedrich, von dem Senat einer fremden Nation, so ehrenvolle Worte waren: „Wir können die unerschütterliche Standhaftigkeit des Königs von Preußen, unseres Bundesgenossen, und die unerschöpflichen Hülfsmittel seines Geistes nicht genug bewundern. — Von ganzem Herzen, und ohne Verzug, bewilligen wir die Hülfsgelder zu seiner Unterstützung". Bute aber wollte hiervon nichts hören; erst suchte man allerhand Ausflüchte, und endlich schlug man die Bezahlung der Hülfsgelder geradezu ab.

Der König von Preußen vergaß in seinen Winter=

quartieren die Wissenschaften und Künste nicht. Er widmete ihnen einen Theil seiner Zeit. Der Oberst Quintus Icilius genoß seines täglichen Umgangs. Dieser gelehrte Offizier, dessen Familienname Guichard war, besaß außerordentliche Kenntnisse in der alten und neuen Literatur, besonders hatte er die Taktik der Griechen und Römer studirt, und in seinen Schriften vortrefflich erläutert. Dieser Umstand erzeugte bei Friedrich die Idee, ihm den Namen eines römischen Centurio zu geben, den er auch mit in's Grab nahm. Da der König nach der torgauer Schlacht den Winter in Leipzig zubrachte, vermochte ihn Quintus zu Unterredungen mit Professoren dieser Universität. Die Vorurtheile Friedrichs gegen deutsche Gelehrte waren unbegrenzt. Er würdigte keinen näher kennen zu lernen, und las keine Bücher in seiner Muttersprache, in der Voraussetzung, daß die deutsche Literatur im Jahre 1760 sich in eben dem Zustande wie 1730 befände; einem Zeitpunkt, wo der Hofnarr Gundling Präsident der deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin war. Gottsched, den man damals als einen außerordentlichen Mann betrachtete, war am wenigsten dazu geschickt, diese Vorurtheile zu besiegen, da er die Ehre einer Unterredung mit dem königlichen Dichter hatte. Sein erworbener Ruhm bei seinen eingeschränkten Fähigkeiten, und sein Mangel an Witz und Geschmack, bestärkten vielmehr die vorgefaßte nachtheilige Meinung des Königs, und entschied sein Urtheil über diesen Gegenstand für sein ganzes übriges Leben. Friedrich ließ endlich auf Quintus' Anrathen den Professor Gellert zu sich kommen. Die gründlichen Kenntnisse dieses Gelehrten, sein guter Geschmack, und die Art seines Vortrags, setzten den König in Verwunderung, und erzeugten Lobsprüche, die den bescheidenen Gellert wahrhaft beschämten; selbst die Freimüthigkeit des Mannes, womit er dem Monarchen seine zu große Anhänglichkeit an die Franzosen, und seinen geringen Schutz der deutschen Literatur vorwarf, mißfiel nicht. Es blieb jedoch nur bei einer Unterredung, ohnerachtet der

Erinnerung Friedrichs, oft zukommen; da Gellert, wie er in einem Briefe an Rabener sagt, die Lehre des Sirach: „Dränge dich nicht zu den Königen", wörtlich befolgte.

Die so unerwartet entzogenen britischen Subsidien trugen vielleicht zu dem Entschluß Friedrichs nicht wenig bei, den nächsten Feldzug vertheidigungsweise zu verfahren. Die Oesterreicher, dieses von ihm ungewohnt, betrachteten seine Behutsamkeit als eine Kriegslist, irgend einen großen Streich desto gewisser auszuführen, und gingen daher auch nicht angreifend zu Werke. Sie begnügten sich, seine Bewegungen zu beobachten. Schlesien war immer noch das Hauptaugenmerk der Oesterreicher und Russen; der König marschirte also im Frühling dieses Jahres dahin, und ließ den Prinzen Heinrich mit einer Armee in Sachsen zurück. In dieser Provinz blieb auch Daun mit seiner Hauptarmee, und überließ es Laudon, mit dem König sein Glück zu versuchen. Dieser Feldherr kommandirte jetzt zum ersten Mal eine große Armee, womit er in Schlesien eindrang. Dabei sollte seine Vereinigung mit der Hauptarmee der Russen, so wie im vorigen Jahre, der Grund des Operationsplans seyn. Der König gewann jedoch durch schnelle Märsche den Vorsprung, und machte es den Russen, die aus Polen gekommen waren, und gleichsam zum Zeitvertreib Breslau von 7 Batterien beschossen, lange Zeit unmöglich, über die Oder zu gehen. Es geschah erst im August, und den 12. dieses Monats erfolgte endlich bei Striegau die so lange gewünschte, und seit 4 Jahren vorbereitete Vereinigung. Der Oberbefehlshaber der russischen Armee war jetzt der Feldmarschall Butturlin; sein Heer war über 70,000 Mann, und das österreichische 60,000 Mann stark. Friedrich hatte ihnen nur 50,000 Mann entgegen zu setzen, und mit diesen bezog er ein Lager bei Bunzelwitz, ohnweit Schweidnitz. Die feindlichen Armeen umzingelten ihn hier, und formirten gleichsam einen halben Mond, so daß dem Könige bloß der Rücken frei blieb. Es waren kurz zuvor im russischen Hauptquartier 2 Wagen

mit Gedächtnißmünzen angelangt, die den Sieg bei Kunersdorf vorstellten, und zum Andenken unter die Soldaten vertheilt wurden. Friedrichs Lage war in diesem Kriege oft höchst kritisch gewesen; nie aber war es die letztere mehr als jetzo. Eine Schlacht zu liefern, sonst sein bestes Hülfsmittel, wäre bei solcher Uebermacht Verwegenheit gewesen.

Selbst ein Sieg, in seinem jetzigen Zustande so schwer zu erringen, konnte nicht anders als sehr theuer erkauft werden und wegen der so zahlreichen feindlichen Heere nur wenig nutzen; dagegen eine Niederlage für den König die schrecklichsten Folgen haben mußte. Was aber so oft bei den preußischen Schaaren den Mangel an Macht ersetzte, war: Cäsar und sein Glück. Friedrich besann sich nicht lange, und beschloß zum ersten Mal in seinem Leben, eine Schlacht sorgfältig zu vermeiden. Bei seinem Hauptheer, dem Kern seiner Kriegsmacht, war, besonders wenn er sich an ihrer Spitze befand, nie von Verschanzungen die Rede gewesen. Man war in seinen Lagern gewohnt, bloß dem Kriegsgebrauch gemäß Erdhaufen für die Feldwachen des Fußvolkes aufzuwerfen, und Batterien für das schwere Geschütz anzulegen; jetzt aber sollte das ganze Lager verschanzt werden. Allein auch diese Handlung Friedrichs hatte das Gepräge des Außerordentlichen, und wurde auf eine Art und mit einer Geschwindigkeit ausgeführt, wovon man in der neueren Kriegsgeschichte kein Beispiel findet.

Der Mittelpunkt des Lagers war ungefähr eine Meile von Schweidnitz. Der ganze Bezirk, wo das Fußvolk sich gelagert hatte, wurde jetzt zu einer Kette zusammenhängender Linien. Man sah Verschanzungen mit 16 Fuß tiefen und eben so breiten Gräben, die durch 24 große Batterien an einander hingen; vor den Linien wurden Pallisaden eingerammt, Sturmpfähle gepflanzt, oder spanische Reiter gestellt, und vor diesen noch drei Reihen 6 Fuß tiefe Wolfsgruben gegraben. Man hatte jedoch Zwischenräume gelassen, damit die Reiterei durchbrechen, auch wohl das Fußvolk nach Beschaffenheit der Umstände ausfallen und die Angreifenden

selbst im Rücken oder in den Seiten angreifen konnte. Einige Gegenden des Lagers waren durch Moräste, andere durch das striegauer Wasser, noch andere durch den Nonnenbusch gedeckt, einen Wald, worin man Verhacke gemacht, und mit Jägern besetzt hatte. Die Dörfer Bunzelwitz, Jauernick, Zeschen und Peterwitz wurden stark befestigt. Vier verschanzte Hügel innerhalb des Lagers stellten gleichsam Bastionen vor, und der sogenannte würbener Berg auf dem linken Flügel war einer Citadelle ähnlich. Man sah nichts als Batterien. Eine jede derselben hatte überdies 2 Flatterminen, oder mit Pulver, Kugeln und Granaten gefüllte Gruben, die, in einer geringen Entfernung vor den Batterien angelegt, durch Röhren in's Innere derselben gingen, und jeden Augenblick gesprengt werden konnten. Der König hatte auch noch eine Anzahl schwerer Kanonen aus Schweidnitz genommen, um die Batterien zu verstärken, die zusammen 460 Stücke Geschütz und 182 Minen dem Feinde entgegenstellten, und Alles dies auf Anhöhen, deren Zugänge auch schon von der Natur durch kleine Bäche und sumpfige Wiesen beschwerlich gemacht waren. So war das Lager bei Bunzelwitz geformt, das, einer Festung gleich, von den Kennern wegen der glücklichen Verbindung der Grundsätze der Taktik mit den Grundsätzen der Feldbefestigungskunst, für ein Muster dieser letzteren gehalten wurde, und den Feinden unübersteigliche Hindernisse zum Angriff zeigte. Sie konnten wegen des höher liegenden preußischen Lagers von ihren Kanonen nicht den geringsten Nutzen erwarten, noch weniger von den Musketen, die gegen Pallisaden und Verschanzungen ganz überflüssige Waffen waren; und eben so geringen Beistand ließ ihre Kavalerie hoffen, die bei allen Bewegungen sich den preußischen Kanonen aussetzen mußte. War die Art der Befestigung bewundernswürdig, so war es die Geschwindigkeit der Ausführung noch weit mehr; denn diese ungeheure, höchst mannigfaltige Arbeit war das Werk von 3 Tagen, mit Inbegriff der Nächte. Die Hälfte des Heeres arbeitete immer, und die andere ruhte; so ging es Tag und Nacht ununterbrochen fort, bis Alles fertig

war. Wo die Verschanzungen am linken Ufer aufhörten, in einer großen Ebene, standen 90 Eskadronen preußische Kavalerie, begierig, die von Seydlitz gelernten Kunstbewegungen auf diesem so vortheilhaften Boden in ihrem ganzen Umfange zu zeigen.

Laudon hatte von seiner Monarchie die Vollmacht erhalten, nach Gutbefinden eine Schlacht zu liefern, oder zu vermeiden. Er wünschte das Erstere; auch war es gleich anfangs sowohl seine, als des russischen Feldherrn Absicht, den König anzugreifen. Hiezu aber gehörte ein Plan, und dieser konnte wegen entgegengesetzter Meinungen, wegen der sehr verschiedenen sowohl politischen als militärischen Grundsätze zwischen den Oesterreichern und Russen, wegen mancher abweichenden Kriegsgebräuche, vieler Zweifel und mannigfaltiger Bedürfnisse, nicht in einem Tag entworfen und geordnet werden. Friedrich benutzte diese für ihn äußerst kostbare Zeit, und da die Zweifel seiner Feinde gehoben, Alles berichtigt und die Heerführer zum Angriff entschlossen waren, sahen sie kein preußisches Lager mehr, sondern eine Kette von Festungswerken vor sich, die wie durch Zauberei aus der Erde hervorgegangen waren. Die Art, diese anzugreifen, oder vielmehr zu bestürmen, erforderte neue Entwürfe, und diese zeigten immer größere Schwierigkeiten; so daß in einem großen Kriegsrath, zu welchem Laudon im russischen Lager sich einfand, Butturlin geradezu erklärte, daß er mit seinem Heere nichts wagen wollte; sollte es aber zwischen den Kaiserlichen und den Preußen zu einem Angriff kommen, so würde er eine Schaar seiner Truppen zur Unterstützung senden. In der That war der Angriff dieses preußischen Lagers eine große Verwegenheit. Man mußte Ströme von Blut erwarten, noch ehe man mit den Preußen im Inneren ihrer Feld-Burg handgemein werden konnte. Die muthigsten Krieger aller Heere zagten bei dieser Unternehmung, die mehr als irgend eine im Lauf des ganzen Kriegs entscheiden sollte, und gewiß die schrecklichste Schlacht des Jahrhunderts gewesen wäre.

Friedrich war indessen stündlich zum Kampf bereit.

Bei Tage, wo man alle Bewegungen in den feindlichen Lagern wahrnehmen konnte, mußten seine Soldaten rasten; so bald aber die Abenddämmerung anbrach, wurden die Zelte abgebrochen, das ganze Gepäck des Heeres unter die Kanonen von Schweidnitz geschickt und alle Regimenter traten hinter ihren Verschanzungen in's Gewehr. So standen Fußvolk, Reiterei und Geschützmacht alle Nächte durch in Schlachtordnung. Der König befand sich gewöhnlich bei einer Haupt-Batterie, wo ein kleines Zelt für ihn aufgeschlagen war. Sein eigenes Gepäck wurde gleichfalls jeden Abend weggeschickt, und des Morgens kam es zurück. Erst nach Aufgang der Sonne legten die Truppen ihre Waffen nieder, und schlugen ihr Lager wieder auf. Die Hitze war drückend und, Brod ausgenommen, an Lebensmitteln großer Mangel. Es fehlte an Schlachtvieh, so wie an Gemüse. Die Soldaten hatten also nichts zu kochen, und wurden der Quarantäne bei Wasser und Brod höchst überdrüssig. Hiezu kam das Bedürfniß des Schlafs, das alle Tage dringender wurde, da an keine mehrere Stunden anhaltende Ruhe zu denken war. Die Kranken mehrten sich erstaunlich, und wurden immer schaarenweise nach Schweidnitz gebracht. Das Mißvergnügen der Truppen beim ganzen Heere war allgemein, und viele hätten die Fahnen flüchtlings verlassen, wenn die verschanzten Linien bei Tage und die Schlachtordnung in der Nacht nicht alles Ausreißen unmöglich gemacht hätten. Dieser Umstand vermehrte die Unentschlossenheit der feindlichen Feldherren, und ihre Ungewißheit in Ansehung der Stärke und Schwäche der verschiedenen Lagerposten.

Die vom König anfangs so gefürchtete Vereinigung beider feindlichen Heere war nun für ihn ein vortheilhafter Umstand; denn der größte Theil des Feldzugs war mit Märschen verstrichen, diese Vereinigung zu bewirken. Geschah sie nicht, so wäre die russische Streitmacht allein unthätig geblieben, und der rastlose Laudon würde mit der seinigen freie Hand gehabt haben; und dies mit einer überaus großen Ueberlegenheit und Macht, weil Friedrich genöthigt worden wäre,

zur Beobachtung der Russen sein jetzt zusammengezogenes und unter seiner Anführung doppelt furchtbares Heer zu trennen.

Jetzt erwartete der König Alles von der Zeit, und besonders vom Hunger. Er selbst war durch die reichlich gefüllten Kammern in Schweidnitz, die es wenigstens an Brod und Futter nicht fehlen ließen, von dieser Seite beruhigt. Der Mangel dieser nöthigsten aller Bedürfnisse aber konnte nicht lange bei den zahlreichen feindlichen Heeren ausbleiben, die, in einem kleinen Bezirk zwischen Bergen eingeschränkt, unmöglich fortdauernden Unterhalt finden konnten. Der Scheffel Korn war bis auf 15 Reichsthaler gestiegen, und doch mußten die Einwohner den Kauf zu diesem hohen Preise als einen Gewinn ansehen. Friedrich hatte überdies Sorge getragen, sie noch zu vermehren, und große Besorgnisse bei ihnen zu erregen. Er schickte den General Platen mit 7000 Mann den Russen in den Rücken. Dieser Feldherr drang in Polen ein, und fand bei Gostin eine große wohlverschanzte mit 4000 Mann Russen bedeckte Wagenburg. Diese befahl er sogleich zu stürmen, und nun drangen die Preußen mit gefälltem Bajonett, ohne einen Schuß zu thun, in die Verschanzungen, wo sie sich der hier zusammengehäuften ungeheuren Menge Wagen bemächtigten. Es waren deren 5000 an der Zahl. Platen ließ sie verbrennen, schlug die 4000 Mann starke Bedeckung, machte 1900 Mann Gefangene, und zerstörte 3 ihrer größten Vorräthe; dabei wurde selbst ihr Hauptmagazin in Posen von ihm bedroht. Nun schien es den Russen die höchste Zeit abzuziehen. Nachdem man also 20 Tage lang immer Entwürfe gemacht und wieder verworfen hatte; nachdem die vereinigten Heere zweimal zum Angriff früh Morgens ausgerückt und sodann ohne Versuch wieder in die Lager eingerückt waren, wurden alle Pläne aufgegeben, und die bereits ertheilten Schlachtordnungen wieder zurückgenommen. Diese Anordnungen bewiesen Laudons Entwurf, die von Friedrich wiederholt angewandte schräge Schlachtordnung auch hier zu versuchen.

Butturlin trennte sich nun von den Kaiserlichen und

zog mit seinem Heere ab; er ging den 13. September über die Oder, und ließ Czernichef mit 20,000 Mann bei den Oesterreichern zurück. Die Russen zogen sich nach Polen, das für die preußischen Staaten die Büchse der Pandora war; denn nicht genug, daß die verheerenden Russen alle Jahre hier herausströmten, so kamen jetzt aus diesem Lande auch unermeßliche Schwärme von Heuschrecken, welche die Sonne verdunkelten, und in der Nähe von Züllichau 60 Geviertmeilen Feld überschwemmten.

Die Nachricht von dem Abzug der Russen erregte einen Jubel im preußischen Lager. Man frohlockte, als ob man den herrlichsten Sieg erfochten. Obgleich Laudons Heer in Verbindung mit dem russischen Haufen jetzt noch fast doppelt so stark als das königliche war, so hörten dennoch alle Vertheidigungsmaßregeln der Preußen mit einem Mal auf. Kein Lager wurde des Abends mehr abgebrochen, kein Gepäck mehr weggesandt; es geschah kein nächtliches Ausrücken mehr; die schweidnitzer Kanonen wurden zurück in die Festung gebracht; die Flatterminen ausgeleert; die Wolfsgruben zugeworfen; die spanischen Reiter verbrannt, und ein großer Theil der Verschanzungen eingerissen; dabei war die Kommunikation mit dem platten Lande wieder offen, und das preußische Lager wurde jetzt mit allen Nothwendigkeiten reichlich versehen.

Friedrich blieb nicht länger in dieser Stellung, als 14 Tage nach dem Abmarsch der Russen; er sah den Feldzug noch nicht als geendigt an, und wünschte ihn noch durch Thaten auszuzeichnen. Laudon stand in einem festen Lager, und bezeigte keine Lust zu schlagen. Der König glaubte ihn durch drohende Märsche daraus zu entfernen, und nach Böhmen zu treiben, oder auch eine vortheilhafte Gelegenheit zur Schlacht zu finden. Diesem Entwurf zufolge brach er aus seinem Lager auf, und entfernte sich 2 Tagemärsche von Schweidnitz.

Diese Festung war, so wie alle preußischen Festungen, nur schwach besetzt, und überdem bestand ein großer Theil der

Besatzung aus Ueberläufern und anderen sehr unzuverlässigen Leuten. Der Ort selbst, obgleich so oft belagert, und durch mancherlei Kriegsscenen berühmt, war nichts weniger als eine Hauptfestung. Der Kommandant aber, General Zastrow, schien durch seine Erfahrung, Klugheit und Kriegswissenschaft diese Mängel zu ersetzen. Zudem war jetzo, da sich der König in der Nähe befand, keine Belagerung denkbar. Auch war Laudon weit von diesem Gedanken entfernt; allein zu einer Ueberrumpelung machte er die zweckmäßigsten Anstalten. Czernichef bot dazu sein ganzes Corps an, davon aber nur 800 russische Grenadiers angenommen wurden. Das Geheimnißvolle der Vorbereitungen, die Kenntniß der Lebensweise des Kommandanten, der ein großer Freund der Tafelfreuden war, und die sehr schwache Besatzung, Alles dieses sicherte den Anschlag. Es waren 240 Stücken Geschütz in der Festung, allein nur 191 Artilleristen. Zastrow ahnete nichts, und war so über alle Vorstellung unbesorgt, daß er nur selten Reiter ausschickte, die Bewegungen des Feindes auszuspähen. Laudon hatte daher die beste Gelegenheit, Alles ungestört und unbeobachtet anzuordnen. Er ließ erst die Festung durch leichte Truppen umringen, und den 1. Oktober durch Kroaten einen falschen Angriff machen, während welchem 20 Bataillone, in 4 Kolonnen vertheilt, mit Sturmleitern und Faschinen anrückten, und ohne bemerkt zu werden, an 4 verschiedenen Orten der Außenwerke um 3 Uhr nach Mitternacht anlangten. Hier verweilten sie nicht lange; sie stürzten in den bedeckten Weg, drangen in die Außenwerke, vertrieben die Besatzung, oder hieben sie nieder, richteten die eroberten preußischen Kanonen auf die Festung, und nun stürmten sie den Hauptwall.

Man hatte rathsam befunden, durch Branntwein den Muth der Stürmenden zu beleben; daher achteten sie keine Gefahr. Die Russen besonders drangen in unordentlichen Haufen wie unsinnig vor. Sie kamen in der Finsterniß an eine ausgehöhlte Tiefe in den Werken; die Zugbrücke war gebrochen. Man hatte an diesem Orte keine Hindernisse

erwartet. Die Vordersten machten Halt, und riefen nach Leitern und Faschinen; einigen russischen Befehlshabern aber schien dieses zu weitläufig; sie glaubten diese Tiefe eben sowohl mit Menschen anfüllen zu können, und trieben die Hintersten an, vorwärts zu drücken. Die Unglücklichen, die sich an der Spitze befanden, wurden nun durch die große andringende Gewalt in den Abgrund gestürzt, und so marschirten die Folgenden über ihre Leiber weg. Die Russen hieben Alles nieder, was ihnen vorkam. Auf einer Bastion, die beinahe erstiegen war, rief man um Pardon; der Gegenruf der wüthenden Russen war: „Nichts Pardon". Ein preußischer Artillerist wollte in dieser Lage nicht ungerochen sterben: er zündete ein Pulvermagazin an, wodurch er sich mit einer Anzahl Preußen und 300 Feinden in die Luft sprengte. Den letzten Angriff that der Kommandeur des laudonschen Regiments, Graf von Wallis, auf ein Haupt-Fort, das von den Preußen auf das Tapferste vertheidigt wurde. Zweimal wurden die Oesterreicher zurückgetrieben. Wallis aber rief ihnen zu: „Wir müssen die Festung ersteigen, oder ich will hier umkommen. Ich habe dies unserem Chef versprochen. Unser Regiment führt seinen Namen. Laßt uns also siegen oder sterben". Diese Anrede that Wunder. Die Offiziere trugen selbst die Leitern herbei, und nun wurde das Fort mit Kriegswuth erstiegen. Bei der ganzen Unternehmung gebrauchten die Oesterreicher keine Kanonen, bis sie die preußischen in der Festung erobert hatten. Bis dahin waren ihre Waffen das Bajonett und der Säbel.

Nach einem 3stündigen Sturm, mit Anbruch des Tages, war die Festung Schweidnitz erobert, und befand sich nebst der 3000 Mann starken Besatzung mit allen Arsenälen und Magazinen, ohne vorhergegangene Belagerung und ohne alle Kapitulation, in den Händen von Preußens Feinden. Laudon, um seine Soldaten von der Plünderung abzuhalten, hatte ihnen statt der Beute 100,000 Gulden versprochen, wodurch der großen Unordnung zum Theil gesteuert wurde. Die Plünderung dauerte nur einige Stunden. Die wal-

lonischen Grenadiere nahmen daran keinen Theil. Selbst Laudons Versprechen der Entschädigungsgelder hatte für sie keinen Reiz. Sie riefen einmüthig: „Führen Sie uns nur an, um Ruhm zu erwerben, wir brauchen kein Geld". Der Kommandant Zastrow war sinnreich genug, sich gegen seinen Monarchen zu rechtfertigen, und auf eine gute Vertheidigung zu berufen. Friedrich antwortete, daß ihm der Vorfall ein Räthsel wäre, und daß er sein Urtheil verschieben wollte. Er hatte wahrscheinlich seine Ursachen, nach geendigtem Kriege diesen General nicht vor ein Kriegsgericht zu ziehen, und begnügte sich, ihn seines Dienstes zu entlassen.

Laudon hatte jetzt den österreichischen Waffen wieder einen höchst wichtigen Vortheil errungen. Durch die Eroberung von Schweidnitz waren die Oesterreicher nach sechs blutigen Feldzügen zum ersten Mal in Stand gesetzt, Winterquartiere in Schlesien zu machen. Die Belohnung des Feldherrn war aber keineswegs der Größe des Dienstes angemessen. Undank war sein Lohn; und eine förmliche Bestrafung wäre erfolgt, wenn nicht der Kaiser Franz und der alte Fürst Wenzel von Lichtenstein, den die Kaiserin wie einen Vater ehrte, ihn mit ihrem ganzen Einfluß geschützt hätten. Diese mächtigen Gönner, für die Ehre ihres Hofes besorgt, gingen noch weiter: sie bewirkten, um durch solche nichtswürdige Hofkabalen nicht dem ganzen Europa Stoff zum Gespött zu geben, daß Laudon von der Kaiserin nicht allein einen gnädigen Brief, sondern auch Geschenke erhielt. Das Vorgefallene wurde ihm jedoch nicht verziehen. Sein Verbrechen war: eine so wichtige Sache ohne Anfrage, und ohne Erlaubniß des Hofkriegsraths in Wien unternommen zu haben; eine Formalität, die wahrscheinlich durch die damit verknüpfte Verzögerung den ganzen Entwurf vernichtet hätte.

Die überaus schleunige Beförderung Laudons zu den höchsten Kriegswürden, und zwar ohne alle Ränke und Hofgunst, bloß wegen persönlicher Verdienste, und dieses in einem Lande wie Oesterreich, war ein in unserem Jahrhundert

noch nicht erlebtes Beispiel. Der Kroaten=Major Laudon, der noch im Jahre 1757 um die Ausfertigung der kaiserlichen Befehle bei den Schreibern der österreichischen Dikasterien demüthig sollicitiren und ihre Bequemlichkeit abwarten mußte, wurde im Jahre 1761 von ganz Europa als die größte Stütze von Theresiens Thron betrachtet, und war es auch im eigentlichsten Verstande. Er war es, der den Plan des Ueberfalls bei Hochkirch entwarf. Er hatte durch die Wegnahme des großen preußischen Transports in Mähren Olmütz gerettet. Er hatte das fouquetsche Corps geschlagen, und diesen großen General gefangen genommen. Er hatte Glatz erobert. Er, und nicht Soltikow, hatte den König bei Kunersdorf geschlagen; viele andere große, obgleich minder wichtige Vortheile hatten ihm die Oesterreicher zu verdanken, und jetzt hatte er Schweidnitz erobert.

Die großen Kriegstalente dieses Heerführers schienen jedoch von dem Glück zu Friedrichs Vortheil bestimmt zu seyn. Laudon war vor dem Kriege in Berlin, und wünschte preußischer Hauptmann zu werden. Der König schlug das Gesuch ab; und nun entfernte sich aus seinen Staaten ein dem Anschein nach sehr unbedeutender Mann, der aber vom Schicksal ausersehen war, auf den ganzen Krieg den größten Einfluß zu haben. War Laudon nicht bei Theresiens Heeren, so hätte man nicht 7 Feldzüge durch gekämpft, und alle Kriegsoperationen Friedrichs nebst ihren Folgen wären ganz anders gewesen. Den Entwurf zur Ueberrumpelung von Schweidnitz hatte er dem Kaiser mitgetheilt, und zugleich die Schwierigkeiten dargelegt, die zögernde Formalitäten bei einer solchen Unternehmung erzeugen würden. Nichts konnte den glücklichen Erfolg sichern, als die Geschwindigkeit der Ausführung. Des Königs Operationen waren ungewiß, und die geringste Entdeckung des Geheimnisses machte den Versuch ganz unmöglich. In dieser Lage nahm es der Kaiser auf sich, ihn bei seiner Gemahlin zu vertreten; und er war es auch, der ihr die erste Nach=

richt von einem Glücksfall brachte, der mehr als eine gewonnene Schlacht werth war. Theresia, ungewohnt, durch diesen Kanal Kriegsnachrichten zu erhalten, und auf ihre Autorität höchst eifersüchtig, bezeugte in den ersten Augenblicken keine Freude darüber. Sie war aufgebracht, und der hintangesetzte Hofkriegsrath flammte ihren Zorn noch mehr an. Keine Gründe wurden angehört, und Laudon wäre ohne die Edelmuth Franzens und Lichtensteins verloren gewesen.

Die so unerwartete Neuigkeit von dem Verlust von Schweidnitz setzte die Armee des Königs von Preußen in die äußerste Bestürzung. Kein Vorfall, kein Unglück in dem ganzen Kriege, hatte eine so starke Wirkung auf die muthvollen Preußen. Man hatte jetzt alle Früchte eines ehrenvollen höchst mühseligen Feldzugs auf einmal eingebüßt, und man befürchtete nicht ohne Grund die Last einer neuen Winter-Campagne. In jedem Fall war eine langwierige Belagerung gewiß zu erwarten. Hiezu kamen schreckliche Nachrichten aus Pommern. Die Aussichten in die Zukunft wurden immer trüber. Dieser muthlose Zustand aber dauerte nicht lange. Die Standhaftigkeit Friedrichs belebte sein ganzes Heer. Er versammelte die vornehmsten Offiziere, meldete ihnen selbst seine Unfälle und seine Hoffnungen, und stellte es jedem frei, der hoffnungslos seinen Dienst verlassen wollte. Keiner nutzte dieses Anerbieten, und alle fühlten neue Kräfte. Nie wünschte der König und seine Armee so sehnlich eine Schlacht. Laudon aber, mit seinem Glücke zufrieden, obgleich sonst gern zum Kampf bereit, gab jetzt keine Gelegenheit dazu; er blieb in seinem Lager bei Freiburg, wobei er mit Sachsen, Böhmen und Mähren Gemeinschaft behielt. Der König hingegen verlegte seine Truppen in die Kantonnirungsquartiere, und nahm in Strehlen an der Ohlau sein Hauptquartier.

Hier war es, wo ihm durch Verrätherei ein außerordentliches Unglück bevorstand. Der Baron Warkotsch, ein schlesischer Edelmann, der in der Nähe von Strehlen

Güter besaß, hatte dem König im Hauptquartier aufgewartet, und an seiner Tafel gespeist. Diese gute Aufnahme konnte jedoch nicht den bösen Anschlag unterdrücken, den die Sorglosigkeit Friedrichs in Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit erzeugte. Nichts war leichter, als ihn hier in der Nacht aufzuheben. Sein Quartier war außerhalb den Stadtmauern von Strehlen, und seine ganze Bedeckung daselbst eine Kompagnie Grenadiere, von denen nur 30 Mann die Wache hatten. In der Stadt selbst lagen 6000 Mann; allein auf ihren Beistand war bei einer raschen Ausführung, zumal in der Dunkelheit der Nacht, gar nicht zu rechnen. Ein nahgelegener Wald begünstigte die Unternehmung außerordentlich. Es war dazu nur ein Trupp wohlberittener Husaren und ein entschlossener Anführer erforderlich. Noch ehe man in der Stadt hätte zu den Waffen greifen können, wäre der König gefangen und entfernt gewesen. Der Wald, der zu Laudons Heer führte, hätte allen Versuchen der Preußen, ihren Monarchen zu befreien, ein Ziel gesetzt. Warkotsch sah dieses vollkommen ein; er schmiedete daher einen Entwurf, und theilte ihn einem österreichischen General mit. Man versprach dem Verräther eine Belohnung von 100,000 Dukaten. Ein Priester, Namens Schmidt, war die Mittelsperson, und auch an ihn wurden die Briefe bestellt. Der Fanatismus hatte jedoch keinen Antheil an diesem Verbrechen; denn Warkotsch war lutherischer Religion. Ein Jäger, in seinem Dienst stehend, war hiebei immer der Bote. Diesem Menschen aber schien aus verschiedenen Gründen der Briefwechsel verdächtig. Endlich eröffnete er einen Brief, der den ganzen Plan enthielt, und den er sogleich zum Könige brachte.

Auf diese Weise entging Friedrich der größten Gefahr, die noch je über seinem Haupt geschwebt hatte. Warkotsch und sein Spießgesell, der Priester, fanden Mittel zu entkommen, da ein abgeschickter Offizier eben im Begriff war sie gefangen wegzuführen. Die Güter des Verräthers wurden eingezogen, und er nebst dem Priester im Bildniß ge=

viertheilt. Als dem König das Urtheil zur Unterzeichnung vorgelegt wurde, sagte er scherzend: „das mag immer geschehen; denn die Portraits werden vermuthlich eben so wenig taugen, als die Originale selbst". Bald nach diesem Vorfall bezog der König die Winterquartiere längs der Oder von Brieg bis Glogau, und nahm das seinige in Breslau.

Während der Zeit, daß diese Auftritte in Schlesien geschahen, hatten die Russen ihre große Uebermacht in Pommern benutzt. Der General Tottleben, dessen Treue wegen der gelinden Behandlung Berlins verdächtig geworden war, wurde in Verhaft genommen, und nach Petersburg geschickt. Romanzow erhielt nun den Auftrag, Kolberg abermals zu belagern. Er näherte sich der Festung im August mit einem ansehnlichen Corps. Eine russische Flotte von 21 Linienschiffen, 3 Fregatten und 3 Bombardier-Galiotten, unter Anführung des Admirals Mischakow, kam aus Kronstadt, mit welcher sich eine schwedische Eskadre von 6 Linienschiffen und 2 Fregatten vereinigte, um diese dritte Belagerung eines nicht sehr beträchtlichen Orts mit aller Macht zu unterstützen. Der Besitz desselben war jedoch für die Russen äußerst wichtig, weil sie dadurch festen Fuß in Pommern zu erhalten hofften. Der preußische General, Prinz von Würtemberg, suchte dieses aus allen Kräften zu verhindern. Er verschanzte sich mit 6000 Mann unter den Kanonen von Kolberg; Romanzow mußte also die Laufgräben zuerst gegen dies verschanzte Lager aufführen. Man beschoß dieses sowohl als die Festung mit der größten Lebhaftigkeit. Die Gegenwehr war eben so nachdrücklich. Der Prinz von Würtemberg im Lager, und der tapfere Kommandant Heyden innerhalb der Festung, machten durch ihre vortrefflichen Anstalten den Feinden jeden Fußbreit Erde streitig. Das Bombardement ging von der Land- und Seeseite ununterbrochen fort; nur wenige Stunden des Tages wurde inne gehalten. Ein Sturm wüthete unter den vereinigten Flotten im Anfang des Oktobers.

Ein russisches Linienschiff scheiterte, und sank mit der ganzen Besatzung in den Abgrund des Meeres; ein Hospital-Schiff gerieth in Brand, und wurde von den Flammen verzehrt. Nun eilten die Flotten von den pommerschen Küsten weg, und die Belagerten konnten nun zu Wasser aus Stettin Lebensmittel erhalten, woran es in der Festung schon anfing zu fehlen.

Die Russen hatten eine Hauptschanze erobert, die den Preußen von der äußersten Wichtigkeit war, daher sie nach einem sehr lebhaften Gefecht wieder von ihnen weggenommen wurde. Romanzow wollte den Besitz abermals erkämpfen. Hieraus entstand ein mörderisches Treffen, das $3\frac{1}{2}$ Stunden zum größten Nachtheil der Russen dauerte, die über 3000 Mann verloren, und abziehen mußten.

Der Winter näherte sich, und mit ihm häuften sich die Schwierigkeiten bei den Russen. Romanzow setzte jedoch die Belagerung muthig fort. Er erhielt eine große Verstärkung von Butturlin, der nach dem Abzuge aus Schlesien sich auch nach Pommern gewandt hatte. Auch der Prinz von Würtemberg wurde durch den General Platen verstärkt, und der preußische General Knobloch mit 2000 Mann nach Treptow geschickt, um die Provianttransporte nach Kolberg zu decken. Diese Verfügungen, so klein im Verhältniß gegen die Operationen so zahlreicher Feinde, war Alles, was Friedrich in seiner jetzigen Lage zur Rettung des Ortes veranstalten konnte. Nie verfuhren die Russen in diesem Kriege mit größerem Eifer, als jetzt. Knobloch wurde von 8000 Mann in Treptow angegriffen; er vertheidigte sich in diesem offenen Orte, der kaum Mauern hatte, und ohne Lebensmittel war, fünf Tage lang; endlich aber mußte er sich mit 2000 Mann zu Kriegsgefangenen ergeben. Das Bedeckungscorps unter den Kanonen von Kolberg erschwerte den Unterhalt der Besatzung, und war überdem bei der täglich wachsenden Macht der Feinde ein schwacher Schutz für die Festung. Man hatte größere Wahrscheinlichkeit, ihr durch Operationen im Felde nützlich

zu seyn. Der Prinz von Würtemberg sowohl als Platen verließen daher das verschanzte Lager, und zogen sich nach Stettin.

Alles wurde nun versucht, Kolberg mit Proviant zu versehen. Heyden mit seiner schwachen Besatzung achtete wenig auf das zahlreiche Belagerungsheer; seine Wünsche waren nur allein auf Brod gerichtet. Der Mangel daran wurde immer größer, und die Soldaten sowohl als die bewaffneten Bürger erhielten anstatt der gewöhnlichen 2 Pfund, nur täglich 1 Pfund Brod. Dennoch wollten sie von keiner Uebergabe hören. Heyden, der bei Romanzows Aufforderung sie um ihre Meinung befragte, erhielt zur Antwort: „Wir wollen uns wehren, so lange Pulver und Brod da ist". Platen setzte sich in Bewegung, diese so nöthigen Bedürfnisse der Festung zuzuführen; allein er verlor einen Theil des Transports, und wurde nach Stettin zurückgetrieben. Der Prinz von Würtemberg versuchte auch sich dem belagerten Orte zu nähern, allein es war ihm wegen der feindlichen Uebermacht unmöglich durchzukommen; auch kleine Transporte waren nicht hereinzubringen, da der russische General Berg mit einem starken Corps die Gemeinschaft zwischen Stettin und Kolberg gänzlich gesperrt hatte; desgleichen war ein Fort in den Händen der Russen, das den Hafen von Kolberg kommandirte, wodurch auch alle Hülfe von der Seeseite abgeschnitten wurde. Werner, der diese Festung im vorigen Jahre so muthig entsetzt, und in dieser Gegend gewohnt war, den Meister zu spielen, hatte das Unglück gehabt, in einem großen Scharmützel von den Russen gefangen zu werden. Er war von dem Prinzen von Würtemberg mit einem Corps abgeschickt, den Russen in den Rücken zu kommen, ihre Magazine zu verheeren und die Zufuhr abzuschneiden. Werner, der keine Furcht kannte, unterließ die nöthige Behutsamkeit; er befolgte die erhaltenen Instruktionen nicht genau, zerstreute seine Truppen, und fiel nach einer verzweifelten Gegenwehr unter den Streichen eines sehr überlegenen Feindes. Es

blieb den Belagerten also gar keine Hoffnung mehr übrig; da jedoch Heyden noch etwas Brod hatte, so setzte er seine Vertheidigung fort. Den Russen fehlte es an nichts, da man sie zu Wasser mit Allem versorgte. Es war im December, und fror hart. Der Kommandant ließ die Mauern mit Wasser begießen, die durch den Frost spiegelglatt wurden. Die Russen stürmten, allein es war ihnen unmöglich, die Wälle zu ersteigen. Jeder Sturm wurde mit großem Verlust abgeschlagen. Endlich war der übrige Vorrath von Brod völlig aufgezehrt, und der durch Feuer und Kugeln unüberwindliche Heyden wurde nun durch Hunger gezwungen, sich den 16. December nach einer 4monatlichen sehr merkwürdigen Belagerung zu ergeben.

Nach der Eroberung von Kolberg war diese thatenvolle pommersche Campagne geendigt, in welcher die preußischen Feldherren trotz des widrigen Glücks großen Ruhm einernteten. Der Prinz von Würtemberg ging nun nach Mecklenburg, und Platen stieß mit seinem Corps in Sachsen zum Prinzen Heinrich, der sich den ganzen Feldzug durch gegen die große österreichische Armee unter Daun, und gegen die Reichsarmee in dieser Provinz behauptet hatte; und nun machten die Russen zum ersten Mal Winterquartiere in Pommern und in der Neumark, so wie die Oesterreicher in Schlesien. Der Verlust von Kolberg und von Schweidnitz in einem so kurzen Zeitraum war daher für den König ein sehr großes Unglück. Alle Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel für die russischen Heere in Pommern konnten jetzo leicht zur See herbeigeführt werden, und die Oesterreicher hatten nun in Schlesien festen Fuß. Die Feinde jetzt aus diesen Provinzen zu vertreiben, erforderte viel Blut, viel Zeit, und noch mehr Glück. Es waren hiezu mehr Kräfte als jemals vonnöthen. Wo aber sollten diese gefunden werden? Die alten Soldaten lagen auf den Schlachtfeldern eingescharrt. Die Einkünfte aus dem größten Theil der preußischen Staaten blieben entweder ganz aus, oder waren doch sehr geschwächt; die noch übrigen sächsischen

Quellen fingen auch an zu versiegen; die englischen Hülfsgelder wurden nicht mehr bezahlt; Dresden und ein Theil von Sachsen war in österreichischen Händen, und alle feindlichen Heere in der besten Verfassung, weiter um sich zu greifen. Der König befand sich in einer übleren Lage, als je am Schluß eines Feldzugs, ohne einmal eine Schlacht verloren zu haben. Der fortdauernde Muth seiner Truppen, der ungeschwächte Eifer und die rastlose Thätigkeit seiner erfahrenen Feldherren, eine noch nicht erschöpfte Schatzkammer, und ein Geist voller Hülfsquellen machten jedoch diese Unfälle erträglich. Man hatte viel gewonnen, da man die Hoffnung nicht verloren hatte. War aber diese gleich das Loos Friedrichs und seines Heers, so dachten doch seine Bundesgenossen und seine Anhänger in- und außerhalb Deutschland ganz anders. Man zitterte vor dem Fall des Mächtigsten unter den deutschen protestantischen Fürsten, des bisher so furchtbar gewesenen Rivals der österreichischen Monarchie; so entschlossen als fähig, die Rechte minder mächtiger Reichsstände gegen die unbefugte Ausdehnung der kaiserlichen Gewalt zu beschützen, die protestantische Religion im Reich gegen den Fanatismus zu beschirmen, und die Staatsverfassung Germaniens aufrecht zu erhalten.

In dieser für den König von Preußen so schrecklichen Lage schwebte ihm noch ein Unglück über dem Haupt, größer wie alle, und das er nicht einmal ahnte. In Magdeburg befanden sich damals eine ungeheure Menge Gefangene von so vielen Nationen: Oesterreicher, Russen, Franzosen, Sachsen, Schweden und Reichsvölker. Es war die Hauptfestung der preußischen Staaten. Hier wurde der königliche Schatz, das Problem so vieler lebenden Staatsmänner und der Nachwelt, desgleichen das Archiv der preußischen Monarchie aufbewahrt; hier hatte die königliche Familie nebst vielen Vornehmen des Landes ihren Aufenthalt; hier war das große Kriegsmagazin Friedrichs, und der Mittelpunkt seiner Macht; und eine Menge Kostbarkeiten waren hier von Privatpersonen aus allen preußischen Provinzen in Sicherheit

gebracht. Die neuere Geschichte liefert kein Beispiel, daß mit der Behauptung oder dem Verlust einer einzigen Stadt das Schicksal einer ganzen Monarchie verknüpft gewesen wäre. Magdeburg verloren, und alle Triumphe im Felde waren vergebens erfochten, und der Krieg zu Ende. Diese Festung war jedoch nicht nach dem Verhältniß ihrer großen Wichtigkeit besetzt. Die Besatzung bestand aus einigen tausend Mann. Es waren theils Landeskinder, theils Ausländer, theils Ueberläufer. Indessen war eine Belagerung wegen der dazu nöthigen großen Anstalten, wegen der wahrscheinlichen Dauer, und wegen der preußischen Heere im Felde, nicht ausführbar. Friedrich hätte Sachsen, Schlesien, ja Alles preisgegeben, um Magdeburg zu retten, und die zahlreichsten Belagerungs-Armeen wären, verschanzt oder unverschanzt, unter den Mauern dieser Festung mit Wuth angegriffen worden. Die Gewißheit einer solchen nachdrucksvollen Operation, wendete jeden Belagerungsversuch ab, und der König blieb wegen Magdeburg ganz unbesorgt.

Was aber durch äußere Gewalt nicht thunlich, konnte durch Verrätherei ausgeführt werden, und zu dieser wurde mehr als Ein Entwurf gemacht. Friedrich hatte keinen Gedanken von einer hier möglichen Gefahr, als der von ihm hier gefangen gehaltene kaiserliche Rittmeister Trenk, im scheußlichsten Kerker, unter der Last seiner Ketten auf Mittel sann, Magdeburg zu überrumpeln; und es fehlte wenig, so wäre das Schicksal eines Monarchen, den die größten Mächte Europa's mit Anstrengung aller ihrer Kräfte nicht bezwingen konnten, von einem der nahen Verwesung geweiheten, in Eisen geschmiedeten Manne bestimmt worden; der, auf seinem Leichensteine ruhend, sein verschimmeltes Kommißbrod aß, allein dennoch die Rechte der gekränkten Menschheit tief fühlte, und nichts als Freiheit und Rache athmete. Glücklicher Weise für den König unterblieb der kühne Versuch.

Da alle großen Mächte in Europa Friedrichs Untergang beschlossen hatten, und der König von England, der

einzige mächtige Bundesgenosse, seinen Zustand mit Gleichgültigkeit betrachtete, so wandte er sein Augenmerk auf Asien, und versuchte durch Unterhändler, sowohl den Großsultan als den Tatar=Khan zu Einfällen in Ungarn und Rußland zu bewegen. Der Ruf von Friedrichs Thaten war bis in jenen Welttheil gedrungen, und sein Name wurde am schwarzen Meer, und an der chinesischen Mauer, so wie am Ganges mit Ehrfurcht genannt. Die morgenländischen Völker, mit der Geographie unbekannt, waren in Erstaunen verloren, daß ein Fürst, dessen Existenz nie zu ihren Ohren gekommen war, den mächtigsten Nationen der westlichen Welt in einer Reihe von Jahren durch die Waffen Widerstand that, und nicht überwältigt werden konnte. Die Türken schüttelten am meisten die Köpfe. Sie kannten die furchtbare Macht der deutschen Sultanin, die gewaltigen Kräfte des russischen Reichs, und von den Kriegstalenten der Schweden hatten sie die höchsten Begriffe. Wie alle diese, vereinigt mit dem mächtigen französischen Sultan, nicht fähig wären, einen kleinen König zu unterjochen, dieses war ihnen ein unerklärbares Räthsel. Die Gesandten der kriegführenden Höfe, die in Konstantinopel von den Türken darum befragt wurden, schoben die Schuld auf's Glück. Die Muselmänner aber waren damit nicht befriedigt; ihre Hochachtung für den König von Preußen wuchs, und die ottomannische Pforte würde, durch eigene Staatsvortheile angefeuert, da der Waffenstillstand mit Oesterreich zu Ende ging, im Jahr 1761 wahrscheinlich mit Preußen ein Bündniß gemacht haben, wenn der französische Hof, der beständig so großen Einfluß auf die Rathschläge des Divans hat, die Ausführung nicht verhindert hätte.

In Westphalen, wo der Herzog Ferdinand wegen der feindlichen Uebermacht vertheidigungsweise verfuhr, und die Franzosen ihrer zerstörten Magazine halber in den Kantonnirungsquartieren aufgehalten wurden, war es erst mitten im Sommer, als man den Feldzug eröffnete. Soubise machte die erste Bewegung am Ende des Juni, und ging

mit seiner Armee über den Rhein; er rückte vorwärts nach Münster zu, bis er auf den Erbprinzen von Braunschweig stieß; auch Broglio brach von Kassel auf, um sich mit Soubise zu vereinigen, und sodann mit vereinigter Macht die Alliirten anzugreifen. Er traf auf dem Marsch das Corps des hannöverschen Generals Spörken an. Dieser, obgleich vortheilhaft postirt, wollte sich mit einer so großen Armee nicht einlassen; er zog sich zurück, und überließ den Franzosen 800 Gefangene, 19 Kanonen und 170 Wagen.

Ferdinand blieb nicht unthätig. Er ließ das Schloß zu Marburg und Ziegenhain belagern. In letzteren Ort wurden binnen 18 Tagen 1500 Bomben geworfen. Die Stadt ging im Feuer auf, allein die französische Besatzung wehrte sich tapfer; und da ein unaufhörliches Regenwetter es unmöglich machte, die Laufgräben förmlich zu eröffnen, so wurden beide Belagerungen aufgehoben. Die Belagerung von Kassel aber, die die Alliirten im Anfang des März unternommen hatten, wurde muthig fortgesetzt. Der Graf von Broglio, Bruder des Herzogs, kommandirte in der Stadt. Er hatte sich auf eine lange Vertheidigung vorbereitet, und vieles Pferdefleisch einsalzen lassen. Die schönen Gärten vor der Stadt wurden dem Erdboden gleich gemacht. Nun wandte er alle Kräfte an, den Feind abzuhalten. Es glückte auch, so daß 4 Wochen nach geöffneten Laufgräben die Belagerer wieder abzogen. Ferdinand ließ indessen die Franzosen beständig durch leichte Truppen harassiren, zerstörte ihre neuangelegten Magazine, und fing ihre Transporte auf. Dies veranlaßte Broglio, nachdem er sich mit Soubise vereinigt hatte, zu dem Entschluß, die Alliirten zu einer Schlacht zu zwingen. Sobald Ferdinand diese Absicht merkte, bezog er das feste Lager bei Hohenover. Broglio griff ihn hier den 15. Juli mit einem heftigen Feuer an. Man focht, bis es dunkel wurde; die Franzosen wurden zurückgeschlagen, und zogen sich in die Gebüsche an der Salzbach. Das Treffen aber wurde am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages von Broglio

erneuert. Beide französische Armeen näherten sich in Schlachtordnung. Das Feuer aus dem groben Geschütz und Musketen war schrecklich, und dauerte 5 Stunden. Die Franzosen konnten keinen Fußbreit Grund gewinnen. Endlich bemächtigten sich die Alliirten einer Anhöhe, brachten die Feinde in Verwirrung, und schlugen sie zurück; sie ließen ihre Todten, ihre Verwundeten, und viele Kanonen im Stich, und flohen. Es wurden eine Menge Gefangene gemacht, worunter sich das ganze französische Regiment Rouge befand. Der linke Flügel der Franzosen, der mittlerweile mit dem Erbprinzen im Handgemenge gewesen war, gab nun auch den Streit auf, und zog sich zurück. Die Natur des Grundes erlaubte es der Kavalerie nicht, die Fliehenden zu verfolgen, und den Sieg desto glänzender zu machen. Der Verlust der Franzosen in diesem Treffen war 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, die Alliirten zählten 300 Todte und 1000 Verwundete. Wenig Tage nachher hatte der Prinz Albert Heinrich von Braunschweig, der erst kürzlich bei der Armee angekommen war, um seinem großen Bruder und Onkel nachzueifern, das Unglück, bei einem elenden Scharmützel durch einen Schuß tödtlich verwundet zu werden. Soubise schickte selbst zwei der erfahrensten Wundärzte in's Lager der Alliirten, die diesen edlen Jüngling doch nicht zu retten vermochten.

Obgleich Ferdinand die Ehre des Siegs hatte, so war doch dadurch nichts gewonnen. Bei der großen Uebermacht der Feinde kam ihr Verlust in keine Betrachtung; auch würden sie wahrscheinlich neue Versuche gemacht haben, um mit ihren zwei vereinigten Heeren die schwache Armee der Alliirten dennoch in die Enge zu treiben, allein die französischen Feldherren stimmten gar nicht zusammen. Es herrschte eine alte Feindschaft unter ihnen, und bald nach dem Treffen trennten sich beide Armeen. Beide zogen sich zurück; Broglio marschirte nach Kassel, und Soubise ging über die Röhr. Der erstere hätte bald das Unglück gehabt, beim Rekognosciren gefangen zu werden. Ein preußischer schwarzer

Husar hatte ihn bereits beim Rockkragen gefaßt, indem er über eine Hecke wegsetzte; allein das Pferd des Husaren stürzte, und Broglio entkam glücklich; 10 seiner Adjutanten aber und 200 Reiter von seiner Bedeckung wurden gefangen. Auch der Erbprinz von Braunschweig war wenig Tage zuvor diesem Schicksal nahe, als er bei Unna die Franzosen rekognoscirte. Sie umringten ihn plötzlich, allein er bahnte sich mit seiner Bedeckung den Weg durch den feindlichen Haufen.

Ferdinand sah sich nun auch genöthigt, seine Macht zu theilen, um beide feindliche Armeen zu beobachten, die endlich wieder vorrückten. Broglio's Absicht war durchaus, in Hannover so weit wie möglich einzudringen, und Soubise drohte Münster zu belagern, das er blokirt hielt; allein er hatte an dem Erbprinzen einen sehr wachsamen Gegner, der die Stadt Dorsten wegnahm, wo sich ein großes Magazin und die Feldbäckerei befand. Alles dieses wurde zerstört, über 100 Backöfen zertrümmert, und die Besatzung zu Gefangenen gemacht. Nun war Soubise gezwungen, sich über die Lippe zurückzuziehen.

Broglio aber war zu stark, um sich von Hannover abhalten zu lassen. Ferdinand bemühte sich, ihn in nachtheiligen Posten zu einem neuen Treffen zu bringen, und war daher immer in der Nähe; der französische Feldherr aber vermied sorgfältig sich einzulassen. Da Gewalt dieses Vorrücken nicht hemmen konnte, nahm Ferdinand seine Zuflucht zur List. Er marschirte eiligst nach Hessen und schnitt der französischen Armee die Zufuhr von dorther ab. Diese meisterhafte Kriegsoperation gelang. Broglio ging sogleich nach Hessen zurück. Ferdinand marschirte nun nach Paderborn, um die Franzosen zu beobachten, wenn sie ihren Anschlag auf Hannover erneuern sollten. Der Erbprinz, der jetzt wegen Münster nichts mehr zu fürchten hatte, stieß nun zur großen Armee, und vernichtete auf dem Marsch die französischen Magazine, die er in unbefestigten Oertern antraf.

Mittlerweile ging Soubise wieder über die Lippe, und sandte Truppen aus, die Westphalen durchstrichen und das Land grausam verheerten. Broglio schickte Detachements nach dem Harzwalde, und ließ schwere Kontributionen eintreiben. Der Prinz Xaver von Sachsen belagerte Wolfenbüttel, das sich nach einem Bombardement von 5 Tagen ergab. Nun richtete er seine Augen auf Braunschweig; allein der Erbprinz und sein Bruder Friedrich eilten ihrer bedrängten Hauptstadt zu Hülfe, und verjagten die Belagerer nach einem hitzigen Gefecht mit Verlust von mehr als 1000 Mann und einigen Kanonen; so daß sie nicht allein die Belagerung sofort aufhoben, sondern auch Wolfenbüttel verließen.

Ein Detachement von der Armee des Soubise nahm Osnabrück weg, und behandelte die Einwohner dieser Stadt ganz barbarisch, weil sie nicht sogleich eine ungeheure Brandschatzung bezahlen konnten. Ein ander Detachement erschien vor Embden, wo 2 Kompagnien britischer Invaliden die Besatzung ausmachten. Diese wurden durch die Versprechungen der Franzosen, und das Bitten der erschrokkenen Einwohner, zur Uebergabe der Stadt vermocht. Man achtete aber die Versprechungen wenig, und setzte ganz Ostfriesland in Kontribution. Die Größe der geforderten Summen, die der Einwohner Kräfte weit überstiegen, und die grausame Art, sie einzutreiben, setzten das ganze Volk in Verzweiflung. Die Bauern rotteten sich zusammen, bewaffneten sich so gut sie konnten, fielen über ihre unmenschlichen Feinde her, und jagten sie zum Lande hinaus. Viele dieser braven Bauern mußten aber nachher, da ein ander französisches Detachement ankam, ihre Selbstvertheidigung mit dem Strange büßen.

Die Reichsstadt Bremen war längst ein Dorn in der Franzosen Augen gewesen. Die vortheilhafte Lage dieses Orts an der Weser, die Größe und der Reichthum desselben, die Nachbarschaft des Meeres, Alles lud zu dem Besitz ein. Hierzu kam, daß die Stadt voller Magazine für die alliirte

Armee war, die große Leichtigkeit, sie von der Seeseite immer zu füllen, und die Kommunikation mit Stade. Die Franzosen hatten schon bei Frankfurt am Main gezeigt, daß man die Reichsstädte nöthigenfalls feindlich behandeln müßte. Klagen dieser Art beim Oberhaupt des deutschen Reichs waren ohne Wirkung. Die Einnahme von Bremen wurde daher von den Franzosen beschlossen; allein das Gerücht ihrer Grausamkeit, und die Beispiele davon, die man in allen benachbarten Ländern gesehen hatte, trieb die Einwohner zu dem Entschluß, sich lieber bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, als solch einem Feinde die Stadt einzuräumen. Er wurde mit Verlust abgewiesen, und zog sich schleunig zurück. Ferdinand verstärkte die Besatzung durch einige britische Bataillone, um ähnliche Versuche desto nachdrücklicher zu vereiteln.

Die Franzosen bemühten sich mittlerweile, in den eroberten Provinzen durch allerhand Mittel ihre Bedürfnisse zu sichern. Die Hannoveraner mußten eine große Anzahl Katzen liefern, weil sich in den französischen Magazinen eine ungeheure Menge Mäuse einfanden. Da nun die Katzen das Einsperren nicht vertragen konnten, so wurden Lieferungen von Füchsen und Igeln ausgeschrieben. In Göttingen wurden die Schuster, deren Arbeit schlecht gerieth, auf öffentlichem Markt geprügelt, wobei die ganze Schustergilde gegenwärtig seyn mußte. Die Studenten dieser hohen Schule begaben sich in großer Anzahl nebst verschiedenen Professoren nach Klausthal, um Ruhe zu haben.

Der Winter näherte sich. Es war November. Broglio zeigte eine ihm ungewöhnliche Unthätigkeit; er stand unbeweglich in einem festen Lager bei Eimbeck, und hatte mehrere Detachements abgeschickt. Diese Schwächung, und die Entfernung der Armee des Soubise, erzeugte bei Ferdinand den Wunsch einer Schlacht. Er wandte alle Mittel an, Broglio dazu zu vermögen, allein vergebens. Ihn in seinem festen Lager anzugreifen, war eine zu gewagte Unternehmung. Ferdinand begnügte sich daher, Bewegun=

gen zu machen, als ob er Broglio's Kommunikation mit Göttingen abschneiden wollte. Er blokirte auch wirklich diese für die Franzosen äußerst wichtige Stadt, die mit einem auserlesenen Corps von 5000 Grenadiers de France besetzt war. Ihr Anführer war der General Vaux, ein Greis, der sich schon bei 18 Belagerungen befunden hatte, und an den Armen und Schenkeln lahm geschossen war. Er machte vortreffliche Anstalten. Die späte Jahreszeit kam ihm zu Hülfe; die Gewässer schwollen an; es rissen Krankheiten unter den alliirten Truppen ein, die Menschen und Pferde wegrafften. Selbst die Transporte konnten wegen der vielen todten Pferde nicht fortkommen, womit die Landstraßen gleichsam bedeckt waren. Die Alliirten gaben nun alle Hoffnung auf, sich dieser Stadt zu bemeistern, die überdies auf 6 Monate mit Proviant versehen war. Durch diese versuchte Blokade wurde jedoch Ferdinands Zweck völlig erreicht. Der französische Feldherr marschirte zurück, und bezog in und um Kassel die Winterquartiere. Soubise ging mit seiner Armee nach dem Niederrhein, und quartierte sie längs diesem Fluß ein. Auch die Alliirten, die nun in Westphalen keinen Feind mehr hatten, bezogen in dieser Provinz ihre Winterquartiere.

Ferdinand wandte nun seine Sorgfalt an, die von den Franzosen in Westphalen und Ost-Friesland zerstörten Magazine wieder anzufüllen. Theils geschah der Einkauf in Holland und England, theils in den Häfen an der Ostsee, wo man die Vorsicht gebraucht hatte, eine große Menge Lebensmittel und Getreide sowohl für die Armee, als für die ausgeleerten Provinzen im Voraus aufzukaufen; Maßregeln, die durch die allzeit fertigen Guineen erzeugt wurden, und ohne welche der größte Mangel sich in den ausgesogenen Ländern ausgebreitet haben würde.

Mittlerweile arbeiteten Oesterreicher und Russen, sich in den eroberten preußischen Ländern immer mehr festzusetzen. Noch nie hatten sie es dahin bringen können, er zu überwintern. Jetzt betrachteten die Kaiserlichen

Schlesien als ihr unbezweifeltes Eigenthum. Den Unterthanen in den eroberten Bezirken wurde auf Befehl des Hofes Getreide zur Bestellung ihrer Felder angeboten, und in Schmiedeberg ein wöchentlicher Getreidemarkt angelegt; auch mußten verschiedene ansehnliche Kaufleute aus den Gebirgsstädten nach Prag kommen, weil man wegen des Handels neue Einrichtung treffen wollte. Man hatte im Anfang dieses Jahres Miene gemacht, in Augsburg einen Friedens-Kongreß zu halten; auch waren die Gesandten der Kaiserhöfe bereits dazu ernannt, und ihre Tafelgelder genau bestimmt. Alle diese Zubereitungen aber hatten keinen Erfolg, und jetzt vollends wurde an keinen Frieden mehr gedacht.

Friedrich, ohne Beistand und fast ohne Hoffnung, sah nun standhaft seinem Untergang entgegen. Er schien nun ganz unvermeidlich. Siege konnten die Fortschritte seiner Feinde zwar hemmen, allein ihnen die eroberten Festungen wieder zu entreißen, dazu gehören langwierige, ungestörte Belagerungen, und eine Reihe glücklicher Schlachten. Der Operationsplan des Königs in dieser Lage zum bevorstehenden Feldzuge ist ein Geheimniß. Er wurde verworfen, oder doch ganz abgeändert, da ihm eine neue Sonne aufging. Das Glück hatte diesen großen Regenten bei so vielen Gelegenheiten begünstigt, seinen erhabenen Geist unterstützt, und die Erwartungen aller seiner Feinde getäuscht; allein die größte Wohlthat Fortunens war bis zu dem kritischen Zeitpunkt aufbehalten, wo der gekrönte Weise, durch die gewaltige Uebermacht der feindlichen Heere von allen Seiten gedrängt, seinem harten Schicksal gelassen entgegen sah. Keine Großmuth war von Feinden zu hoffen, die, uneingedenk des Nationalruhms und der Nachwelt, alle Kräfte mächtiger Reiche anstrengten, um durch ihre kolossalische Verbindung einen einzigen zu unterdrücken. Nichts Geringeres, als das Ende der preußischen Monarchie, war zu erwarten. Friedrichs durchdringender Geist konnte

nicht durch leere Hoffnungen getäuscht werden. Manchmal gewannen die Besorgnisse die Oberhand in seiner Seele. Indessen war er zu Allem vorbereitet. Er hatte nicht allein Maßregeln für den Fall genommen, wenn er das Unglück haben sollte, gefangen zu werden, sondern er trug auch in diesem Feldzuge Gift bei sich, um den letzten Schlägen des widrigen Schicksals zuvorzukommen. Der Oberst Quintus Icilius, der Freund und tägliche Gesellschafter des Helden, hat diesen geheimen merkwürdigen Umstand aufgezeichnet.

In diesen hoffnungslosen Augenblicken brachte ein Kurier dem König die Nachricht von dem Tode der russischen Kaiserin Elisabeth, die den 25. December 1761 starb. Dieser Abtritt aus der Welt, von einer einzigen Person, veränderte den ganzen Horizont des politischen Himmels. Alle Entwürfe der Bundesgenossen, alle Operationspläne, alle Hoffnungen von Preußens Feinden, alle neue Staatssysteme, wurden nun auf einmal vernichtet, und die Russen, die schrecklichsten Feinde der Preußen, wegen ihrer Verheerungen, jetzt durch das bloße Wort ihres neuen Beherrschers, zu Friedrichs Freunden umgeschaffen. Dieser Thronfolger, Peter III., hatte in eben dem Grade eine Zuneigung gegen den König von Preußen, als die Kaiserin Elisabeth ihn haßte. Eine der ersten Handlungen des neuen Regenten war daher, Friedrich seiner Freundschaft zu versichern. Dieser Versicherung folgte gleich ein Waffenstillstand, und dann bald der Friede; diesem ein Bündniß, dem Bündniß ein vertrauter Briefwechsel, und die letzte Stufe Peters war ein Enthusiasmus für den König, der keine Grenzen kannte, und sich auf mannigfaltige Art äußerte.

Elisabeth hatte dieses erwartet, und war daher mit ernstlichen Verfügungen zur Fortsetzung des Kriegs in die andere Welt gegangen. Noch auf ihrem Todbette hatte sie von dem russischen Senat das Versprechen gefordert, nicht ohne den Beitritt der Bundesgenossen mit Preußen Friede

zu machen. Es geschah dennoch, da sie kaum die Augen geschlossen hatte. Die russischen Truppen machten Anstalten, das Königreich Preußen, Pommern und die Neumark zu räumen. Das eroberte Kolberg wurde wieder zurückgegeben, die Kriegsgefangenen befreit, und das russische Corps unter Czernichef, von der österreichischen Armee abgerufen. Peter rieth nun ernstlich zum Frieden; da man aber in Wien davon nichts als unter unannehmbaren Bedingungen hören wollte, so erhielt Czernichef Befehl, mit seinen 20,000 Russen zum König zu stoßen, und ihm unbedingt zu gehorchen.

Diese Begebenheit, eben die Truppen bei den preußischen Heeren zu sehen, die man seit 6 Jahren mit Erbitterung bekämpft hatte, schien sowohl den Preußen als den Oesterreichern ein Traum zu seyn. Die letzteren glaubten sie anfangs gar nicht; selbst die kaiserlichen Offiziere, die in Breslau gefangen waren, die folglich Alles mit eigenen Augen sahen, und mit eigenen Ohren hörten, hielten das Ganze für ein ersonnenes Gerücht, den Muth der Truppen zu beleben; und da Czernichef nebst anderen russischen Generalen sich von ihren Truppen entfernten, und nach Breslau mit einem großen Aufzuge zum König kamen, so behaupteten sogar gefangene kaiserliche Generale, daß Alles nur Blendwerk, und die mit russischen Ordensbändern gezierten russischen Befehlshaber verkleidete preußische Offiziere wären. Alle Zweifel aber hatten ein Ende, da sich das russische Corps im Juni mit der Armee des Königs wirklich vereinigte.

Der Krieg bekam nun eine andere Gestalt. Alle Staaten Friedrichs, von Breslau bis an die russischen Grenzen, waren nun von den Feinden befreit und keine verheerenden Einfälle mehr zu besorgen; auch die Schweden, des Krieges müde, und aus Furcht vor den Russen, hatten im Mai mit Preußen Friede gemacht. Peter, der preußische Uniform trug, des Königs Bildniß vor den Augen der Russen

küßte, und ihn gleichsam als seinen Oberherrn betrachtete, wollte in Person mit einem großen Heere zu ihm stoßen, und man war berechtigt, außerordentliche Dinge zu erwarten.

Mit diesen glänzenden Hoffnungen eröffnete Friedrich den Feldzug vom Jahr 1762. Durch so viele außerordentliche Eigenschaften über andere Sterbliche erhaben, rächte er jetzt gleichsam die wegen seiner Geistesgröße gedemüthigte Menschheit. Das Vertrauen auf seinen neuen Bundesgenossen schwächte nun bei ihm die Sorgfalt für seine braven Truppen, denen er jetzo zum ersten Mal die sogenannten Winter-Douceurs entzog; Gelder, die für die große Menge armer Offiziere, die bloß von ihrem Solde leben, zu ihrer Ausrüstung gegen den neuen Feldzug unentbehrlich waren, und jetzt ganz ohne Noth, im Zeitpunkt des Glücks, zurückgehalten wurden. Nicht einmal eine Scheinursache wurde angegeben, warum man dieses so nöthige, so gerechte, so pflichtmäßige Geschenk, das jeden Winter ausgetheilt worden war, jetzt patriotischen, ihren König anbetenden Kriegern versagte. Ein jeder Subaltern-Offizier erhielt 50, ein Kapitän 500 Reichsthaler u. s. w. Mit diesem Gelde wurde der Abgang der Pferde, und der im verflossenen Feldzuge ruinirten Feldequipage ersetzt. Die Kompagnie-Chefs mußten dafür die zahlreichen Feldbedürfnisse ihrer Soldaten anschaffen, so daß dies Geld nicht sowohl eine sehr gerechte Wohlthat als eine Ehrenschuld war. An die Stelle dieses Geschenkes traten scharfe Verordnungen, die unbedeutende Formalitäten zum Gegenstande hatten. In dem ganzen Laufe des Krieges hatten sich die Offiziere auf Märschen gewöhnlich des Degens anstatt des Espontons bedient, das im Felde ganz entbehrlich war und zur Vertheidigung nichts taugt. Nun aber mußten diese Paradezeichen bei allen Gelegenheiten gebraucht werden, und so ging es mit vielen anderen Kleinigkeiten, die jetzo erst hervorgesucht, den ruhigen unbesorgten Feldherrn verriethen.

Die Oesterreicher zogen nun ihre ganze Macht nach Schlesien, nachdem sie ein ansehnliches Corps zu der

Reichsarmee geschickt hatten. Sie waren Meister von Glatz, von Schweidnitz und vom Gebirge. Da die Belagerung der letzteren Festung gewiß erwartet wurde, so machte man außerordentliche Anstalten, sie zu sichern. Viele tausend Bauern und Soldaten mußten den ganzen Winter durch arbeiten, um jede bei Schweidnitz liegende Anhöhe zu einem Fort umzuschaffen. Die Gebirge selbst stellten eine Kette befestigter Terrassen dar. Die Sicherheitsmaßregeln waren eben so sorgfältig in Ansehung Schweidnitz selbst beobachtet worden. Man hatte 12,000 Mann auserlesener Truppen hier in Besatzung gelegt; reichlich versehen mit Proviant, Munition und allen anderen Bedürfnissen. Der General Guasco, ein durch Muth und Kriegserfahrung ausgezeichneter Befehlshaber, wurde zum Kommandanten ernannt, und ihm der General Gribauval, der größte Ingenieur in Europa, zur Unterstützung zugegeben.

So war Schweidnitz beschaffen, als der König, mit dem russischen Corps vereinigt, in die umliegenden Gegenden rückte. Diese Vereinigung konnte erst Ende des Juni geschehen, wodurch die Operationen aufgehalten wurden. Nun aber schickte der König den General Neuwied mit einem Corps nach Böhmen, um die Oesterreicher zu zwingen, ihre hinter sich liegenden Magazine zu decken, und dadurch sich von der Kommunikation mit Schweidnitz zu entfernen. Bei diesem Corps befanden sich auch 2000 Kosaken. Diese letzteren schwärmten ihrer Gewohnheit gemäß herum und streiften bis an die Thore von Prag. Friedrich hoffte durch diese Bewegung, im Rücken der feindlichen Armee, Daun von seinen Anhöhen bei Burkersdorf herunter zu bringen. Dieser Feldherr aber blieb unbeweglich stehen. Die Preußen kamen mit Beute beladen aus Böhmen zurück, und nun wurden alle Anstalten zur Belagerung von Schweidnitz gemacht. Es war jedoch nicht möglich, sie zu unternehmen, so lange die Oesterreicher noch die befestigten Berge inne hatten; sie mit Gewalt von dort zu vertreiben, erforderte einen sehr gefährlichen Versuch, wobei der Erfolg ungewiß war.

In dieser Lage war man, als sich in Rußland eine außerordentliche Revolution ereignete. Der Kaiser, Peter, der eben erst den Thron dieses großen Reiches bestiegen hatte, wurde von demselben heruntergestürzt. Seine wohlmeinenden Neuerungen hatten den hartnäckigsten Widerstand erregt. Soldaten und Priester, sonst so selten einstimmig, waren es hier im Haß gegen den Monarchen, der dem einen Stand seine Vorrechte, und dem anderen seine Bärte nehmen wollte. An der Spitze der Verschwörung stand Peters ruchlose Gemahlin Katharina. Im ersten günstigen Augenblick stürzte sie ihn mit Hülfe ihrer Partei vom Thron, und ließ sich selbst als Selbstbeherrscherin aller Reußen ausrufen. Peter starb 6 Tage nachher, vergiftet und erdrosselt zugleich.

Diese Staatsumwälzung geschah den 9. Juli 1762. Da der Senat durchaus den Krieg wider Preußen erneuert haben wollte, so wurden wirklich die nöthigen Befehle schon dazu ausgefertigt. Diesen Befehlen folgte den 16. Juli ein Manifest, worin die Huldigung der neuen Kaiserin von allen Unterthanen in den eroberten preußischen Provinzen verlangt wurde. Das Vorurtheil der russischen Nation, als ob Friedrich ihrem entthronten Kaiser die mißfälligen Neuerungen angerathen, und seine Entwürfe bestimmt hätte, trug zu diesem Kriegsgeschrei das Meiste bei. Selbst Katharina hielt ihn nicht für ihren Freund, und sie dachte auf Mittel, den ärgsten Feind Rußlands, wie er in ihrem ersten Manifest betitelt wurde, vollends zu Grunde zu richten. — In dieser Stimmung war Jedermann; der Krieg war beschlossen und das Huldigungs-Manifest eben abgeschickt worden, als man am nächstfolgenden Tage des erblaßten Peter Privatpapiere untersuchte. Die Briefe Friedrichs erregten allgemeines Erstaunen. Ihr Inhalt war ganz anders, als man vermuthet hatte. Es waren weise Regierungs-Rathschläge, und die ernstlichsten Ermahnungen an den neuen Kaiser, seine Leidenschaften zu mäßigen. Die Kaiserin wurde beschämt; die anwesenden Senatoren verstummten; und der

Haß hörte auf. Die Kriegsbefehle wurden widerrufen, und der Friede bestätigt.

Friedrich war eben im Begriff, die Oesterreicher auf ihren verschanzten Bergen anzugreifen, als er von Peters Fall die schreckliche Nachricht aus Rußland vernahm, der gleich darauf ein Befehl an Czernichef folgte, mit seinem Corps sogleich die preußische Armee zu verlassen. Der König mußte bei den veränderten Gesinnungen des russischen Hofs erwarten, daß eben dieses Corps in wenig Tagen abermals zu seinen Feinden stoßen, oder abgesondert gegen ihn agiren würde. Es hing von ihm ab, diese 20,000 Mann zu entwaffnen; allein er handelte auf eine ganz entgegengesetzte Art. Er entließ die Russen mit allen Beweisen freundschaftlicher Achtung. Sie wurden auf dem Rückmarsch, eben so, als ob es noch ein preußisches Hülfscorps wäre, so lange sie sich in den königlichen Ländern befanden, mit allem Nöthigen versehen. Das großmüthige Betragen des Königs verursachte, daß die russischen Generale sich sehr ungern vom preußischen Heer entfernten. Czernichef besonders trennte sich mit Leidwesen von Friedrich, der ihn überaus reichlich beschenkte.

Der befohlene Abmarsch der Russen blieb einige Tage ein Geheimniß, sowohl für sie selbst, als für die Preußen; auch im österreichischen Lager ahnte man nichts davon. Es waren Anstalten in Rücksicht auf die Verpflegung eines so großen marschirenden Corps erforderlich, die nicht in einem Tage gemacht werden konnten. Diese kostbare Zeit benutzte Friedrich auf eine meisterhafte Art. Er beschloß, die Verschanzungen der Oesterreicher jetzt ohne Verzug anzugreifen, wobei er den Vortheil hatte, daß die Russen immer noch ihren Raum in der Schlachtordnung einnehmen, und sich bei einem Anfall vertheidigen würden; auch war er gewiß, daß Daun einen Theil seiner Truppen diesem Corps entgegen setzen, und sich dadurch schwächen müßte. Zugleich wünschte er auch den Russen bei ihrem Abschiede einen auffallenden Beweis von dem Muthe und der Kriegsgeschick-

lichkeit der Preußen zu geben. Den 20. Juli, sobald es Nacht war, wurde an einer großen Batterie in der Ebene gearbeitet, die vor den verschanzten Bergen lag. Man hatte auf dieser Ebene kein preußisches Lager, ja nicht einmal Posten gesehen; jetzt aber in der Nacht formirte sich eine Truppenlinie, die bei anbrechendem Tage in Schlachtordnung stand. Eine ungeheure Batterie mit 45 Haubitzen besetzt, war fertig, und schien gleichsam in wenig Stunden aus der Erde hervorgewachsen. Sobald man nur um sich sehen konnte, fingen die Preußen ein entsetzliches Feuer an. Die österreichische Kavalerie, die in den Thälern zwischen den Gebirgen postirt war, wurde durch die Haubitz-Granaten begrüßt, in große Unordnung gebracht, und tief in den Schlund der Berge getrieben. Nun griff man die Verschanzungen selbst mit einem heftigen Bombardement und mit Stürmen an. Verschiedene der besten preußischen Regimenter, unter Anführung des Generals Möllendorf, wurden zu diesem gefährlichen Dienst bestimmt. Weder die senkrechten Berge mit ihren aufgeworfenen Erdhaufen und Wolfsgruben, noch die Pallisaden und Kanonen, die aus jedem Berge ein Fort machten, konnten die Fortschritte der Preußen hemmen. Es wurde auf allen Seiten gestürmt, wo man nur festen Fuß hinsetzen konnte. Der General Möllendorf fand einen minder beschwerlichen Zugang zu diesen Anhöhen. Er benutzte ihn sofort, und da wegen des steilen Abhanges keine Pferde herankonnten, so griffen die Soldaten vom Regimeut des Kronprinzen eine Kanone an, und trugen sie auf den Berg herauf. Der Feind floh nun allenthalben, und in vier Stunden waren alle diese mit so großer Mühe verschanzten Berge erobert, 1400 Mann von den Feinden getödtet, und 800 zu Gefangenen gemacht. Man erbeutete eine Anzahl Kanonen und trieb die Oesterreicher ganz auf ihre Hauptarmee zurück. Während dieses Vorganges waren alle Truppen, sowohl Preußen als Russen, so entfernt sie auch vom Kampfplatz seyn mochten, unter Waffen, um die große österreichische Armee zu beobach-

ten, die sich jedoch ruhig verhielt. Die vornehmsten russischen Generale befanden sich als Zuschauer beim König in den Kampfthälern. Dies war ein außerordentliches Kriegsschauspiel, das Friedrich den abziehenden Russen gleichsam auf den Weg gab. Er hatte die Zufriedenheit, diese seine Alliirten in den wenigen Wochen ihrer Anwesenheit nie gebraucht zu haben. Die Kosaken ausgenommen, die mit dem General Neuwied nach Böhmen marschirten, stand das russische Corps allemal ruhig in ihren Lagern. Kein Russe blutete für den König von Preußen, der, nach wie vor, ohne fremden Beistand mit seinen Feinden focht.

Den nächstfolgenden Tag nach diesem großen Gefecht am 22. Juli verließen die Russen die preußische Armee. Die Befehlshaber höchst ungern, weil sie keine solche Kriegsschule mehr zu finden hofften; der gemeine Soldat aber gern, weil er außer seinem Brod, das ihm regelmäßig gereicht wurde, an anderen Lebensmitteln Mangel litt, die er bei seinem sehr geringen Sold nicht zu kaufen vermögend war, und in Schlesien nicht geplündert werden konnte. Zwei Pfund Brod täglich, ohne andere Speise, war für den russischen Magen nicht hinreichend. Diese hungrigen Krieger zeigten daher, wenn sie preußische Offiziere sahen, mit Achselzucken auf ihren Mund, und manche liefen in's Lager der Preußen, um Brod zu bekommen; erhielten sie welches aus Mitleiden, so warfen sie sich dankend ihren Wohlthätern zu Füßen, und eilten damit wie mit einer Beute zurück.

Daun hatte durch das unglückliche Postengefecht bei Burkersdorf alle Kommunikation mit Schweidnitz verloren, und der Weg dahin von allen Seiten war jetzt dem Könige offen, der nun die letzten Anstalten zur Belagerung dieser Festung machte, die jedoch erst den 8. August ihren Anfang nahm. Der General Tauenzien wurde aus Breslau abgerufen, und erhielt das Kommando des Belagerungscorps, das aus 20 Bataillonen Infanterie nebst einigen Regimentern Kavalerie bestand, und mit einer sehr zahlreichen Artillerie versehen war. Zwei Armeen, eine un=

ter dem König, und die andere unter dem Herzog von Bevern, deckten diese Belagerung. Sie war, militärisch betrachtet, die merkwürdigste des ganzen Kriegs, sowohl in Ansehung der Kunst des Angriffs und der Vertheidigung, als der Dauer, und wegen mancherlei Nebenumstände. Es ereignete sich dabei ein Vorfall, der noch nie erhört war. Zwei Franzosen, Gribauval und Le Fevre, kommandirten als Ingenieure inn= und außerhalb der Festung. Der erstere stand noch in französischen Diensten, war aber von Ludwig XV. wegen seiner großen Fähigkeiten zur österreichischen Armee gesandt worden, und Le Fevre diente dem König Friedrich. Beide waren gute Freunde und beide Schriftsteller. Beide hatten in Ansehung der Belagerungskunst eigene Systeme, die sie öffentlich in ihren Schriften vertheidigt hatten. Nun zeigte sich die seltene Gelegenheit, die Güte ihrer Theorie durch die Ausübung gegeneinander vor den Augen aller kultivirten Nationen zu beweisen. Die Materialien zu diesen Experimenten, Menschenblut, Eisen und Pulver, waren ihren Versuchen überlassen. Le Fevre wollte vorzüglich durch Minen die Festung einnehmen, und zwar in kurzer Zeit. Er erfüllte sein Versprechen nicht, und man war genöthigt, größtentheils nach den alten Regeln zu verfahren. Das Bombardement war sehr lebhaft und wurde Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt. Eben so lebhaft war die Vertheidigung; die Artillerie in der Festung wurde sehr wohl bedient, und fast alle Nächte geschahen Ausfälle, jedoch mit geringer Wirkung.

Daun, entschlossen, den Ort zu entsetzen, wartete nicht länger als sechs Tage mit seinem Versuch, dessen Erfolg ihm unfehlbar schien. Zwischen dem österreichischen Heere und Schweidnitz, bei Reichenbach, stand das große preußische Corps unter dem Herzog von Bevern, von der königlichen Armee abgesondert. Dieses sollte von allen Seiten angegriffen und vernichtet werden, noch ehe der entfernte König Hülfe senden konnte. Man rechnete auf die große Uebermacht, und hoffte die Scene von Maxen hier erneuert

zu sehen. Vier Corps, unter Lascy, O'Donel, Beeck und St. Ignon, griffen die Preußen zu gleicher Zeit von vorne, auf beiden Flügeln und im Rücken an. Der Herzog verhielt sich dabei wie ein großer Feldherr. Die Feinde fielen in die Bagage der Preußen, die ganz verloren zu seyn schien. Einige Generale wollten sie mit ihren Brigaden vertheidigen, allein der Befehlshaber verbot es. „Wenn wir geschlagen werden", sagte er, „so dürften wir in unserer Lage schwerlich etwas von der Bagage retten; siegen wir aber, so soll sie bald wieder unser seyn". Diesem weisen Grundsatz zufolge, wodurch Friedrich auch im Jahre 1745 die Schlacht bei Sorau gewann, überließen die Preußen ihre Bagage der Plünderung der Feinde, und fochten, ohne sich zu trennen. Sie machten allenthalben Front, und verließen sich auf die Thätigkeit ihres Königs, der sie nicht verlassen würde. Ihr Vertrauen war auch nicht vergebens; denn gleich nach den ersten Kanonenschüssen hatte sich der Prinz von Würtemberg zu Pferde geworfen, und eilte an der Spitze der Reiterei des Königs mit verhängtem Zügel herbei, und so stürzte er auf O'Donels Corps, das gleich über den Haufen geworfen wurde. Dieser Kavalerie folgte im vollen Trabe die sogenannte reitende Artillerie von der königlichen Armee, und hinter ihr Friedrich selbst mit einem Corps Infanterie. Noch vor seiner Ankunft aber waren die Feinde schon ganz aus dem Felde geschlagen. Ihr Verlust war 1200 Todte und Verwundete und 1500 Gefangene. Die Preußen zählten 1000 Todte und Verwundete; von ihrer Bagage war nur sehr wenig verloren gegangen. Daun marschirte nun nach Glatz, und überließ Schweidnitz seinem Schicksal.

Die Belagerung wurde mittlerweile durch 68 Kanonen und 32 Mörser und Haubitzen beständig fortgesetzt. Die Besatzung, obgleich ohne Hoffnung des Entsatzes, verlor dennoch den Muth nicht. Es fehlte in der Festung nicht an Lebensmitteln, die der Soldat wohlfeil kaufen konnte; überdem erhielt ein jeder des Morgens ein Glas Branntwein,

und des Mittags einen Trunk Wein. Nach Verlauf eines Monats aber verlangte der Kommandant, General Guasco, zu kapituliren. Er wollte einen freien Abzug, der aber rund abgeschlagen wurde. Le Fevre's künstliche Minen erforderten jedoch viel Zeit, und thaten nur geringe Wirkung. Es waren sogenannte Druckkugeln; eine vortreffliche Erfindung Belidors, wodurch die Mineur-Wissenschaft, sowohl in ihren Grundsätzen, als in der Ausübung eine große Erweiterung bekam, und die jetzt zum ersten Male anwendbar gemacht wurde. In dem Lauf dieser Belagerung wurden vier dieser Druckkugeln zubereitet, gefüllt und angezündet, wovon einige ganz mißglückten. Bisweilen begegneten sich die beiderseitigen Mineurs unter der Erde, da sie denn, so lange sie noch durch Erdwände von einander abgesondert waren, Rauchkugeln, hernach aber ihre Pistolen gebrauchten. In einer größeren Entfernung bediente man sich der Dampfminen, wodurch die Minengänge der Belagerer eingestürzt wurden. Die kaiserlichen Mineurs waren den preußischen an Anzahl überlegen, wodurch viele Versuche der letzteren vereitelt werden mußten. Le Fevre war in der größten Verzweiflung; er weinte über seine fehlgeschlagene Hoffnung, und suchte jetzt nichts weiter als den Tod, daher er sich auch an die gefährlichsten Oerter hinwagte.

Das Feuer über der Erde wüthete indessen unaufhörlich unter beiden Theilen. Jede Stunde, bei Tag und bei Nacht, hatte ihre Todten. Die Freiwilligen in der Festung, die bisher die gefährlichsten Arbeiten unternommen, fingen nun an es überdrüssig zu werden. Die Belohnungen, die sie erhielten, waren für sie sichere Unterpfänder ihres Todes. Man hob alle schweren Unternehmungen für sie auf. Friedrich besuchte fleißig die Laufgräben, und war mit den unerwarteten Verzögerungen sehr unzufrieden. Er machte selbst zweckmäßige Anordnungen, die seine große Einsicht in die Belagerungskunst bewiesen. Die Eroberung des Ortes schien schon vielen sehr zweifelhaft, und es war nach einer 2monatlichen Blutarbeit gewiß, daß Schweidnitz in 2 bis 3

Wochen entweder eingenommen, oder die Belagerung aufgegeben werden müßte. Endlich kam ein Zufall den Belagerern zu Hülfe. Eine Haubitz-Granate fand den Weg zu einem Pulvermagazin in der Festung, und zündete es an. Eine ganze Bastion vom Fort Jauernick mit zwei österreichischen Grenadier-Kompagnien wurde dadurch in die Luft gesprengt; 8 Offiziere, die eben an diesem dem Kriegsdämon geweiheten Ort Tafel hielten, wurden dabei auch in einem Nu Opfer des Todes. Der Knall war so erschrecklich, daß die umliegenden Berge davon erbebten.

Nun wurden Anstalten zu einem Sturm gemacht. Guasco aber wartete diesen nicht ab. Er ergab sich den 9. Oktober, 63 Tage nach geöffneten Laufgräben. Die noch übrige Besatzung, 9000 Mann stark, wurde zu Kriegsgefangenen gemacht. Der König ehrte des Kommandanten bewiesene Tapferkeit, und zog ihn zur Tafel. Er vergaß großmüthig, daß dieser Italiener bei der Eroberung von Dresden sich gegen die preußische Besatzung sehr unanständig betragen hatte. Die Preußen fanden in der Festung 353 Stück Geschütz, 55,400 Kugeln, Bomben und Granaten, und noch über 1000 Centner Pulver. Desgleichen an Proviant 2000 Centner Mehl, 740 Centner Zwieback, und 25,000 Brode. Die Gefangenen, sowohl Offiziere als Soldaten, wurden nach Preußen geschickt, wohin man sie auf Schiffen von Stettin aus transportirte. Diese Belagerung kostete den Preußen 3033, und den Oesterreichern 3552 Todte und Verwundete. Die ersteren hatten dabei 172,000, und die letzteren 125,000 Bomben und Kanonenschüsse gethan.

Der König machte nun Anstalten, nach Sachsen zu marschiren. Zuvor aber schickte er den General Neuwied mit 20 Bataillonen und 45 Eskadronen dahin ab, um die Armee des Prinzen Heinrich zu verstärken. Dieser große Feldherr war hier auch sehr thätig gewesen. Der General Belling, der bisher gegen die Schweden gestanden, hatte, nach dem mit dieser Nation geschlossenen Frieden, Mecklenburg verlassen, und Heinrichs Armee verstärkt. Nun

fand sich dieser Prinz stark genug, vorzurücken, und lange Zeit die Vereinigung der Oesterreicher mit den Reichstruppen zu verhindern. Er griff bei Döbeln den österreichischen General Serbelloni an, und schlug ihn mit einem Verlust von 2000 Mann in die Flucht. Serbelloni fiel einige Wochen nachher nun seinerseits die preußischen Vorposten an; allein er wurde zurückgetrieben, und büßte abermals über 1000 Mann ein. Noch andere große Gefechte geschahen unter Seydlitz' Anführung bei Auersbach und bei Töplitz, wobei dieser General die Feinde schlug, ihnen 600 Wagen abnahm, und eine Menge Gefangene machte. Heinrich hatte sich bei Freiberg gelagert, und die Oesterreicher hatten sich während der Zeit mit den Reichstruppen vereinigt. Die Feinde verließen sich auf ihre Uebermacht, und gaben den Preußen eine vortheilhafte Gelegenheit zu schlagen. Die Schlacht geschah bei Freiberg den 29. Oktober. Sie dauerte nur 2 Stunden, allein sie war blutig und entscheidend. Die österreichischen leichten Truppen wurden über den Haufen geworfen, die Reichsarmee in ihren Verschanzungen angegriffen, und bis über die Mulde zurückgeschlagen. Die regulären Regimenter der Oesterreicher, die auch ein Corps Preußen vor sich sahen, hielten sich allein zu schwach, den Preußen den Sieg streitig zu machen, und zogen sich zurück. Daun hatte den sächsischen Prinzen Albert mit einer Verstärkung nach Freiberg abgeschickt, allein sie kam zu spät. Die Sieger zählten an diesem Tage 1400 Todte und Verwundete; die Feinde hatten 3000 Todte und Verwundete, 4400 Mann von ihnen waren gefangen, und 28 Kanonen nebst 9 Fahnen erbeutet worden.

Die geschlagenen Armeen marschirten nach Böhmen, wohin ihnen Kleist mit einem fliegenden Corps nachgeschickt wurde, der dort verschiedene Magazine zerstörte, und fast bis an die Thore von Prag brandschatzte. Der König erhielt die Nachricht von der gewonnenen Schlacht auf seinem Marsch nach Sachsen. Die Winterquartiere seiner Truppen wurden dadurch beschleunigt. Er zog eine Kette von

Thüringen durch Sachsen, durch die Lausitz und durch Schlesien, und schloß mit den Oesterreichern einen Waffenstillstand. Diese hatten von allen ihren Eroberungen jetzt am Ende des siebenten Feldzugs nur noch einen kleinen Distrikt bei Dresden, und die Grafschaft Glatz inne. Sie fanden den von den Russen befreiten König von Preußen nun zu mächtig; sie wünschten sich Erholung, und waren daher mit dem Waffenstillstand sehr wohl zufrieden, der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien erstreckte.

Die Alliirten hatten den Feldzug mit ungünstigen Aussichten eröffnet. Obgleich 20,000 Russen zu ihnen stoßen sollten, deren Marsch bereits regulirt war, und für welche man auch schon Magazine anlegte, so schien doch die Hauptstütze in England zu sinken. Das neue britische Ministerium war dem Kriege in Deutschland sehr abgeneigt, und zeigte daher nicht den geringsten Eifer, Ferdinands Operationen zu unterstützen. Da es jedoch dem herrschenden Minister, Lord Bute, noch nicht rathsam schien, dem Willen der ganzen Nation Hohn zu sprechen, so wurden im Frühling eine Anzahl Rekruten, wie auch ein neues Regiment Bergschotten, nach Deutschland geschickt. Die Truppen der Alliirten setzten sich indessen am Ende des Winters in Bewegung. Der Erbprinz griff das Schloß Arensburg an, das von den Franzosen besetzt, und zur Erhaltung ihrer Kommunikation mit Kassel sehr nothwendig war. Der Kommandant Muret verlangte einen freien Abzug. Dieser wurde nicht gestattet, sondern das Kastell mit großer Lebhaftigkeit beschossen. Nach einer 6stündigen Kanonade ergab sich Muret mit 240 Mann auf Gnade und Ungnade. Auf beiden Seiten wurde nicht ein einziger Mann getödtet, auch keiner verwundet, einen englischen Offizier allein ausgenommen. Der Erbprinz benutzte seine Vortheile, und näherte sich dem Rhein, hob allenthalben Rekruten aus, brandschatzte, und nahm Geißeln mit. Diese Fortschritte trieben die französischen Marschälle in's Feld. Soubise und Etrées kommandirten am Oberrhein, und der Prinz von Condé

am Niederrhein. Man ward bald gewahr, daß Broglio nicht mehr das Kommando hatte. Eine Menge Unfälle, die in diesem Feldzuge die Franzosen befielen, rächten die Ungnade, worin dieser Feldherr unverdient bei seinem Hofe gefallen war. Ferdinand rückte nun vor, griff die Franzosen bei Wilhelmsthal an, und trieb sie nach einem sehr hitzigen Gefecht bis unter die Kanonen von Kassel; andere eilten über die Fulde. Sie ließen 4000 Todte und Gefangene auf dem Wahlplatz zurück. Unter den letzteren war der größte Theil der Grenadiers de France. Die Kavalerie der Alliirten konnte nicht zum Treffen kommen, sonst wäre die Niederlage vollkommen gewesen. Die gefangenen französischen Offiziere hatten ihre ganze Bagage eingebüßt. Ferdinand ersetzte diesen Verlust auf eine sehr großmüthige Art. Er gab ihnen den Tag nach dem Treffen ein prächtiges Gastmahl. Unter dem Dessert befand sich ein großer verdeckter Aufsatz. Als man im Begriff war von der Tafel aufzustehen, sagte der Herzog zu den Offizieren, indem er auf das Verdeckte zeigte: „Hier, meine Herren, wird noch etwas für Sie seyn". Da keiner von ihnen den Deckel wegnehmen wollte, that es Ferdinand selbst. Die Offiziere erstaunten, da sie in diesem mysteriösen Gericht eine Menge goldener Uhren, Dosen, Ringe und andere Kostbarkeiten fanden, wovon jeder jetzt nach Belieben zulangte.

Um die Franzosen nun auch aus ihrem festen Lager bei Kassel zu vertreiben, schnitt ihnen Ferdinand die Kommunikation mit Frankfurt ab. Der französische General Rochambeau, der diese deckte, wurde angegriffen, und nach einer hartnäckigen Gegenwehr in die Flucht geschlagen. Die ansehnlichen Magazine bei Rothenburg fielen dadurch in die Hände der Alliirten. Ein anderer Sieg wurde den 23. Juli bei Lutternberg erfochten, wo das Corps des Prinzen Xaver angegriffen und geschlagen wurde. Man nahm 1000 sächsische Grenadiere nebst 500 Kavaleristen gefangen, dabei erbeutete man 15 Kanonen. Der Prinz Friedrich von Braunschweig war auch so glücklich,

die Feinde vom Kratzenberge zu vertreiben, und eine Menge Gefangene zu machen.

Die Franzosen wurden durch diese Unfälle so geschwächt, daß der Prinz Condé der großen Armee in Hessen eiligst zu Hülfe marschirte. Der Erbprinz setzte sich ihm entgegen, und griff ihn den 1. September bei Johannisberg an. Das Glück erklärte sich anfangs für die Alliirten, allein die vortheilhafte Stellung der Franzosen, ihre Uebermacht, und eine gefährliche Wunde, die der Erbprinz im Unterleibe empfing, entschieden den Sieg. Ferdinand, der sich in der Nähe befand, kam noch zu rechter Zeit den zurückgeschlagenen Truppen zu Hülfe, um eine gänzliche Niederlage abzuwenden. Die Alliirten verloren an diesem Tage 2400 Mann.

Nun geschah die Vereinigung der französischen Armeen, die jetzt wieder die Offensive ergriffen. Sie belagerten das Schloß Amöneburg an der Ohm. Die Brücke über diesen Fluß wurde von den Alliirten vertheidigt. Beide Heere schickten immer frische Truppen ab, um das Gefecht zu unterstützen, das unter einem heftigen Feuer 14 Stunden lang dauerte. Die Passage mußte forcirt werden, wenn die Franzosen Kassel retten wollten. Die Nacht machte dem Kampf ein Ende, der jedem Theil beinahe 1000 Mann an Todten und Verwundeten gekostet hatte. Keiner hatte gesiegt. Da man jedoch mehr um Ehre, als um wesentliche Vortheile stritt, und die Franzosen es bei ihrer großen Macht länger aushalten konnten, so gab Ferdinand den streitigen Posten auf, und zog seine Truppen zurück. Den folgenden Tag ergab sich Amöneburg.

Der Winter war in der Nähe. Es wurde zwar an dem Frieden gearbeitet: allein er war doch nicht gewiß. Ferdinand wünschte daher den Feldzug durch eine auffallende Handlung zu beschließen, und richtete seine Augen auf Kassel. Die Eroberung dieser Stadt, wodurch das ganze Landgrafthum von den Feinden befreit wurde, mußte ihm die

größten Vortheile gewähren. Dem Prinzen Friedrich von Braunschweig, Bruder des Erbprinzen, der sich schon in sehr jungen Jahren des seinem Hause eigenen Herrschergeistes würdig gezeigt hatte, wurde diese Belagerung von Kassel aufgetragen. Den 16. Oktober öffnete man die Laufgräben. Angriff und Vertheidigung waren gleich lebhaft. Die Besatzung that starke, aber fruchtlose Ausfälle. Man war hier auf keine Belagerung vorbereitet. Alle Bedürfnisse fehlten. Keine Zufuhr war zu hoffen, da Ferdinand alle Wege besetzt, und sich so vortheilhaft postirt hatte, daß es den Franzosen unmöglich war, den Belagerten Hülfe zu senden. Man theilte der Besatzung gleich anfangs Pferdefleisch aus. Die Hungersnoth riß aber bald so stark ein, daß man in der Stadt ein Pfund vom schlechtesten Kuhfleisch mit 2 Gulden bezahlte. Dieser Mangel an dem Nothwendigsten zwang die Besatzung, sich den 1. November zu ergeben. 2 Tage nachher wurden die Präliminarien unterzeichnet, die dem Kriege zwischen Frankreich und England ein Ende machten. Ferdinand entließ nun seine Truppen mit einer rührenden Rede, die allen Anwesenden Thränen auspreßte. Er dankte für ihr bezeigtes Zutrauen, und für ihren Gehorsam, und schloß mit der Versicherung, daß das Andenken, mit so braven Völkern für sein Vaterland gestritten zu haben, nicht eher als mit dem Ende seiner Tage erlöschen würde. Alles war in England voll von dem Lobe dieses großen Heerführers. Der britische Senat schickte ihm eine förmliche Danksagung, und setzte ihm eine jährliche Pension von 3000 Pfund Sterling auf Lebenszeit aus. Die englische Armee, die von 25,000 jetzt bis auf 17,000 heruntergekommen war, trat nun ihren Rückmarsch an. Der Zug der Truppen ging nach Holland, wo englische Transportschiffe auf sie warteten.

Das mächtige Frankreich war jetzt von allen kriegführenden Mächten diejenige, die den Frieden am sehnlichsten wünschte; da die Finanzen dieser Monarchie völlig erschöpft, der Handel außerordentlich geschwächt, die Seemacht

vernichtet, und die entfernten Besitzungen von den Briten erobert worden waren. Das Königreich hatte in allen seinen Provinzen überaus großen Mangel an baarem Gelde, das in ungeheuren Summen nach Deutschland geschickt worden, oder durch die Kaper nach England gekommen war. Ludwig XV., die Prinzen von Geblüte, und der vornehmste Adel von Frankreich, schickten ihr Silbergeschirr nach der Münze; allein dieses Hülfsmittel war der Größe des Uebels nicht angemessen; dabei war es ein auffallender Beweis von dem über allen Ausdruck herrschenden Mangel. Auch andere patriotische Handlungen schlugen fehl. Die Stände großer Provinzen und einige ansehnliche Städte rüsteten auf ihre Kosten Kriegsschiffe und Kaper aus, allein ohne Erfolg; sobald sie in der See erschienen, wurden sie eine Beute der Engländer. Man wollte mit 6000 flachen Booten eine Landung in England vornehmen, und die Zeit der Ausführung war nahe, als das Geheimniß der Landungsplätze, worauf Alles ankam, von einem Irländer, Namens Maccallester, dem englischen Hofe verrathen wurde. Eine Menge dieser platten Fahrzeuge gingen bald nachher an den französischen Küsten zu Grunde. Das Unglück verfolgte die Franzosen zu Wasser und zu Lande. Voltaire sagt: „Frankreich war durch seine Verbindung mit Oesterreich in 6 Jahren mehr an Geld und Menschen erschöpft worden, als durch alle Kriege mit diesem Hause in einem Zeitraum von 2000 Jahren".

In dieser schrecklichen Lage fing auch die letzte Hoffnung an zu fehlen, da Frankreichs neuer Bundesgenosse, der König von Spanien, in einem einzigen Jahr von den Engländern außer Stand gesetzt worden war, den Krieg länger fortzusetzen. Die Havanna, der Schlüssel zu den amerikanischen Provinzen der Spanier, das Bollwerk ihrer Gold- und Silber-Märkte, war nebst den großen dort angehäuften Schätzen verloren gegangen; das reiche Manilla war weggenommen; das von den Spaniern eroberte Portugal fast gänzlich befreit; Pondichery zerstört; und Canada

nebst allen wichtigen französischen Inseln in Amerika in britischen Händen. Der Dreizack Neptuns schien nun auf Jahrhunderte den Engländern gesichert. Die Flotten aller Völker erschienen im Dunkeln vor ihrer riesenhaften Meeresmacht, die als ein auf dem Element des Wassers noch nie gesehenes Meteor glänzte: ein Meteor, das in allen Welttheilen britische Trophäen beschien, und Strahlen bis zu beiden Polen warf. Alle diese Eroberungen, durch die seltenste Tapferkeit, durch Ströme von Blut, und eine zahlreiche Generationen drückende Nationalschuld erkauft, wurden, Canada ausgenommen, den Feinden in einem Frieden wiederzurückgegeben, der so sonderbar, so außerordentlich, wie der Krieg selbst war.

Friedrich wurde durch diesen Frieden, dessen Urheber Lord Bute war, seinen Feinden überlassen; und als wenn man dem von ganz Europa bewunderten Helden geflissentlich Hindernisse in den Weg legen wollte, so wurde im Traktat ausdrücklich stipulirt, daß Hannover, Hessen, Braunschweig und andere Provinzen der Alliirten, von den Franzosen geräumt und zurückgegeben werden sollten, in Ansehung der preußischen Provinzen in französischen Händen aber, Cleve, Geldern, und andere in Westphalen gelegene, hieß es bloß, daß sie geräumt werden sollten. Der zwischen England und Preußen geschlossene Traktat, dessen vierter Artikel ausdrücklich besagte, daß kein Theil weder einen Separat-Frieden, noch einen Waffenstillstand ohne des anderen Beistimmung machen solle, kam bei den neuen britischen Ministern in gar keine Betrachtung. Das königliche und National-Interesse, die National-Ehre, und die Gesinnungen des Volks wurden dabei gänzlich aus den Augen gesetzt; daher auch der Tag der Friedens-Proklamation in ganz Großbritannien ein Trauertag war. Der preußische Gesandte in London protestirte förmlich gegen diesen vertragswidrigen, treulosen Frieden, in so weit er seinen Herrn betraf, allein vergebens. Er wurde den 10. Februar 1763 ratificirt. Dieses Verfahren machte auf Friedrich

den tiefsten Eindruck, und erzeugte bei ihm eine Abneigung, nicht gegen den schuldigen Hof, sondern gegen die unschuldige ihn verehrende englische Nation, die nie einstimmiger als zu seiner Rettung gewesen war, und alle seine Siege mit Freudensbezeugungen gefeiert hatte. Nie wurde ein ausländischer Fürst von den Briten so vergöttert, als Friedrich. Die größten Redner des Parlaments von allen Faktionen wurden nicht müde, ihn bis zum Himmel zu erheben, die englischen Dichter besangen seine Triumphe, und der Pöbel verbrannte die Bildnisse seiner gekrönten Feinde auf den öffentlichen Plätzen. Diese Nationalstimmung eines freien und so sehr kultivirten Volks, die soviel auf der Wagschale des Ehrgeizes wiegt, konnte jedoch die politischen Sünden des Kabinets zu St. James nicht in Friedrichs Gemüthe aussöhnen. Die ganze britische Nation, die er nie recht kannte, mußte es entgelten. Ihr edler Enthusiasmus für ihn, und ihre so bereitwillig für eine fremde Sache gegebenen Subsidien, wurden sehr geschwind vergessen. An die Stelle der Dankbarkeit trat eine Abneigung, die Friedrich auf mannigfaltige Art äußerte, und auch nicht eher, als mit seinem Leben aufgab.

Der König von Preußen benutzte mittlerweile den geschlossenen Waffenstillstand, der sich aber nur auf Sachsen und Schlesien, und überhaupt bloß auf die preußischen und österreichischen Provinzen erstreckte, um ein Corps von 10,000 Mann in's Reich zu schicken. Er wollte die feindlichen Reichsstände mit Gewalt zur Neutralität bringen. Der Husaren-General Kleist erhielt den Auftrag, den er auch mit so viel Geschwindigkeit als Klugheit ausführte. Er erschien in Franken, das fast ganz wider Friedrich verbündet war. Bamberg und andere wichtige Städte wurden eingenommen. In ersterer Stadt wurde die Kontribution auf eine Million Thaler festgesetzt, und nun ging der Marsch auf Nürnberg, das deutsche Venedig, zu. Diese deutsche Reichsstadt stellte ein sonderbares Bild dar; der Sprache und den Sitten nach germanisch, allein der Staatsverfassung,

der Gesetzgebung und dem politischen Eigendünkel nach, ganz venetianisch: die Regierung von gewissen Familien ausschließungsweise verwaltet; geringe Freiheit des Bürgers; Seltenheit weiser Gesetze zur Beförderung der Industrie; und hohe Begriffe von ihrer Wichtigkeit.

Der Magistrat dieser Reichsstadt ließ dem preußischen General die Thore öffnen, nachdem sie ihm eine Kapitulation im barbarischen Reichsstyl herausgesandt, und die Abgeordneten ihre Freiheit in **Saecularibus et Ecclesiasticis, in Civilibus et Militaribus** umständlich erörtert hatten. Diese Sprache war für den Husaren-General neu; er versprach, auf Alles zu antworten, sobald er in der Stadt seyn würde. Die Antwort blieb auch nicht lange aus. Sie war aber in einem anderen Styl: eine starke Brandschatzung von 1,500,000 Reichsthalern, und die Ausräumung des Zeughauses. Kleist ließ seine Husaren während dieser Operation nicht unthätig; sie schwärmten allenthalben herum, erpreßten Kontributionen und verbreiteten Schrecken bis an die Ufer der Donau. Hier befreiten sie die sämmtlichen Geißeln, die von den Reichstruppen in dem Lauf des Krieges aus den preußischen Ländern fortgeschleppt worden waren. Man kannte die Preußen in den südlichen Reichsländern bis jetzt nur durch's Gerücht. Hinter den Mauern der Städte verlachte man gewöhnlich kleine Trupps von leichter Reiterei. Jetzt aber kamen Husaren dieses Volks, stiegen von ihren Pferden und bestürmten die Städte. So wurde die freie Reichsstadt Windsheim eingenommen; und die freie Reichsstadt Rothenburg an der Tauber eröffnete ihre Thore 25 preußischen Husaren, die auch mit einem Sturm droheten. Die bewaffneten Bürger kamen von den Wällen herunter und bezahlter 100,000 Reichsthaler Brandschatzung.

Die Husaren, die auf allen Seiten feindliche, sehr schlecht besetzte Provinzen vor sich sahen, streiften immer vorwärts, und kamen bis eine Meile von Regensburg. Die Amphiktyonen des deutschen Reichs geriethen in Bestürzung. Diejenigen besonders, die den ganzen Krieg durch wider den

König von Preußen auf dem Reichstag gestimmt hatten, befürchteten seine Rache. Viele machten Anstalten sich zu retten; die Donauschiffe wurden mit Kostbarkeiten beladen, und der Reichstag schien zu Ende zu seyn. In dieser Verlegenheit, da Selbsterhaltung das Motto war, wurden alle politischen Grundsätze und Entwürfe, kurz, alle anderen Betrachtungen aus den Augen gesetzt. Der von der Majorität so sehr angefeindete, und seit 7 Jahren mit der größten Erbitterung verfolgte preußische Gesandte Plotho, wurde nun förmlich um Schutz ersucht. Man flehte bei ihm um Sicherheit für eine Reichsversammlung, die so unermüdet beschäftigt gewesen war, den Untergang seines Monarchen zu bewirken. Der Magistrat zu Regensburg schickte eine feierliche Deputation an ihn, und flehte um die Gnade des preußischen Monarchen. Plotho, mit großer Vollmacht versehen, ertheilte den erbetenen Schutz, und die preußischen Husaren ließen sich nicht mehr in der Nähe von Regensburg blicken.

Die österreichischen Truppen hatten dieser ganzen Expedition gelassen zugesehen, da sie sich durch den Waffenstillstand gebunden glaubten. Endlich aber langten Befehle aus Wien an. Ein starkes Corps Oesterreicher kam aus Böhmen und vereinigte sich mit den Reichstruppen unter dem Prinzen von Stolberg. Diese Armee rückte nun in Franken ein; auch der Prinz Xaver näherte sich mit einem ansehnlichen Corps Sachsen und Franzosen von der Seite von Würzburg. Kleist, zu schwach, sich mit einem ganzen Heer in ein Treffen einzulassen, zog sich zurück, und kam mit vielen Geißeln, großen Geldsummen und einer Anzahl nürnberger Kanonen glücklich nach Sachsen zurück.

Die Reichsstände zeigten nun thätig ihre Abneigung, den Krieg fortzusetzen. Bayern gab von dieser Neutralitäts-Gesinnung den stärksten Beweis. Die kurfürstlichen Truppen besetzten die Päße an der Donau und verweigerten den Oesterreichern den Durchzug; auch waren die Bayern und Pfälzer die ersten, die sich von der Reichsarmee abson-

derten, und ohne auf die Widersetzung der Reichs-Generalität zu achten, in der Mitte des Januars ihren Rückmarsch nach Hause antraten. Mecklenburg hatte schon im December einen Separat-Frieden mit Preußen geschlossen, und dem König 120,000 Reichsthaler Kontributionsreste bezahlt, die der König von Dänemark vorschoß.

Mit dieser glänzenden Operation der Preußen im Reich wurde der Krieg beschlossen (1763), dessen Ende Maria Theresia nun auch ernstlich wünschte. Die Hoffnung, Schlesien zu erobern, war schon nach dem Abtritt von Rußland und Schweden gänzlich verschwunden, und der Krieg wurde seitdem nur Ehren halber fortgesetzt. Man machte jedoch österreichischer Seits einen Entwurf, die Länder des Königs von Preußen, die die Franzosen bisher inne hatten, in Besitz zu nehmen; und die Franzosen, die durch die Treulosigkeit oder Nachlässigkeit der englischen Minister, laut den Worten des Friedens, zu keiner Rückgabe der preußischen Provinzen, sondern zu einer bloßen Räumung verbunden waren, zeigten sich auch nicht abgeneigt, sie den Oesterreichern zu überliefern. Der Abzug wurde daher so lange verzögert, bis sich bei Ruremonde ein Corps von Theresiens Truppen versammelt hatte. Friedrich aber, dem es jetzt nicht an Soldaten fehlte, und der überdem die nunmehr unbeschäftigten Hessen und Braunschweiger zu seinem Dienst bereit fand, machte wirksame Gegenanstalten, und schickte ein Corps Truppen nach Westphalen. Hierdurch wurde der Entwurf vereitelt, da die Franzosen denselben nicht durch ihre Waffen unterstützen wollten. Die Preußen nahmen daher schon im December von allen diesen Oertern ruhigen Besitz.

Die Lust, den Krieg fortzusetzen, wurde nun in Wien immer schwächer. Friedrich, der jetzt seine so lange entbehrten Provinzen, das Königreich Preußen und die westphälischen Länder wieder besaß, schien ohne Bundesgenossen und ohne Subsidien, nach sieben Feldzügen, so

furchtbar und mächtig als jemals. Man erwartete, ihn mit seinen von allen Seiten zusammengezogenen Heeren schon wieder in Böhmen zu sehen. Theresia befand sich mit ihren Armeen nun ganz allein, ohne Alliirten, auf dem Kampfplatze, nachdem alle Reichsstände, des Krieges herzlich müde, und durch die preußische Reichs-Invasion geschreckt, nach und nach ihre Truppen zurückriefen. Der Geldmangel war zwar in Oesterreich nicht so wie in Frankreich allgemein; allein die Finanzen des Staats waren äußerst zerrüttet; die Schatzkammer, die selbst im Anfange des Krieges nicht gefüllt gewesen war, befand sich, trotz allen Anleihen, Auflagen und politischen Hülfsquellen, leer, und die Bedürfnisse wurden immer dringender. Bei Friedrich hingegen zeigte sich keine Spur des Mangels; an Anleihen ausländischer oder einheimischer Kapitalien wurde bei ihm nie gedacht, und was wirklich erstaunungswürdig ist, seine Unterhanen mit keiner einzigen neuen Auflage beschwert. Indessen hatte in dem Laufe dieses Krieges Deutschland außerordentlich gelitten. Ganze Kreise waren verheert worden, und in allen übrigen war Handel und Gewerbe im Stocken; und dieses ohngeachtet der Geldströme aus Frankreich, England, Rußland und Schweden, die theils von den Armeen selbst, theils durch die Subsidien nach Deutschland gebracht wurden. Man hat diese Gelder auf mehr als 500 Millionen Reichsthaler berechnet. Ganz Hinter-Pommern und ein Theil von Brandenburg war eine Einöde. Andere Länder befanden sich in einem nicht viel besseren Zustande; es fehlte entweder gänzlich an Menschen, oder doch an Männern. Die Weiber gingen in vielen Provinzen hinter dem Pflug; in anderen fehlten auch diese. Man sah große Strecken fruchtbares Land, wo die Spuren des vormaligen Ackerbaues nicht mehr merkbar waren. Die amerikanischen Wüsteneien des Ohio und Orinoco zeigten jetzt ihr rauhes Bild in den kultivirten Feldern Germaniens, an der Oder und Weser. Ein Offizier schrieb, daß er sieben Dörfer in Hessen durchritten, und darin nur ei-

nen einzigen Menschen gefunden habe. Dies war ein Prediger, der sich Bohnen kochte.

Diesem so ausgebreiteten Jammer machte der 15. Februar ein Ende. An diesem Tage wurde der Friede auf dem Schlosse Hubertsburg in Sachsen geschlossen, nachdem einige Tage zuvor der Reichstag in Regensburg sich förmlich theilnahmlos erklärt hatte. Nur ein Paar Wochen waren zu dieser so wichtigen Verhandlung erforderlich, weil man es jetzt ernstlich meinte, und daher die zweckmäßigsten Maßregeln ergriff, sie abzukürzen. Die Friedensräthe waren keine Staatsminister und außerordentliche Botschafter, die sich gewöhnlich mehr durch Gepränge, Gastmähler und Förmlichkeiten als durch Arbeit auszeichnen, sondern drei wegen ihrer Klugheit und Thätigkeit bekannte Männer, die mehr mit Verdiensten als mit Titeln prangten. Es waren der österreichische Hofrath Kollenbach, der preußische Legationsrath Herzberg, nachheriger Staatsminister, und der sächsische geheime Rath Fritsch. Mit großer Vollmacht versehen, entwarfen sie die Friedensartikel, deren Inhalt vorzüglich die Räumung der im Kriege eroberten oder besetzten Länder und Oerter betraf; wobei von jeder Seite auf Entschädigung Verzicht gethan wurde. Dies war die von Friedrich vorgeschlagene Grundlage der Unterhandlung. Der wiener Hof machte zwar Versuche, Glatz zu behalten, und erbot sich, dafür Ländereien und Geld zu geben; Friedrich aber wollte diesen wichtigen Ort für keinen Preis verlieren. Die Oesterreicher bequemten sich daher zur Zurückgabe desselben, wobei sie nichts von den neuen Festungswerken einrissen, sondern Alles ließen, wie es war. — Sachsen wurde nun von den Preußen geräumt, nachdem sie noch zuvor mehr als jemals beschäftigt gewesen waren, die rückständigen Kriegssteuern einzutreiben. Noch nie hatte man deshalb so harte Maßregeln ergriffen. Die sächsischen Einwohner, in Rücksicht des nahen Friedens, wollten sich mit ferneren Lieferungen und Zahlungen nicht übereilen. Nun wurden reiche Leute in Verhaft genommen, Jünglinge

aus wohlhabenden Familien mit dem Soldatenstande, und ganze Städte mit der Plünderung bedroht. Durch diese gewaltsamen Mittel, die selbst die gutmüthigsten Befehlshaber, durch königliche Befehle gedrängt, befolgen mußten, wurde der Zweck zum Theil erreicht, und große Summen, die man nie zu zahlen gedachte, zusammen gebracht. —

Die Preußen hatten in diesem Kriege, ohne die zahlreichen Treffen und großen Gefechte zu rechnen, in sechszehn Schlachten gefochten. Es wurden von ihnen und ihren Feinden zwanzig Belagerungen unternommen. Die Kriegskosten Friedrichs betrugen 125 Millionen Reichsthaler, die er aus den gewöhnlichen Einkünften seiner Staaten, aus Sachsen, aus Mecklenburg und anderen feindlichen Ländern, und aus England zog. Theresiens Kriegskosten hingegen überstiegen alle Einkünfte ihrer großen Monarchie so sehr, daß der Staat sich mit 100 Millionen Reichsthaler neuer Schulden belastet sah. Am meisten aber hatte Frankreich verloren. Dieser Krieg kostete der Nation 677 Millionen Livres, und dies zu einer Zeit, wo die jährlichen Staatseinkünfte nur 307 Millionen betrugen, so daß also der ganze Ertrag dieses großen Königreichs von mehr als 2 Jahren einem für fremden Nutzen geführten Kriege aufgeopfert worden war.

Die Monarchen Europa's befanden sich also nach sieben blutigen Jahren in Ansehung ihrer Eroberungsentwürfe auf eben dem Punkt, wo sie ausgegangen waren, nachdem man in allen Welttheilen gefochten, nachdem das Blut vieler hunderttausend Menschen geflossen, und Millionen Familien elend geworden waren; ein Zustand, der auf mannigfaltige Art auf die folgenden Menschengeschlechter übertragen wurde. Dieser Krieg hatte Sachsen allein an Geld und Erzeugnissen aller Art 70 Millionen Reichsthaler gekostet, und Europa hatte dabei über eine Million Menschen verloren. Alle Staaten, die an dem Kriege Theil nahmen, der preußische allein ausgenommen, hatten ihre durch Auflagen ohnehin hart gedrückten Länder

mit ungeheuern Schulden belastet. Das Ziel der Feinde Friedrichs war nicht verrückt, sondern gänzlich verfehlt. Der Held, dessen Untergang in den Augen aller Sterblichen unvermeidlich schien, der selbst mitten unter seinen Siegen an seiner Rettung zweifelte, machte jetzt Friede, ohne von allen seinen Staaten ein Dorf zu verlieren.

Nun fing der Zeitpunkt für die Bildung der Deutschen an; ein Volksglück, welches von jeher unter dem Getümmel und der Erregung des Kriegs erzeugt wurde. Bei allen berühmten Völkern sangen die Musen, und forschten die Weisen unter dem fürchterlichsten Getöse der Waffen. Auch der Geist der Deutschen, durch den beständigen Anblick außerordentlicher Kriegsauftritte in Schwung gesetzt, nahm jetzt eine erhabene Richtung, und umspannte das unermeßliche Feld der menschlichen Forschungen. Das goldene Zeitalter der Literatur und der Wissenschaft brach an.

So endigte dieser siebenjährige Krieg; eine der denkwürdigsten Weltbegebenheiten, die in den Jahrbüchern irgend eines Reichs verewigt; den erstaunenswürdigsten der Vorwelt gleich; ein Krieg, der, reich an außerordentlichen mannigfaltigen Auftritten, die Erwartungen aller Menschen täuschte, und für die Feldherren, Staatsmänner und Philosophen jedes Volkes und jedes Zeitalters lehrreich seyn wird.

Heidenthum in den Maifesten des deutschen Volks.

(Aus den Grenzboten.)

Nicht bloß unter der Erde, in Hünengräbern und Todtenurnen, sondern auch noch über der Erde und am hellen Tage, in Sitten und Gebräuchen, Sagen und abergläubischen Observanzen durch zahlreiche Reste bis auf unsere Zeit tritt uns das altdeutsche Heidenthum sichtbar entgegen. Namentlich in den Strichen unseres Vaterlandes, die fern von großen Städten liegen, sind mittelalterliche Vorstellungen und, in diese eingesargt, Reste vorchristlicher Religion in zahlreichen Spuren zu finden. Noch jetzt stürmt in den zwölf Nächten der Wintersonnenwende mit rasselnden Ketten, schnaubenden Rossen, wilder Musik und unheimlichem Gesange das gespenstische Heer über die Gefilde Schwabens und Sachsens, Thüringens und Westphalens hin, in dem einst der heidnische Germane Wuotan, den Himmelsgott, und die zu ihm versammelten todten Helden verehrte. Hier als Gespenst, dort in eine possenhafte Puppe verwandelt, erscheint noch Fro, der Erntespender, um die Wintersaat zu segnen, und Frau Holle verläßt die Berge und Brunnen, in die sie der neue Glaube verwünscht, um die Rockenstuben des Landvolks heimzusuchen. Percha läßt sich mit ihrem Pfluge sehen, der von den Seelen ungetauft verstorbener Kinder gezogen wird. Freudenfeuer lo=

dern auf den Bergen und in den Hallen. Kerzen brennen an den Kreuzwegen zu Ehren der aus Gottheiten zu halbgöttlichen Dämonen gewordenen und wenn nicht mehr verehrten, doch noch gefürchteten Schattenbilder der Vorzeit. Althergebrachte Gerichte, halbverklungene Erinnerungen an die Opferschmäuse der Väter, werden gewissenhaft genossen, Reigentänze in wunderlicher Vermummung aufgeführt, Wettkämpfe symbolischer Natur gehalten, während an einsamer Stätte der Zauberkundige den übermenschlichen Gewalten köstliche Gaben, das rothe Gold, ungewöhnliche Leibesstärke oder die Kunde der Zukunft abgewinnt.

Es ist das Bild des alten Julfestes, welches wir in diesen uns gebliebenen Erinnerungen fragmentarisch erblicken. Aber die Eiche des Heidenthums, die Winfrid mit seinen Genossen fällte, ohne ihre Wurzeln ganz ertödten zu können, grünte auch noch in anderen Sprossen; und der Frühling und Sommer sind nicht ärmer an Nachklängen des heidnischen Alterthums als der Winter. Dies wird aus Folgendem erhellen, worin wir den Versuch machen, die altgermanischen Maifeste zu rekonstruiren.

Die Feier, womit die alten Germanen den Frühling empfingen, fiel aller Wahrscheinlichkeit nach nicht auf einen bestimmten Tag, sondern hing vom Eintreffen der aus dem Süden zurückkehrenden Zugvögel und vom Ergrünen der Bäume ab. Auch die ersten Blumen, Käfer und Schmetterlinge mögen das Zeichen zu Beginn dieser Feier gegeben haben. Dem einen Gau mag das eine, dem anderen das andere gegolten haben, und so erklärt es sich, daß jene Anklänge an die heidnische Frühlingsbegrüßung sich hier mehr mit dem März, dort mehr mit dem in den April fallenden Osterfeste, noch anderswo endlich mehr mit dem Mai und mit Pfingsten verknüpften. Der April konnte mit seinem wechselvollen Himmel und seinen plötzlich gleich Pfeilschauern herniedersausenden Regen- und Graupelgüssen, das Schwanken des Kampfes zwischen dem persönlich vorgestellten Winter und Sommer versinnbilden. Der Mai

verkündete den Triumph der sommerlichen Macht und den Anbruch der Jahreszeit, welche die Edda so poetisch „die Wonne der Vögel" nennt. Pfingsten aber, das der Dichter als das Fest der Freude preist, konnte in christlicher Zeit als Feier der Ausgießung des Geistes dem fein kombinirenden Ahnen der Volksseele recht wohl der alten, noch unvergessenen Feier der erneuten Ausgießung des Naturlebens entsprechen. Fragen wir uns selbst, ob wir uns ein Herz denken können, das sich nicht neugeboren — wenn auch nur auf Augenblicke neugeboren — fühlte und mit neuen Zungen reden möchte, wenn es ein ächter lachender Maitag in's Freie lockt, um jene Ausgießung der neuen Sonnenwärme über Waldwipfel und Wiesenpläne von den Vögeln loben zu hören. Allenthalben sind sie aufgethaut, die laubtreibenden Saftbrunnen der Baumwurzeln, im Grase drunten, auf den Zweigen droben offenbaren die Mächte der Natur ihre Sehnsucht nach dem Reiche des Geistes in Düften und Farben, allenthalben, wo Quelle und Bäche springen, rauscht der Siegesgesang Befreiter und Neubelebter. Herrlich wie am ersten Tag schaut die alte Erdenmutter mit Blumenaugen zum Himmel empor. Auf den Bergen grünt licht die Birke, dunkel die Eiche. Aus den Hecken blickt schalkhaft die Schlehenblüthe. Würzige Kräuter, im Moose sprossend, entsenden aus ihren Glocken und Kelchen unsichtbaren Weihrauch durch das Thal. Munter hüpft das Lamm, behaglich breit wandelt das Rind auf der Weide. Der Kukuk weissagt mit fernher schallendem Rufe den Kindern. Die Nachtigall flötet, in Büschen verborgen, den Liebenden zu, daß auch sie sich des Lebens freut. Ueberall werden des Waldes geheimnißvolle Stimmen laut, oft wehmüthig, bisweilen neckisch, häufiger freudenvoll, eine wundersame Musik auch für Den, der nicht zu den Empfindsamen gehört.

Wem das sinnige Auge beschieden ist, welches all' dies Strotzen und Sprossen draußen sieht, wer des Ohres sich erfreut, das diese Naturmusik vernimmt, und des Herzens, welches den Einklang dieses Ringens und Klingens fühlt

und die liebende Allseele herausempfindet, die der Urborn und zugleich das Ziel dieses reichen, ewig sich verjüngenden Lebens ist, dem ist die Zeit des wiedererwachten Frühlings nicht bloß eine schöne, sondern auch eine hochheilige Zeit, eine Zeit voll göttlicher Gewalt. Vor Allem mächtig wirkte die aufsprießende Maienpracht auf die Geschlechter, denen ein mißverstandenes Christenthum die Natur noch nicht zu verachten gelehrt hatte, auf die freie, fröhliche Heidenzeit namentlich unseres Volkes. Eine Menge wohlerhaltener Züge des alten Kultus sind Zeuge für die Inbrunst, womit die germanischen Stämme aller Gauen das Eintreffen des Frühlingsgottes feierten. Diese Spuren zerfallen in zwei Reihen: in die nur hin und wieder noch jetzt üblichen Gebräuche, mit denen man einst den ersten Mai beging, und in die, welche noch jetzt im Süden wie im Norden Deutschlands und anderen von germanischen Völkerschaften überzogenen Ländern beobachtet werden, wenn die Tage der Pfingsten erscheinen.

Von den Volksfesten der Osterzeit erwähnen wir nur das Kampfspiel, das in der Pfalz und in Schwaben zu Mitfasten (Lätare), am Niederrhein aber nach den Osterfeiertagen bis in die neueste Zeit gehalten wurde. Die Bewohnerschaft zog aus den Dörfern und kleinen Städten hinaus auf eine Wiese. Einige Burschen, mit Strohgeflechten bekleidet, stellten den Winter vor, an der Spitze den Winterkönig mit einer Strohkrone und einem hölzernen Schwerte. Andere in Laub eingeflochten, voran der Sommerkönig mit der Blumenkrone, in Moos und Epheu gehüllt, brachten den Frühling, den sie „hinter den Hecken schlafend gefunden". Erst sangen sie in Chören aus der Ferne einander entgegen. Dann rückten sie näher, um zu kämpfen, indem der Winter mit Häckerling und Asche, der Sommer mit Blättern und Blumen warf. Der Sommer gewann den Sieg. Der Winter ergriff die Flucht, wobei die ihn vorstellenden Knaben ihre Strohkleider in einen Bach oder ein zu dem Zwecke angeschürtes Feuer warfen, das sie jubelnd

umtanzten. Dann folgten im Dorfe Schmaus und Tanz. Im bergischen Lande, wo sich auch sonst viel Alterthümliches erhalten hat, ist dieses sinnige Volksfest durch die Frau Großmutter Polizei abgestellt worden. Die Liederstrophen sind aber noch nicht vergessen. Der Winter sang:

Wir Winter, wir dünnen Weiber und Bach
Und hängen die Kacheln Eis an das Dach,
Wir decken den Möln und den Dreck mit Schnei
Und spielen die Bungen und die Schalmei.

Der Sommer aber antwortete:

Veilchen und Blumen,
Die bringet der Sommer,
Ja, Blümlein weiß und roth
Bringt er im bunten Korb.
Der Sommer ist unverschreckt
Und wirft den Winter in den Dreck.
Der Sommer ist nicht schwach,
Wirft den Winter in den Bach.
Den lieben Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer mit den Maien,
Mit Blümlein mancherleien,
Deß sind wir alle froh
Fri, fre, froh!

In anderen Strichen wurden ähnliche dramatische Spiele am ersten Mai aufgeführt. Die altschwedische Sitte, den Winter und Sommer sich in Gestalt zweier Reitergeschwader bekämpfen zu lassen, führt Grimm an. Sie ist die prächtigste Form des Frühlingsempfanges. In Dänemark hielt man das Fest in friedlicherer Weise ab. Es hieß hier „den Sommer in's Land reiten". Wer von den jungen Bauern den besten Sprung über das auf Walpurgis angezündete Gadeild (Gassenfeuer) that, ward zum Maigrafen oder Gadebasse (Gassenbär) ernannt und mit zwei Kränzen geschmückt, während die übrigen Theilnehmer am Zuge nur einen tragen durften. So herausgeputzt ritt man in das Dorf oder die Stadt. Hier wurden Lieder gesungen.

Die Jungfrauen bildeten um den Führer einen Kreis, derselbe wählte sich eine davon zur Maigräfin (Gadelam oder Gassenlamm, auch Gadinde oder Majinde geheißen) und schließlich tanzte man um einen mit Blumen und Bändern verzierten Baum.

In Norddeutschland waren diese Maigrafenaufzüge früher gleichfalls Gebrauch. In Greifswald erhielten sie sich bis zu Ende des 16. Jahrhunderts. In Hildesheim erlosch der schöne Brauch erst im achtzehnten. Am Niederrhein, im Herzogthum Berg erschien 1717 ein Edikt gegen die Maikönigswahl, weil der Landesherr solche grüne Potentaten aus Eifersucht nicht neben sich leiden mochte. Bis dahin war es Sitte gewesen, daß die jungen Burschen der Landgemeinden sich am Abend vor dem ersten Mai unter der Linde versammelten und das Mailied anhoben, welches von den Mädchen fern vom Dorfe her erwidert wurde. Man wählte hierauf einen Maikönig, dem Maigrafen als Richter zur Seite gestellt wurden. Der König ersah sich dann aus den inzwischen herbeigekommenen Jungfern eine Königin und rief sie aus. Alsdann wurde die Liste der Junggesellen und Jungfrauen des Orts neu entworfen. Die im verwichenen Jahre Verheiratheten oder Gestorbenen wurden gestrichen und für sie neue aufgestellt. Der eine Maigraf rief hiernach die Burschen der Reihe nach auf, und die Versammlung fragte bei jedem: „Wer soll seine Liebste seyn?" worauf ein anderer Maigraf den Namen des Mädchens aussprach, die ihm zugetheilt war. Junge Leute von unsauberem Wandel fürchteten dabei zu erscheinen, da ihre Schande unbarmherzig bekannt gemacht wurde. Mädchen unlauteren Rufs wurden Niemandem zugetheilt, sondern Ihre Gestrengen, die Maigrafen, fällten über sie den Spruch, daß man ihnen Häckerling vor die Thür streue oder einen Kirschbaumast stecke oder aber einen Strohmann vor dem Hause aufrichte. Ferner entschied das Gericht der Maigrafen, welchen Jungfern der ehrende Maibaum vor die Thür zu ...llen sey. Damit wurde sofort begonnen, und zwar ver-

wendete man dazu gewöhnlich eine Linde, die man mit gefärbten oder vergoldeten Eiern, mit Blumen und Bändern anputzte. Je größer der Baum, desto mehr der Ehre. Am Maimorgen ging jeder Bursche zu dem ihm am Abend zuvor beschiedenen Mädchen, brachte Spruch und Gruß und empfing zum Danke einen frischen Maiblumenstrauß. Zur Maikönigin gingen alle miteinander mit Gesang, krönten und schmückten sie mit Blumen und bezeugten durch Lieder und Sprüche ihre Unterthänigkeit. Der Tag war eines der schönsten Feste im ganzen Jahre. Sogar die Kirche feierte ihn. Der Küster ahmte mit der Orgel den Kukuk nach und der Pfarrer wählte passende Lieder aus. Noch vor 50 Jahren sang man aus dem Buche „die Tochter Zion" eine Stelle aus dem Hohenlied Salomonis: „Komm, meine Freundin, meine Taube". Nachmittags begann der Tanz unter der Dorflinde. Jeder Bursche holte sich seine Tänzerin aus deren Hause ab, wohin er sie bis zum Einbruch der Dunkelheit zurückgebracht haben mußte. Das war Mairecht, auf dessen Beobachtung von den Maigrafen mit Strenge gehalten wurde. Das Mädchen aber, das dem Burschen zugetheilt worden, behielt er das ganze Jahr bis zum nächsten Maiabende und hatte es zum Johannis- und Kirmesreigen, zum Vogelschießfeste und zum Schwingtage zu führen und davon heim zu geleiten. Das Maikönigspaar hatte überall den Vortritt beim Tanze, und der König mit seinen Grafen schlichtete alle Zwiste in Liebesangelegenheiten und leitete auch die übrigen Volksfeste.

Hier sehen wir die Sitte der Maigrafen, die, wie nachträglich bemerkt wird, auch in verschiedenen Kirchspielen Holsteins noch vorkommt, mit dem Setzen des Maibaumes in Verbindung gebracht. Anderwärts tritt letzterer Gebrauch für sich allein auf. Vor Zeiten wurde auf der Grenze der Markungen Bräunisheim und Schalkstetten im Sackenthal auf dem Platze Bahn, der zugleich ein Freiplatz, d. h. ein altes Heiligthum war, alljährlich am 1. Mai ein Tanz gehalten. An demselben Tage wird noch jetzt in Un-

terkochen eine große Tanne in's Dorf geholt, mit Bändern geschmückt und eingepflanzt. Dann tanzen die Burschen und Dirnen um den Baum, und derselbe wird das ganze Jahr hindurch stehen gelassen, bis er durch einen frischen ersetzt wird. Die Krone des Baumes ist mit bunten Tüchern und Bändern behangen, welche als Preis den besten Kletterern zufallen. Unter Musik und Jubelgeschrei kreist ein Reigen um diese Maitanne. An anderen schwäbischen Orten ist nur das Pflanzen von Maien, nicht der Tanz geblieben. So in verschiedenen Dörfern bei Ulm, Ehingen und im Schwarzwald, wo man geliebte Mädchen, hin und wieder auch den Pfarrer und den Schulzen durch Aufrichtung einer Birke vor der Thür ehrt. Die Bauern auf dem Walde von Welzheim und Geschwend pflanzen in der Walpurgisnacht eben so viele Tannen als Pferde, und eben so viele Birken als Rinder im Stalle sind, auf die Düngerstätte. Auch die Töchter und Mägde des Hofes werden durch dorthin gesteckte grüne Zweige, die mit Bändern geschmückt sind, geehrt. An vielen Orten Schwabens ferner ist der 1. Mai ein Kinderfest, wobei der Maikönig wieder auftaucht und die Kleinen, die mit Moos- und Blumenkränzen geschmückt sind, und Zweige von Birken, Pappeln und Eichen in den Händen tragen, unter Musik und Gesang in die Kirche, sodann aber auf einen freien Platz zu Schmaus und Spiel führt. Endlich ist in Vaichingen an der Enz der Maitag ein großes Fest, wobei es Wettkämpfe gibt und an dessen Schluß früher von Burschen in Frauenkleidern und Mädchen in Mannskleidern „der Maien vergraben" wurde — eine Ceremonie, die vielleicht ein leiser Anklang an Balders Tod, wahrscheinlicher aber eine Umkehr des Gebrauchs ist, bei dem andere Gegenden am Sonntage Lätare den vom Sommer besiegten Winter oder Tod begraben.

In Geldern pflanzt man zu Walpurgis Maien, die gleich unserer Weihnachtstanne mit Kerzen besteckt werden. Selbst einzelne Striche Frankreichs kennen derartige Feste

und im Isèredepartement wählen die Kinder dabei ganz wie in Schwaben einen Maikönig. Vor Allem aber wurde in dem von Angeln und Sachsen bevölkerten England bis auf die letzten Jahrzehnte der 1. Mai festlich begangen. Wir meinen die sogenannten Maygames oder Mayings. Bei denselben zogen kurz vor Mitternacht die jungen Leute mit Hornmusik aus dem Dorfe in den Wald, wo sie Zweige von den Bäumen brachen und sie mit Sträußen und Kränzen zierten, um sie bei Sonnenaufgang in die Fenster zu stellen. Außerdem aber brachten sie aus dem Wald einen großen Baum, **maypole** genannt. Zwanzig, ja vierzig Joch Ochsen, deren Hörner mit Blumen umwunden waren, zogen ihn in's Dorf, wo er aufgerichtet und um ihn getanzt wurde. Den Vorsitz bei dem Feste führten ein Lord und eine Lady of the May. Wir erinnern dabei an das wunderliche Gedicht Tamysons „**The Queen of the May**". Sodann aber ist der Aufzug zu erwähnen, welchen die londoner Schornsteinfeger noch vor 20 Jahren am 1. Mai hielten. Einer von den Gesellen jedes Meisters wurde in ein kegelförmiges Laubgeflecht gesteckt, welches Kopf und Leib verhüllte und nur die Beine frei ließ. Ein anderer wurde als Mädchen verkleidet. Jener hieß **Jack in the Green** (Hans im Laub), dieser **My Lady**. Unter dem Vortritt dieser Beiden tanzten die mit Goldflittern geschmückten Essenkehrer durch die Gassen ihres Kirchspiels, während einer von ihnen mit einer Schöpfkelle und einer Salzmäste von den Zuschauern Geld einsammelte, welches nachher im Wirthshause vertrunken wurde — eine Sitte, die mit mehreren deutschen übereinstimmt. So wird in Niederhessen ein Knabe über und über in Laub eingeflochten und muß als „Bär" tanzen, was auch an den schwäbischen Fastnachtsbären erinnert, der seinerseits wieder an den Eber des Fro und — da von den Göttern häufig nur die Attribute im Gedächtniß blieben — an diesen Gott der Staaten selbst gemahmt. Ebenfalls hierher gehört der „Grüne Mann" und der „Lattigkönig" thüringischer Dörfer.

Im Oberbergschen sind die Maibrunnenfeste in der Erinnerung des Volks geblieben, doch kommt nur noch wenig davon zur Aufführung. Am Maiabend werden die Trinkquellen gereinigt und Lämpchen und Kerzen dabei angezündet, an die benachbarten Bäume befestigt und unter dem Absingen von Liedern bewacht. Am anderen Morgen pflückt man zum Schmucke Blumen und windet Kränze davon, die man um den Rand des Brunnens legt. Sodann fügt man Eier hinzu, aus denen man am Nachmittage Kuchen bäckt. Das Anputzen der Brunnen geschieht unter Liedern, von denen wir zwei Proben mittheilen:

1.

Der liebe Maie ziehet ein
Mit Lied und Sonnenschein.
Er bringt Blümlein roth und weiß,
Wir fegen die Brunnen ihm rein
Im Maie, im Maie juchhei!
Der Maie bringt Vöglein jung und alt
Im grünen, grünen Wald.
Brunnen gefegt!
Dreizehn Eier, so ist's recht!
Blumen im Thal, Mädchen im Saal,
Fröhlich ist der Maie!

2.

Es flog ein flücker Vogel,
Er flog von ferne herbeie,
Er singt in seinem Sinne
Er singt von Sonne und Maie.
Sonn' und Mai komme herein,
Bringen die schönen Blaublümelein.

In anderen niederrheinischen Strichen kommen am Morgen des 1. Mai die Kinder mit Zweigen und Sträußen und „singen den Mai in's Haus:"

Wir bringen Euch den Mai in't Hut
Und holen uns 'nen naten Fut u. s. w.

worauf die Sänger erst mit Wasser begossen und dann mit Geld oder Eiern beschenkt werden. Jedenfalls hängt dieser Brauch mit dem Quellendienste zusammen, von dem später noch ein Beispiel mitgetheilt werden soll.

Ferner gehören hierher die Beziehungen, welche das Fest auf das Vieh hatte. In Schleswig schmückt man am 1. Mai das Stadtvieh mit Kränzen aus Buchenlaub. Im würtembergischen Orte Buchau bekränzt man am Abend desselben Tages die zwei schönsten Kühe, wenn sie von der Weide heimkehren. In Westphalen findet die sogenannte Rindertaufe Statt. Die Stirke, das heißt die jährige Ferse, welche zur Milchkuh angezogen wird, muß am Maimorgen einen Namen erhalten. Früh, ehe der Tag graut, geht der Hirt auf die Stelle des Berges oder Waldes, auf welche die ersten Sonnenstrahlen fallen. Dort schneidet er das Reis einer Eberesche (die auch sonst für den Aberglauben Bedeutung hat) sowie es vom ersten Strahle des Tages beschienen wird, mit einem Schnitte ab. Im Hofe versammeln sich inzwischen die Hausbewohner und Nachbarn. Das Rind wird in die Mitte des Hofes geführt und der Hirt schlägt es dreimal mit dem Ebereschenzweige auf den Rücken, indem er spricht:

Quick! Quick! Quick!*)
Bringt Milch wol in die Stirk.
Der Saft kommt in die Birken,
Einen Namen geb' ich der Stirken.
Das Laub kommt auf die Eichen,
N. N. sollst du heißen.

Der Hirt erhält hierauf Eier zum Lohne. Mit deren Schalen schmückt er das „Quickreis", bindet noch bunte Bänder und Schnitzel farbigen Papieres dazwischen und hängt das Ganze über der Stallthür auf. Die Kuh hat nun einen Namen.

---

*) d. h. Leben, Strömung, z. B. Quecksilber, Queckbrunnen, Quecken (das wuchernde Unkraut der Felder) u. s. w.

Nun aber kommen wir zur Hauptform der alten Maifeier, so weit sie den ersten Tag des Monats betrifft. Bekannt ist, daß in ganz Norddeutschland, von Schlesien bis nach dem Rheinlande und vom Erzgebirge bis zum Ostseestrande, der Glaube herrscht, in der Nacht des 1. Mai oder der Walpurgisnacht führen die Hexen nach dem Blocksberge und hielten dort ihre große Jahresversammlung. Im Norden denkt man dabei an den Brocken, die höchste Spitze des Harzes. Doch gibt es auch andere Hexenstätten, zum Beispiel der Huiberg bei Halberstadt und der ähnlich benannte Heuberg zwischen Balingen und Tuttlingen in Schwaben, der Hörselberg bei Eisenach, der Bechtelsberg bei dem hessischen Orte Ottrau, eine alte ziegenhainische Gerichtsstätte, der Köterberg bei Corvey in Westphalen, der Weckingstein (an Wittekind erinnernd) bei Minden, der Kniebiß im Elsaß, der Staffelstein bei Bamberg und der Unholdenberg bei Passau. In Schweden ist es die Klippeninsel Blakulle zwischen Smaland und Oeland, in Dänemark der Troms auf dem norwegischen Eilande Tromsoe. Die neapolitanischen Hexen feiern ihre Orgien, die „beneventinische Hochzeit", unter einem Wallnußbaume bei Benevent, an derselben Stelle, wo einst der heilige Blutbaum der Longobarden Grimoalds und Romualds stand. Andere italienische Hexenberge sind der Barco di Ferrara und der Paterno di Bologna. In Frankreich ist der Puy de Dome bei Clermont in der Auvergne deshalb berüchtigt. In Spanien tanzen die Unholdinnen auf der Haide von Baraona. In Ungarn endlich feiern sie ihre nächtlichen Feste auf dem Kopasz Tetö, einer Spitze des Tokaiergebirgs.

Nach den Prozeßakten der Hexenverfolgungen des 16. und 17. Jahrhunderts weiß man im Allgemeinen ungefähr Folgendes. Von Junker Flederwisch, Grünwedel, Kuhfuß, Voland oder wie der Teufel sonst heißt, bestellt, ritt die Hexe, nachdem sie sich mit einer Salbe Füße und Achseln eingerieben, auf einem Rocken, Besen, einer Katze

oder Ofengabel, eine Zauberformel murmelnd, zum Schornstein hinaus und durch die Lüfte über Berg und Thal nach dem Versammlungsorte. Zuweilen holte der Böse seine Buhle selbst ab, indem er entweder als Bock erschien, den sie zum Ritte bestieg oder indem er sie mit schwarzen, dem Erdboden entstiegenen Rossen entführte, oder aber, indem er sie seines in die Luft ausgebreiteten Mantels sich als Fahrzeug bedienen hieß.

Am Versammlungsorte angelangt, begegnete sie einer Menge von Genossinnen, von denen eine jede ihren besonderen Teufel bei sich hatte und unter denen sich selbst verstorbene Frauen befanden. Inmitten des ganzen Trosses aber thronte in Gestalt eines ungeheueren Ziegenbockes mit schwarzem Menschenantlitze ernst und schweigsam auf hohem Stuhle der oberste der Dämonen, Satan in eigener Person. Alle erweisen ihm ihre Verehrung durch Niederknien und Handkuß. Trug er an einer besonderes Wohlgefallen, so ernannte er sie zur Herenkönigin, worauf sie zum Zeichen ihrer Würde einen goldenen Schuh an den rechten Fuß zog. Dann begann beim Scheine schwarzer Fackeln, die an einem dem großen Bocke zwischen den Hörnern brennenden Lichte entzündet wurden, ein wildes Gelage, bei dem Brod und Salz mangelten und aus Kuhklauen und Roßköpfen getrunken wurde. Nach der Mahlzeit, bei welcher Pferdefleisch eine Hauptrolle spielte und die weder sättigte nach nährte, legten sie dem Meister Rechenschaft von ihren Uebelthaten ab und verpflichteten sich zu neuen Freveln für das nächste Jahr. Diejenigen, welche nicht genug Schaden angerichtet hatten, wurden mit Schlägen bestraft. Endlich begann ein toller Reigen um den Thron Satans, wozu ein Musikant aufspielte, der auf einem Baume saß und dessen Geige oder Dudelsack ein Pferdekopf, dessen Pfeife oder Fiedelbogen ein Katzenschwanz war. Die Tanzenden drehten einander den Rücken, nicht das Gesicht zu. Der Reigen soll dem der Schwerttänzer geglichen haben, welche bei Zunftaufzügen eine Rolle spielen. Nach Aufführung desselben trieben

sie allerlei Ungebühr und Unzucht und zum Schlusse brannte der große Bock sich selbst zu Asche, die unter die Theilnehmerinnen der Feier vertheilt wurde und mit der sie Schaden stifteten. Die Rückfahrt erfolgte wie die Hinreise und Niemand im Hause der Zauberschwestern wurde von ihrer Abwesenheit etwas gewahr.

Dies ist, wie angedeutet, eine Skizze der Sache nach den Untersuchungsakten der Hexenrichter eines finstern Jahrhunderts. Sie erscheint uns als vollständige Verrücktheit; aber selbst in diesen Erfindungen einer aus Furcht vor den spanischen Stiefeln in Wahnwitz umgeschlagenen Phantasie findet sich mehr als ein Körnchen Wahrheit, das wir zur Herstellung einer richtigen Auffassung dieses Aberglaubens, des entsetzlichsten, welchen das Christenthum in seiner Vermischung mit dem Heidenthume erzeugt hat, benutzen können.

Es darf mit größter Bestimmtheit behauptet werden, daß die Vorstellung von dem Thun der Hexen und dem Bocke, den sie in der Walpurgisnacht verehren, im Wesentlichen auf einer Verkehrung der Erinnerungen an die alten Götter und der Ceremonien, mit denen man ihnen diente, beruht, wobei indeß zugestanden werden mag, daß diese Verehrung theilweise schon in der Zeit Statt gefunden hat, wo jene Gottheiten im Bewußtseyn der Masse des Volks noch im Gegensatze gegen die Dämonenwelt standen, also nicht allein durch das Christenthum eingetreten ist. Die Hexenversammlungen in der Nacht vor dem ersten Mai wenigstens sind ganz bestimmt nichts Anderes, als die Verdrehung und Verdüsterung der Gebräuche, welche im Vorigen als Reste des heidnischen Frühlingsempfanges dargestellt wurden. Man kommt des Nachts zusammen und siehe, die Feste des deutschen Alterthums scheinen sämmtlich nächtliche gewesen zu seyn. Man schmaust Pferdefleisch, trinkt aus Roßköpfen, bedient sich ihrer zu Musikinstrumenten und siehe, die germanischen Heiden opferten ihren Göttern vor Allem Pferde und die Neigung zum Genusse des

Fleisches dieser Thiere ward den Bekehrten lange noch als heimliche Sünde nachgesagt. Der Satan wählt sich eine Genossin unter den versammelten Weibern, ganz so wie der Maikönig sich eine Maikönigin wählt. Man tanzt und buhlt und siehe, die heidnischen Feste der Germanen waren — und sind in ihren Resten noch jetzt — allenthalben von Reigen begleitet, die, ursprünglich feierlicher Art, bald nach Einführung des Christenthums in bacchantische Ausgelassenheit, tollen Taumel und wilde Unzucht umschlugen. Die Pferdefüße des Teufels können (ganz so wie die Gänsefüße an ihr Attribut, die Gans oder den Schwan) an die Füße von Wuotans Rosse, der eine Schuh an seine Gemahlin mahnen, welche an einem Fuße lahm war. Die Bocksgestalt des Satan dagegen mag eine Erinnerung an Donar seyn, dessen Wagen von Böcken gezogen wurde. Häufig flossen die Gestalten mehrerer Götter im Angedenken der Menschen späterer Jahrhunderte, die ihre Namen vergessen, zusammen und ebenso häufig wurden, wie schon bemerkt, ihre Attribute im Laufe der Zeit zu Gliedern, ja, der Gott selbst zu dem Thiere, das einst sein Begleiter war. Ebenso ferner verschmolzen, wie oft zu beobachten, verschiedene Ceremonien in eine einzige und so stehen wir nicht an, in dem Verbrennen des großen Bocks das Verbrennen des Winters oder Todes und in der Asche, die zu Zwecken der schwarzen Magie mit heimgenommen wird, die Verkehrung des Gebrauchs zu erblicken, nach welchem man noch jetzt Kohlen von den Osterfeuern mit nach Hause nimmt und ihnen die Bedeutung von Amuleten gegen Wetterschaden und Seuchen beilegt. Das Anzünden der Fackeln an dem Lichte, das dem Bocke zwischen den Hörnern brennt, mag ein Anklang an die Sitte seyn, die Hauslampen am Osterfeuer (das in mehreren Gegenden, z. B. im Voigtland, auf Walpurgis angezündet wurde) mit Licht zu waschen und der Mangel an Salz beim Gelage lediglich auf einer Umkehr der Gewohnheit beruhen, bei den großen Jahresfesten Salz zu sieden. Diese nothwendige Würze der Speisen galt als heilig, ihr Gewinn als eine

Art von Kultushandlung. Mit ihrem Besitze verbanden sich in der Vorstellung des Volkes zu aller Zeit Kräfte wohlthätigen und erlaubten Zaubers und so entzog sie das christliche Bewußtseyn denen, die seiner Gegenmacht, den zu Dämonen gewordenen alten Göttern, huldigten. Die Rechenschaft endlich, welche die Hexen ihrem Herrn und Meister ablegen müssen, spricht noch deutlicher für unsere Behauptung. Das Verfahren des Teufels gegen seine Dienerinnen ist nur eine Parodie der „ungebotenen Gerichte", welche noch lange Jahrhunderte grade am ersten Mai gehalten wurden und in dem Verfahren der niederrheinischen Maigrafen gegen unsittliche Mädchen und Burschen nachklingen.

Fassen wir diese Beweismittel in einen Schluß zusammen, so bekommen wir folgendes Resultat:

Die Hexenversammlungen stammen aus dem Heidenthume. Während der Herrschaft des letzteren dem Kultus dämonischer, für stärker als die Götter betrachteter Mächte gewidmet, zerflossen sie, als das Christenthum auch die Götter für böse Mächte erklärte, allmählig mit den Ceremonien, wodurch hartnäckige Heiden die Gottheiten ihrer Väter zu ehren fortfuhren, sowie mit den Umzügen göttlicher und halbgöttlicher Wesen während der heiligen Zeit. In dieser Mischung aber wurden die einst mehr oder minder lichten und freundlichen Mächte selbst vor denen, welche ihnen anhingen, zu wilden und unheimlichen. Wenn auch die Masse des Volks durch Zwang, Ueberzeugung oder Verlokkung für die neue Lehre gewonnen war, in einzelnen Kreisen und namentlich im zähen Sachsenvolk, wo ja auch die Vehme sich später am längsten erhielt, mögen noch Jahrhunderte nach der Bekehrung der Nation im Großen und Ganzen die Sätze des alten Glaubens in Kraft geblieben und in'sgeheim heidnischer Dienst getrieben worden seyn. Als diese Vorstellungen und Uebungen in der Wirklichkeit erloschen, blieben sie in der Ueberlieferung als Material für die umgestaltende Phantasie der Menschen und zwar hafteten sie um so zäher, als sie sich an Volksfeste anschlossen.

Sage, Brauch und Wahn schmolzen zusammen, einzelne aus der Fremde eingeführte Züge flossen ein, und so wurde das einstige Frühlingsfest der Urväter den Enkeln zum Teufelsfeste und die Theilnahme daran, die einst Pflicht gewesen, zum todeswürdigen Verbrechen.

Daß diese Entwickelung auf richtiger Fährte ist, zeigt sich aber auch an *anderen* Resten jenes *Frühlingsfestes*, welche sich an den ersten Mai knüpfen. Dahin mag zu rechnen seyn, wenn am Morgen dieses Tages im Hessischen „Druselwasser" geschöpft wird, welches dieselben magischen Kräfte hat, wie das Osterwasser. Dahin zählen wir die hier und da noch lebendige Sitte, sich in der Walpurgisnacht in's grüne Korn zu setzen und auf die Stimmen und Reden der Geister zu lauschen, die von der Zukunft sprechen. Dahin darf selbst der westfranzösische Gebrauch bezogen werden, nach welchem junge Mädchen, die ihren einstigen Gatten kennen lernen wollen, am ersten Mai vor Sonnenaufgang das Bett verlassen, ein Gefäß nehmen, dasselbe mit einem Rosmarinzweige ausfegen und sich damit nach einer einsam gelegenen Quelle begeben. Dort angelangt, werfen sie sich am Rande des Wassers auf die Knie, sprechen ein Gebet, pflanzen ihren Zweig an einen benachbarten Busch und füllen ihr Gefäß mit Wasser. Dann erwarten sie den Aufgang der Sonne. Sobald diese am Horizont erscheint, nähert sich das Mädchen dem Gefäße, bewegt das Wasser mit der linken Hand und spricht die Worte: Ami, rabi, kobi! Dies muß sie neun Mal rasch wiederholen, so daß sie fertig wird, ehe die Sonnenscheibe ganz am Rande des Gesichtskreises aufgetaucht ist. Ist ihr während des Ganges zum Brunnen und während der Ceremonie selbst Niemand begegnet, so erblickt sie auf dem Boden des Gefäßes die Gestalt ihres zukünftigen Bräutigams. Vor Allem aber kommen hier noch die *Pfingstgebräuche* in Betracht, welche das Bild des Frühlingsempfanges erst vervollständigen.

Was nämlich in einigen Gegenden von den Gebräuchen des Maitags erloschen ist, das findet man in ihnen zum Theil

an das Himmelfahrts-, zum Theil an das Pfingstfest geknüpft, welche dem christlich gewordenen Volke, als der Götterdienst in Vergessenheit gerieth oder als bloßer Neben- und Aberglaube noch fortlebte, der Ehre würdiger erscheinen mußten, die einst jenem Tage erwiesen wurde. Am Himmelfahrtsmorgen vor Sonnenaufgang pflücken die Mädchen im Schwarzwalde die röthlichen und weißen Blumen des Gnaphalium dioicum, vom Volke Mausöhrle genannt, binden sie in Kränze und lassen diese das ganze Jahr in Stuben und Ställen hängen. Sie schützen das Haus vor dem Wetterschlage, auch soll man sich damit unsichtbar machen können. An dem Donnerstage (dem Donar heilig), auf welchen bekanntlich das Himmelfahrtsfest stets fällt, muß es ein Gewitter geben, sagen die Schwaben. Am Tage nachher wird in Weingarten bei Altdorf (ähnlich wie einst am Niederrhein) der sogenannte „Blutritt" gehalten, eine Ceremonie, bei der sich Christliches mit Heidnischem mischt, indem der eingefaßte Tropfen vom heiligen Blute in feierlicher Procession durch die Felder getragen und das Korn gesegnet wird, daß kein Wetter ihm schade. Der Zug geht stets durch die Scheune eines gewissen Bauers, ganz wie der Wuotansumzug, der uns im wilden Jäger oder Wutesheer erhalten ist, seinen bestimmten Durchgang hat. Die Theilnehmer erscheinen dabei zu Pferde mit Fahnen und Musik. Einer läutet während des Umzugs fortwährend die heilige Blutglocke und — ein sehr bezeichnender Zug! — der Pater Custos, der sonst das heilige Blut trug, ritt stets auf einem weißen Rosse und war weiß gekleidet.

Aehnlich war die sonst in allen katholischen Gemeinden Schwabens am Himmelfahrtstage übliche Eschprocession oder der Flurgang, der gleichfalls eine Segnung der Saatfelder zum Zwecke hatte. Früher umzog man die ganze Gemarkung, jetzt geht man bloß hindurch, macht an vier Stellen Halt, liest ein Stück aus allen vier Evangelien und spricht den „Wettersegen". Auf alte Opfer deutet, daß die Enz an diesem Tage bei Bietigheim einen Laib Brod, ein

Schaf, einen Menschen, der Neckar bei Mittelstadt einen Bienenkorb, ein Lamm und einen Menschen verlangt. An die hohen Kräfte, die man dem heidnischen Feste beimaß, erinnert, daß man in Schorndorf zu Himmelfahrt das Mittel bereitet, durch welches man die Hexen erkennen kann. Man nimmt einen Block Tannenholz und macht aus demselben einen Melkstuhl. Durch die drei Löcher, in welche die Füße desselben gesteckt werden, blickt man dann am Christtage in der Kirche während des Gottesdienstes und sieht alle Hexen so sitzen, daß die, welche einem das Gesicht zukehren sollten, den Rücken bieten und umgekehrt.

Noch interessanter und lehrreicher aber ist die Reihe von Gebräuchen, welche sich in Nord- wie in Süddeutschland vom heidnischen Maifeste aus auf die christlichen Pfingsttage verpflanzt haben. Im Rheinthale wird die Pfingstnacht als Frühlingsfest unter dem Absingen von Liedern verwacht. Statt daß man wie im Bergischen die Eier als Maiopfer an die Brunnen legt, ziehen junge Leute die ganze Nacht umher, gehen singend von Weiler zu Weiler, von Haus zu Haus und sammeln die von den Mädchen zum Opfer bereit gehaltenen Pfingsteier. Am anderen Morgen wird geruht. Pfingstmontags aber werden die Pfingstkuchen gebacken und in gemeinsamem Mahle verzehrt. Darauf folgt der Maireigen. Es sind die Maiburschen und die Kirmeßgelagsjünglinge, die sich zum Pfingstnachtsgesange schaaren und den vielhundertjährigen Chor und Opferbrauch bis zum heutigen Tage erhalten haben. Aber auch diese Sitte wurde durch eine weise Polizei in pfälzischer und französischer Zeit bekämpft und zum Theil unterdrückt. Karl Theodor gab den Werbern den Auftrag, besonders auf die Pfingstnachtssänger Jagd zu machen, und so hat sich bei Befolgung des Brauchs der Väter gar mancher wackere Junge in den Türkenkrieg gesungen. Doch weder diese landesväterliche Menschenjagd noch die Prügelstrafen, womit man die Sitte ausrotten wollte, vermochten den Pfingstgesang verstummen zu machen. Es gab oft blutige Kämpfe mit den Landdragonern

und Gensd'armen; auch zwischen den einzelnen Sängerzügen kam es nicht selten zur Schlägerei und Blut und Eier flossen durcheinander. Die Mollweise des Pfingstliedes ist uralt. Leider artet es bei den nächtlichen Umzügen häufig in ein Schreien aus; denn der Polizei zum Trotz singen die Bursche so laut und herzhaft, als es die Kraft ihrer Lungen erlaubt, und dabei wird von der Reinheit des Tonganges natürlich oft abgewichen. Noch mehr aus der Art geschlagen sind die Worte der Gesänge. Nur die Kehrstrophe und einige unverstandene Beifügungen mahnen an die Zeit, in welcher die Sitte ihren Ursprung hat. Fast in jeder Gemeinde lauten die Strophen anders. Die gewöhnlichste Lesart ist folgende:

Nun gebt uns doch das Peis=Ei (Pfingstei)
Fei! Rosenblümelei!
Wir schlagen's in der Pfann' entzwei,
Wir bringen euch den lieben Mai,
Fei! Rosenblümelei!
Hei du wack'res Mädel.

Nun folgt zwischen den Kehrworten eine Aufzählung genießbarer Sachen. Doch auffallender Weise erscheint dazwischen noch das Pferdehaupt.

Nun gebt uns einen Pferdskopp,
Fei! Rosenblümelein.
Wir stippen auf der Stang' ihn opp.

Fällt die Eiergabe in einem Hause reichlich aus, so werden nach der nämlichen Melodie einige Dankstrophen gesungen:

Der N. N. ist ein braver Mann;
Er gibt den Jungen, was er kann,
Fei! Rosenblümelein!
Der Mai wird's ihm vergelten
Im Garten und im Felde.

Beweist man sich dagegen karg, so wird eine Art Fluchvers gesungen:

Der Mai schickt eine Eul' auf's Haus,
Die kratzt dem Schelm die Augen aus,
Fei! Rosenblümelein!
Der Mai schickt einen Fuchs in'n Stall,
Der holt ihm seine Hühner all'.

Zum Bettlergesange entartet, hat das Pfingstlied fast in jedem Dorfe eine andere Fassung. Nur die Melodie, die Auffassung des Mai als einer Person, welche belohnt und bestraft, das Ei und das Roßhaupt, kehren allenthalben wieder. Die Bedeutung des letzteren ist den ländlichen Sängern natürlich unbekannt. Aber gerade hierin liegt ein Hinweis auf die ursprüngliche Gestalt des ganzen Brauchs. Das Roß galt unseren Vorfahren als ein den Göttern besonders angenehmes Geschöpf. Es war Hauptgegenstand der Opferspenden, die darin bestanden, daß man das Thier abschlachtete, den Kopf sammt der Haut an der heiligen Eiche aufhing und bei Umzügen auf eine Stange gesteckt umhertrug, das Fleisch aber verzehrte. Bei den neubekehrten Deutschen blieb der Name „Roßschlächter" noch lange ein Schimpfwort für die Anhänger des Heidenthums. Bei der Taufe mußten die Deutschen unter Anderem geloben, dem Genusse des Pferdefleisches entsagen zu wollen. Alle Heidenbekehrer bezeichnen diese Fleischspeise als heidnischen Greuel. Später wurde sogar Todesstrafe auf ihren Genuß gesetzt. In vielen mittelalterlichen Sagen kommen die Pferdeschädel als Zeichen des Teufels vor. Dennoch kehrten sie bei den Volksfesten und auch sonst immer wieder, wenn auch das Bewußtseyn über dieselben völlig verloren gegangen war. In vielen Gegenden, zum Beispiel auf den Bauerhöfen bei Hückeswagen im Westphälischen, trifft man noch Pferdeköpfe an den Firsten der Häuser und erfährt auf Befragen, daß sie vor Wetterschaden und Krankheiten schützen sollen. In Sachsen warf man nach einer alten Predigt Pferdeköpfe in die Johannisfeuer.

In den märkischen Dörfern auf der Südseite des Drömlings ziehen am sogenannten weißen Sonntage

die Pferde= und Ochsenjungen mit weißen Stäben zur Weide und stecken mit diesen eine Stelle ab, auf welche bis Pfingsten Niemand sein Vieh treiben darf. In der Mitte dieses Platzes wird in einigen Ortschaften eine Tanne aufgerichtet, deren Aeste mit Knochen, herbeigeholt von denen, welche zum ersten Male hüten, besteckt werden, während den Gipfel des Baumes ein Roßschädel ziert. Dieses seltsame Bauwerk heißt der „Knochengalgen" und ist unzweifelhaft eine Erinnerung an jene Zeit heidnischer Opfer, bei denen Thiere, Thierfelle und Thierköpfe an Bäumen aufgehangen wurden. Nach Aufrichtung des Knochengalgens haben die kleineren Jungen den größeren „ihre Braut" zu nennen. Aber keiner darf den Namen verrathen bis auf Pfingsten, wo die abgesteckte Weide (weil die heilige Zeit, während welcher sie den Göttern geweiht war, vorüber ist?) wieder frei wird. Am zweiten Pfingsttage wird einer von den Jungen in Weiberröcke gehüllt und mit Maien und Blumen eingeflochten. Man setzt ihm eine Blumenkrone auf den Kopf und zieht mit ihm, welcher „Füstge Mai", d. i. der zugerichtete Mai heißt, durch das Dorf, während die Mädchen in ähnlichem Aufzuge die „Maibraut" umherführen, welche Reime absingend von Haus zu Haus Gaben sammelt.

In der **Mittelmark** werden, wie wohl überall in Deutschland, zu Pfingsten die Häuser mit Maien geschmückt. In der **Altmark** ziehen namentlich die Hirtenjungen von Hof zu Hof und bringen den Bauern Maikronen aus Birkenzweigen und Blumen geflochten, die man an den Häusern aufhängt und bis zum nächsten Pfingstfeste verbleiben läßt. Am Pfingstmorgen werden Pferde und Rinder zum ersten Male auf die Brachweide getrieben, und wer von allen zuerst eintrifft, dessen Thieren wird ein grüner Busch, die Dausleipe, d. i. die Thauschleife an den Schweif gebunden (ein Gebrauch, womit man den irischen Aberglauben vergleichen mag, daß man durch Einsammlung einiger Tropfen Thau von einer Viehweide am ersten Mai den darauf getriebenen Kühen für das ganze Jahr die Milch benehmen könne.

Geht aber der Hirt oder Besitzer derselben zeitig aus, so daß er den Thau zuerst einsammeln kann, so bleiben die Thiere vor allem solchen Zauber bewahrt). Wessen Thiere dagegen zuletzt erscheinen, den nennt man „den bunten Jungen", auch „das Kauderuest", den „Pingstkähm" oder „Pingstkärel", behängt ihn mit allerlei Feldblumen und führt ihn in Procession durch's Dorf, wobei zwei Bursche, welche „Hundebrösel" heißen, neben ihm herschreiten. Während der Zug umgeht, muß er den strengsten Ernst bewahren.

In Holland führen arme Weiber ein mit Blumen und Bändern geputztes Mädchen auf einem kleinen Wagen, bei dem wir an den Wagen der Erdenmutter Nerthus denken dürfen, herum und betteln dabei um Geld. Das Mädchen heißt „Pingsterblom", d. i. Pfingstblume. Am Samstage vor dem Feste gehen die Knaben am Morgen aus, um mit Geschrei und Lärmen die Langschläfer zu wecken, denen sie Nesseln vor die Thür hängen. Aehnliche Sitte herrscht im sächsischen Erzgebirge, wo der zuerst austreibende Hirt mit der Peitsche knallt, um den noch im Bette liegenden, welche „Pfingstlümmel" gescholten werden, den Schlaf zu vertreiben — eine Gewohnheit, bei der man sich an das Wecken des Sommers im Rheinlande erinnert finden kann, die vielleicht aber auch bloß das Unrecht strafen soll, das durch Verschlafen der heiligen Zeit begangen wurde.

Eine andere sächsische Sitte bildet den Uebergang zu den schwäbischen Pfingstspielen, welche, wenn man an das Urbild denkt, dessen Parodie sie sind, als Seitenstück zu dem oben erwähnten schwedischen Turnier zwischen Sommer und Winter angesehen werden müssen. In den Dörfern zwischen Leipzig und Halle herrscht der Gebrauch, daß die jungen Burschen in der Nacht vor Pfingsten eine Art Sittsamkeitscensur über die Mädchen des Ortes üben, indem sie den unbescholtenen Birken oder Pappeln, denen aber, die in üblem Rufe stehen, Hollunderbäume vor die Thür pflanzen. Sodann am ersten Feiertage gegen 2 Uhr zieht man zu Pferd und Wagen aus, um die Maie zu holen, die bereits gefällt

ist und nach der man oft einen weiten Umweg macht, um sich in anderen Dörfern zu zeigen und dadurch Theilnehmer am Feste zu gewinnen.

Ein solcher Aufzug der Pfingstburschen besteht dann gewöhnlich aus 30—40, bisweilen aus 60—80 Reitern, die sich als Türken, Ritter, Husaren und dergleichen mehr verkleidet haben, und deren Pferde mit Bändern, Blumen und Birkenzweigen geputzt sind. Ihnen läuft oder reitet ein Hanswurst voraus, der allerlei Narrethei und Schabernack treibt, hinter ihnen folgt ein Rüstwagen mit einem Musikchor und einer mit grünen Zweigen geschmückten Biertonne, bei welcher sich „der Bacchus“ befindet. Den Schluß bildet ein Wagen oder mehrere mit den zu den einzelnen Burschen gehörigen Pfingstjungfern. Nach Einholung der Maie wird dieselbe in die Mitte eines im Freien ausgesuchten, gewöhnlich gedielten und ringsum mit Birken umpflanzten Tanzplatzes gesteckt und hierauf tanzt und zecht man, so lange Geld und Bier reichen, und das dauert häufig mehrere Tage. Unter den Zuschauern geht der Bacchus herum und bietet jedem in einer mit Bändern umflochtenen Lase (Krug) einen Trunk aus seiner Tonne. Wer ihn annimmt, hat einen Beitrag zu den Kosten zu zahlen, der in einigen Groschen besteht, erhält aber dafür auch ein Band in's Knopfloch und mit demselben das Recht, für diesen Abend am Tanze theilzunehmen. Dies nennt man „Pfingstbier halten“.

Kehren wir nach dem Süden zurück, so begegnen wir noch bedeutsameren ländlichen Sitten. In Augsburg wurde sonst zur Pfingstzeit ein Knabe vom Kopfe bis zu den Füßen mit Schilf umflochten und von zwei anderen, welche Birkenzweige in den Händen hatten, durch die Stadt geführt, wobei die Begleiter folgendes Lied absangen:

Wir führa, wir führa a Wasservogel,
Wir wissa nit, wo er is herg'floga.
Er ist g'floga wohl über das Rias,
Er macht den Fischen das Wasser so trüab,
So trüab, so trüab bis über den Boden.

Da meine die Mädle, man soll sie loba.
Wir loba, wir loba a Kränzelein,
A Kränzelein, a seidne Schnuar.
Der Erste hot a grüna Huat,
Der Andre hot a weiße Huat,
Der dritte der hat selbst kein Quat.

Auf dem welzheimer Walde gehen die ledigen Burschen an den Pfingsttagen, ganz wie an anderen Orten in den 12 Nächten, mit neuen Peitschen auf Kreuzwege, wo sie ein langdauerndes taktmäßiges Knallen anstellen. Ebendaselbst trinken die jungen Leute am Pfingstmontage im Wirthshause „die Schöne", d. h. auf die Schönheit ihrer Geliebten, doch dürfen eigentlich nur unbescholtene Mädchen dabei genannt werden.

Die Krone aber von allen diesen Gebräuchen ist der von E. Meier in seinen „Sagen, Sitten und Gebräuchen aus Schwaben" in mehrfachen Versionen sehr ausführlich und anschaulich geschilderte Pfingstritt im Schwarzwalde. Die einfachste Art, auf welche diese Ceremonie, hinter deren läppischem fratzenhaftem Aeußeren sich deutliche Spuren mythologischen Gehalts erkennen lassen, vollzogen wird, ist die der Viehhirten. Diese flechten am Pfingstmontage einen Burschen in Büsche des gelbblühenden Pfriemenkrauts ein, bedecken ihm das Gesicht mit einer Larve von Baumrinde und behängen ihm Brust und Rücken mit Kuhschellen. Darauf führen ihn 2 Begleiter von Haus zu Haus, der eine mit einem Korbe, der andere mit einem Tiegel versehen, und indem der Vermummte spricht: „I bin der Pfingstbutz. Drum gebet mir au ebbes in mein Geldbeutel! Kleine Thaler haun i gnua, aber keine grouße", sammelt man Gaben an Eiern und Schmalz ein, die dann zu einem Kuchen eingeschlagen und von den Theilnehmern des Mummenschanzes verspeist werden. Zuletzt wird der Pfingstbutz unter Stroh und Mist vergraben.

In vielen Orten des badischen Schwarzwaldes und selbst in einigen Dörfern Würtembergs, z. B. in Wurmlingen,

findet beim Einbringen des Pfingstlümmels auch ein Pferderitt Statt. 10—12 Bursche reiten in den benachbarten Wald, wo sie einen Kameraden in Laub hüllen und mit Blumen behängen, ihm eine spitze Laubmütze aufsetzen und ihn dann in's Dorf zurückbegleiten, wobei er beständig Bücklinge machen muß, während 3 Knaben unaufhörlich mit Peitschen knallen, und 3 Mädchen in Körben Eßwaaren einsammeln. Die Weisheit einiger Oberämter hat diesen Gebräuchen hin und wieder ein Ende gemacht. In anderen Gegenden kehrte man sich an das Verbot nicht, und so ist manches Bezeichnende noch jetzt im Schwange.

An einigen Stellen fügen sich die Reime, die dabei gesprochen werden, sogar zu einer Art Drama zusammen. So zog noch vor etlichen Jahren die seltsame Procession in Friedingen an der Donau, nachdem man im Felde den Pfingstbutz eingeflochten, von einem Platzmeister geführt, vor den Pfarrhof, wo der Anführer den versammelten Zuschauern Platz zu machen gebot, da noch andere Gesellen kommen würden. Diese erschienen ebenfalls zu Pferde und von einem Rittmeister geführt, bald nachher, und nun entspann sich eine Wechselrede in Versen, die in manchen Wendungen an Heidnisches anklingt. Der Platzmeister fragt, woher der Wind die neuen Ankömmlinge getrieben bringe, und der Rittmeister antwortet:

Ab (über) alle Wiesen und Aecker,
Was geht das dich an, du junger Lecker?

Dann reitet der Maienträger vor und spricht:

Maienführer, Maienführer bin ich genannt,
Den Maien führ' ich in meiner Hand,
Den Degen an der Seiten,
Mit den Türken (einst wohl mit dem Winter?) muß ich streiten.

Hierauf entgegnet der zur anderen Partei (die einst für den Winter kämpfte) gehörige „Fähndrich":

Fähndrich, Fähndrich bin ich genannt,
Die Fahne führ' ich in meiner Hand.

Wer neben mir reitet und zieht nit ab den Hut,
Der wird gestrafet mit uns're Ruth',
Der wird gestrafet für uns're Ehr',
Hätten wir aber solche Sachen (er deutet hier mit einer Fingerbewegung das Geldzählen an),
Wollten wir lassen Küchle backen.

Dann fordert der Maienführer in einem Verse auf, vom Leder zu ziehen und die Fuchtel tapfer zu brauchen. Dies unterbleibt jedoch jetzt, und statt eines Kampfes reitet man dreimal um den Brunnen, in welchem schließlich der Pfingstbutz gebadet wird, worauf man mit ihm umherzieht und unter dem Vorgeben, er sey ein Kranker, dem die Doktoren gerathen, sich lieber in Wein als in Wasser zu baden, von Haus zu Haus kleine Geschenke einsammelt. Aehnliche und noch weit ausgeführtere und personenreichere kleine Dramen wurden und werden noch jetzt an anderen schwäbischen Orten aufgeführt. Sie klingen sämmtlich verschroben und unbeholfen genug und laufen schließlich immer auf eine Bettelei hinaus. Allein hinter der Posse und Grimasse bergen sich allenthalben Reliquien der Urzeit, und nicht ungereimt ist es, anzunehmen, daß es einst ein heiliges Kampfspiel war, was hier als plumper Bauernspaß auftritt, nicht ungereimt, zu vermuthen, daß dieses Spiel in alter Zeit statt der ungeschlachten, bisweilen auch unfläthigen Reden, welche in Vergessenheit des Urquells, aus dem der Gebrauch floß, allmählig aufkamen, von würdigeren Worten begleitet, das Symbolische daran deutlicher und reiner, die Haltung der Mitspielenden feierlicher und gemessener war. Dann aber hätten wir in diesen schwäbischen Pfingstritten in der That die besten Reste des altgermanischen Maifestes vor uns.

Konstantin der Große.

(Nach Burckhardt.)

I. Konstantins Regierung.

„Satt an Schicksalen" hatte Diocletian, nach 20jähriger Regierung, freiwillig dem Throne entsagt und grub und pflanzte in seinem Gemüsegarten. Gleichzeitig, aber sehr wider seinen Willen, hatte, alter Verabredung gemäß, sein Mitkaiser Maximian in Italien denselben Staatsakt vollziehen müssen und war auf ein schön gelegenes Landhaus in Lukanien gegangen. Galerius, Diocletians Adoptivsohn, und Constantius Chlorus, bisher die beiden Cäsaren des Reiches, waren jetzt zu Kaisern befördert, und hatten neue Cäsaren zu ernennen. Die Wahl hatte jedoch Diocletian ausschließlich dem Galerius vorbehalten und dieser ernannte, (mit gänzlicher Uebergehung des Maxentius, des Sohns Maximians), einen General Sewerus zum Cäsar des Westens und seinen Neffen Maximinus Daza zum Cäsar des Ostens*).

Einige Monate hindurch schien diese Succession ihren vorgeschriebenen Gang zu gehen. Aber gleich zu Anfang des nächsten Jahres (306) tritt in diesem merkwürdigen Drama eine neue Person auf, die in den Verlauf der Handlung mächtig eingreift; es ist Konstantin, von der Geschichte genannt der Große, der Sohn des eben erst zum Augustus emporgerückten Constantius Chlorus, und eben so wie Maxenſtius bei der letzten Cäsarenwahl von Galerius übergangen. Er war im Waffendienste herangewachsen und lebte als Tribun ersten Ranges am kaiserli=

*) Vergl. darüber „Das sinkende Römerreich unter Diocletian" im 3. und 4. Bande unserer Bibliothek.

chen Hofe zu Nikomedien. Jetzt war er mit einmal von dort entwichen, und erschien bei seinem Vater Constantius, als derselbe eben im Begriffe war, aus dem Hafen von Gessoriacum (Boulogne) zum Feldzug nach Britannien abzusegeln.

Konstantins Andenken hat in der Geschichte das größte denkbare Unglück gehabt. Daß die heidnischen Schriftsteller ihm feind seyn mußten, versteht sich von selbst und würde ihm in den Augen der Nachwelt keinen Schaden thun. Allein er ist in die Hände des widerlichsten aller Lobredner gefallen, der sein Bild durch und durch verfälscht hat. Es ist Euseb von Cäsarea und sein „Leben Konstantins" gemeint. Der bei allen Fehlern immerhin bedeutende Mensch macht hier durchweg das Angesicht eines andächtigen Frömmlers, während doch anderweitig so viele seiner Missethaten auf alle Weise konstatirt sind. Am wahrscheinlichsten war Konstantin ein politischer Rechner, der alle vorhandenen physischen Kräfte und geistigen Mächte mit Besonnenheit zu dem einen Zwecke benutzte, sich und seine Herrschaft zu behaupten, ohne sich irgendwo ganz hinzugeben. Einen erhebenden Anblick gewährt ein solcher Egoist nicht, allein die Geschichte hat sattsame Gelegenheit, sich an dergleichen Charaktere zu gewöhnen. Ueberdies kann man sich bei einiger Billigkeit überzeugen, daß Konstantin gleich von seinem ersten politischen Auftreten an konsequent nach demjenigen Princip handelte, welches der energische Ehrgeiz, so lange die Welt steht, „Nothwendigkeit" genannt hat. Es ist jene wundersame Verkettung von Thaten und Schicksalen, in welche der höher begabte Ehrgeizige wie von einer dunkeln Macht hineingezogen wird. Vergebens ruft das Rechtsgefühl ihm seinen Protest entgegen, vergebens steigen Millionen Gebete der Unterdrückten zur Nemesis empor; — der große Mensch vollzieht, oft ohne Wissen, höhere Beschlüsse, und ein Weltalter drückt sich in seiner Person aus, während er selber seine Zeit zu beherrschen und zu bestimmen glaubt.

Bei Konstantin ist gleich die Beurtheilung seines ersten Schrittes entscheidend. Galerius hatte ihm, wie es heißt, im Sarmatenkriege und dann bei scheinbar gymnastischem Kampfe mit wilden Thieren einen sicheren Untergang zugedacht, allein der furchtlose Held siegte über Barbarenfürsten und Löwen und legte sie dem neuen Oberkaiser vor die Füße. Dann hatte Galerius, trotz wiederholter Briefe des Constantius Chlorus, den Sohn zu ihm zu senden, diesen in ganz feindseliger Weise wie einen Gefangenen bei sich behalten und erst nachgegeben als er es durchaus nicht mehr verweigern konnte. Konstantin, mit der Erlaubniß versehen, reiste vor der festgesetzten Zeit in größtem Geheimniß ab und lähmte auf den ersten Stationen die Pferde der kaiserlichen Post, damit ihm Niemand nachsetzen könne. Von all' Diesem darf man wohl so viel annehmen, daß er sich im Ernste bedroht glaubte. Galerius mußte ihn hassen schon als einen zurückgesetzten und dennoch hochstrebenden Kaisersohn, aber er entließ ihn doch! Ob dagegen Konstantin ein reines Gewissen hatte, bleibt immerhin höchst zweifelhaft.

Bei seinem Vater angelangt, machte er zuerst dessen siegreichen Feldzug gegen die Pikten in Schottland mit. Chlorus war nämlich noch durchaus nicht am Sterben, wie Euseb zu größerer Rührung angibt, hatte auch seinen Sohn nicht deshalb herbeigerufen. Bald nach der Rückkehr vom Kriege starb er aber wirklich (**25.** Juli 306). Nach der Reichsordnung des Diocletian, welchem alle Betreffenden ihre Stellung verdankten, sollte nun Galerius einen neuen Augustus ernennen und demselben einen neuen Cäsar an die Seite setzen. Sollte aber das Erbrecht mit diesem Kaiserrecht in Verbindung gebracht werden, so hatten die Söhne des Constantius aus seiner Ehe mit des alten Maximians Stieftochter, nämlich Delmatius, Hanniballianus und Julius Constantius einen unbedingten Vorzug. Sie waren allerdings noch sehr jung, der Aelteste kaum dreizehnjährig.

Statt dessen succedirt Konstantin. Es ist viel verlangt, wenn man sich für die so wunderlich bedingte dioeletianische Reichsordnung ereifern soll; wenn sie aber zu Rechte bestand, so war Konstantin ein Usurpator. Eine Beischläferin Helena hatte ihn dem Constantius zu Naïssus in Serbien geboren im Jahre 274, und so war er auch von Seiten des Erbrechtes strenge genommen keiner Succession fähig. Ob ihn sein Vater direkt zur Nachfolge bevollmächtigt hatte, ist nicht wohl zu ermitteln; vielleicht hatte er den entschlossenen, kriegskundigen, damals 32jährigen Sohn nur herbeigerufen, damit derselbe die hülflose Familie beschütze. Die Thatsache ist, daß ihn die Soldaten seines Vaters zum Imperator Augustus erhoben.

Galerius, als er das Ereigniß vernahm, that das Mögliche; da er den Konstantin nur durch einen überaus gefahrvollen inneren Krieg hätte beseitigen können, so erkannte er ihn zwar an, allein nur als zweiten Cäsar und ernannte den Severus zum Augustus, den Maximinus Daza aber zum ersten Cäsar. Die wahre Herrscherweihe holte sich dann Konstantin (306) in mehrjährigen Kämpfen am Rhein gegen Frankenvölker (wahrscheinlich Chatten nebst Bructerern). Schon bei Lebzeiten seines Vaters hatten sie den Rhein überschritten; nun schlug er sie mit Glück und Geschick und bekam ihre Fürsten Ascarich und Regais gefangen. In dem Amphitheater zu Trier, dessen gewaltige Ueberreste man noch jetzt in den Weinbergen aufsucht, wurden die beiden den wilden Thieren vorgeworfen; dasselbe geschah massenweise mit den gefangenen Bructerern, „die zu unverläßig waren, um als Soldaten, zu unbändig, um als Sklaven zu dienen"; die wilden Bestien ermatteten ob der Menge ihrer Opfer. Konstantin nahm wieder Besitz von einem Stücke des rechten Rheinufers.*)

*) Er erbaute zu Köln eine große steinerne Brücke, welche bis in die Mitte des 10. Jahrhunderts vorhanden war; den Brückenkopf bildeten die Castra Divitensia, das heutige Deutz.

Damals konnte über Gallien nur Herrscher seyn, wer der Vertheidiger und Retter war, und auf diesem Felde blieb nach dem Vater für den Sohn wenigstens eine Nachlese übrig.

Die nächste unvermeidliche Folge der Usurpation Konstantins war die Usurpation des Maxentius. Was einem Kaisersohn durchging, das konnte man dem anderen schwerlich wehren. Sein Vater Maximian, aus Ehrfurcht vor den diocletianischen Verfügungen, widersetzte sich lange, konnte aber zuletzt der eigenen Versuchung nicht widerstehen und hielt dann mit. Maxentius, obwohl vielleicht als Wüstling und bösartiger Charakter bereits bekannt, fand einen natürlichen Bundesgenossen an dem Unwillen des von den Kaisern verlassenen Roms, das er zu seinem Sitz erwählt hatte, und der stark reducirten Prätorianer. Er gewann ein paar Offiziere, einen großen Lieferanten, und die Prätorianer, welche ihn ohne Weiteres proklamirten. Der Stadtpräfekt, der sich widersetzen wollte, wurde noch vorher getödtet. Es scheint, daß ganz Italien sehr bald dem Thronräuber zufiel.

Dies Mal konnte Galerius nicht bloß zusehen. Er sandte seinen Mitkaiser Severus aus (307), der als Erbe der Ländermasse des Maximian auch unmittelbar Herr von Italien seyn sollte. Allein Severs Armee, die meist aus alten maximianischen Soldaten bestand, war gegen Maxentius nicht zu brauchen; es folgte Verrath, Rückzug und eine persönliche Uebergabe in oder bei Ravenna, die dann doch den beklagenswerthen Augustus nicht vor verrätherischem Morde schützte. Galerius kam, ihn zu rächen, allein sein Heer erwies sich nicht zuverlässiger und er mußte eilends umkehren.

Inzwischen hatte der alte Maximian sich, wie gemeldet, seinem Sohne zugesellt, — wenn Maxentius wirklich von ihm und der Syrerinn Eutropia erzeugt und nicht untergeschoben war, was einzelne Heiden und Christen behaupteten und was hier hervorgehoben werden muß, als Beleg für

den Werth, den man auf ein Mal wieder dem Erbrechte zuschrieb. Dem Verhältniß zwischen Vater und Sohn fehlte freilich so sehr jede Pietät, daß jenes Gerücht fast nothwendig entstehen mußte. Auch den Soldaten kam der Alte durchaus nicht gelegen, wahrscheinlich weil sie seine Disciplin fürchteten; wenigstens fand er keinen Anklang, als er sie bald darauf gegen den Sohn einzunehmen suchte; sie antworteten ihm mit trotzigem Hohn, worauf er sich damit ausgeredet haben soll, es sey ihm bloß um eine Probe ihrer Gesinnung zu thun gewesen.

Als sich der unruhige Greis in seinen Hoffnungen auf Oberherrschaft betrogen sah, ging er nach Gallien, um bei Konstantin zu versuchen, was ihm bei Maxentius mißlungen war. Er hatte noch ein Pfand der Herrschaft mit sich, seine jüngere Tochter Fausta; diese vermählte er mit Konstantin und gab ihm dazu den Augustustitel. Es war darauf abgesehen, daß man einstweilen warten würde, bis Maxentius mit dem neuerdings kampfbereiten Galerius im Kriege läge, um dann mit Uebermacht einzugreifen. Allein Konstantin nahm die Tochter und den Titel und verweigerte dann Maximian jede weitere Mitwirkung, worauf diesem nichts Anderes übrig blieb, als wieder nach Rom zu gehen und sich mit dem Sohne auf einen leidlichen Fuß zu setzen.

Während Galerius gegen Italien rüstete, gerieth Maximian von Neuem in die übelsten Verhältnisse mit Maxentius; es kam zu einer öffentlichen Scene, wobei der Vater dem Sohn den Purpurmantel abreißen wollte. Abermals mußte er von Rom weichen.

In dieser allgemeinen Konfusion nahm Galerius seine Zuflucht zu der Weisheit des alten Diocletian, der auf sein Ersuchen zu einem Kongreß nach Carnuntum (St. Petronell unweit Haimburg) kam. Hier wurde zunächst ein bewährter alter Kampfgenosse und Freund des Galerius, der Illyrier Licinius, an der Stelle des ermordeten Severus zum Augustus ernannt. Aber auch der alte Ma-

ximian stellte sich ein, und wurde, statt Hülfe und Ermuthigung zu finden, nochmals zur Abdankung bewogen; Licinius sollte der allein rechtmäßige Imperator für das Abendland seyn. Allein Maximian hatte weder Ruhe noch Rast nehr, und als er seinen ehemaligen Mitregenten aus den Augen war und wiederum bei Konstantin in Gallien einkehrte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, auf des Schwiegersohns Kosten auszuüben, was ihm beim Sohne zweimal mißlungen. Während Konstantin gegen die Franken ausgerückt war, nahm er zum dritten Mal den Purpur, bemächtigte sich des Schatzes und der Vorräthe und warf sich in das feste Arelatum (Arles), von wo er, als Konstantin ihm eilends nachzog, nach Massilia flüchtete. Hier lieferte ihn, wie es scheint, seine Mannschaft dem Schwiegersohn aus, der ihm nochmals Leben und Freiheit geschenkt haben soll. Aber Maximian benutzte dies nur zu neuen gefährlichen Ränken, von welchen Konstantin durch Fausta selber in Kenntniß gesetzt wurde. Es blieb nichts Anderes übrig, als den unheimlichen Alten aus der Welt zu schaffen. Er durfte seine Todesart wählen und ließ sich erwürgen (310).

Wie mußten diese Vorgänge Diocletians letzte Jahre verbittern! Der Ehrgeiz, auf das Erbrecht gestützt, hatte sein System bereits zur Hälfte umgestürzt, ja, er mußte den Kummer erleben, daß selbst außerhalb der Kaiserfamilien die Usurpation im Styl des 3. Jahrhunderts wieder ihr Haupt erhob, nachdem ein Aelianus und Amandus, ein Carausius und Allectus, ein Achilleus und Julian nebst den Ihrigen die angemaßte Herrschaft mit Strömen Blutes gebüßt hatten. Ein Statthalter in Afrika, der Phrygier Alexander, von Maxentius auf unkluge Weise zur Huldigung angehalten, läßt sich von den Soldaten halb wider Willen mit dem Purpur bekleiden (308). Wir können es dem greisen, schicksalsforschenden Gärtner von Salona nicht verdenken, wenn er das schrecklichste Unheil, selbst den Untergang des Reiches vor Augen zu sehen glaubte. —

Indeß begannen doch bald die Thronfragen sich zu ver-

einfachen. Galerius starb 311 an einer scheußlichen Krankheit zu Sardica in Mösien. Wir wollen den falschen Lactantius in dem von Würmern zerfressenen Unterleib nach Herzenslust wühlen lassen und dafür konstatiren, daß der gewiß rohe und gegen die Christen unmenschliche Fürst bei den Heiden „ein braver Mann und tüchtiger Krieger" heißt; auch darf es ihm nicht vergessen werden, daß er die Charakterfestigkeit gehabt hatte, für seine eigene Familie (worunter ein 15jähriger Sohn Candidianus) auf den Thron zu verzichten, um seinem Freunde Licinius, den er für den Würdigsten hielt, die Herrschaft zuzuwenden.

Zu derselben Zeit unterwarfen die Feldherren des Maxentius das abgefallene Afrika; der Usurpator Alexander wurde geschlagen, auf der Flucht eingeholt und erwürgt, die unglückliche Provinz mit größter Härte gezüchtigt. Die Stadt Cirta litt dabei so sehr, daß sie später unter Konstantin neu gebaut werden mußte. In Rom affektirte Maxentius, als er seinen Triumph hielt, eine Erinnerung an die Feindschaft des alten Karthago gegen Rom.

So gab es nun wieder zwei westliche und zwei östliche Regenten, Konstantin und Maxentius, Licinius und Maximinus Daza. Aber wie weit entfernt war ihr Verhältniß von dem harmonischen „Tetrachord", der einst Diocletian und seine Mitregenten verbunden hatte. Keine Unterordnung noch gegenseitige Verpflichtung wird anerkannt, Jeder ist Augustus auf eigene Rechnung und mißt die Anderen mit mißtrauischen Blicken; ihre Gebiete sind scharf von einander abgegrenzt und Keiner würde es wagen, in dem Lande des Anderen mitregieren zu wollen, Keiner aber auch dem Anderen Hülfe gewähren, bevor eine selbstsüchtige Kombination sie zu Einzelbündnissen treibt. Das Reich liegt nun einmal in vier Stücken, und Der, welcher zuerst den Frieden gebrochen, Konstantin, hat nun die Aufgabe, an die Stelle des früheren Zusammenhanges einen neuen treten zu lassen. — Wir verfolgen sein Leben zunächst

in Beziehung auf die Art und Weise, wie er diese Aufgabe erfüllte.

Er sucht sich unter seinen drei Kollegen den fähigsten und zugleich legitimsten aus und verbündet sich mit ihm; Licinius verlobt sich mit Constantia, der Schwester Konstantins. Darauf erhebt sich der Krieg gegen Maxentius. Es ist gar keine Frage, daß Konstantin anfing; Euseb rühmt ihn deshalb ausdrücklich und spricht von seinem großen Mitleid gegen das arme unterdrückte Rom; „das Leben hätte ihn nicht mehr gefreut, wenn er die Weltstadt länger hätte leiden sehen müssen". Dies zeichnet zwar schwerlich Konstantins Denkart, aber dafür Eusebs Schreibart. Nun hatte Maxentius ganz ungeheure Streitkräfte beisammen, die ihn auch im entscheidenden Augenblick nicht verriethen und ihm sicher zum Siege verholfen hätten, wäre er nicht strategisch unfähig und in feige Indolenz versunken gewesen. Konstantins Streitkräfte dagegen lagen zwar nicht in den himmlischen Legionen unter der Anführung des seligen Constantius Chlorus, womit ihn die Schriftsteller beider Religionen beehren, auch nicht in der Sympathie der Christen — vielleicht nicht einmal in der Verzweiflung des zu Boden getretenen Italiens, denn die Bevölkerungen reden in diesem Kampfe überhaupt kaum mit — wohl aber in der Kriegstüchtigkeit seiner etwa 40,000 Mann (Briten, Gallier und Barbaren) und in seiner eigenen Persönlichkeit. Wenn dieser Krieg nicht von so verdächtiger Seite gerühmt würde, so mußte man ihn vielleicht bewundern wie den italienischen Feldzug des jugendlichen Napoleon, mit dem er mehr als ein Schlachtfeld gemein haben mochte. Die Erstürmung von Susa, die Schlacht bei Turin, wo die schwere Reiterei der Feinde — Mann und Roß gepanzert — mit eisernen Keulen todtgeschlagen wurde, der Einzug in Mailand, das Reitertreffen bei Brescia entsprächen dem Anfange des 1796er Feldzuges; dann möchten die furchtbaren Kämpfe Konstantins um Verona wohl die Brücke von Lodi und die

Bezwingung von Mantua aufwiegen. Aber auch die Feinde würden der Vergleichung mit Napoleons Feinden nicht unwerth seyn; sie kämpften mit Muth und Ausdauer und liefen nicht zu Konstantin über, so daß er z. B. die ganze kriegsgefangene Besatzung von Verona in Fesseln schlagen mußte, damit sie nicht wieder zu Maxentius entwichen. Sie zu tödten erlaubte weder die fortgeschrittene Humanität noch der wohlverstandene Vortheil des Reiches, und auf ihre Parole war, scheint es, nicht zu bauen; man mußte ihre Schwerter zu Handfesseln umschmieden. Verona hatte sich aber erst ergeben, als ein anderer Theil der Konstantinischen Armee Aquileja und Modena mit Sturm genommen hatte.

So war eine feste Basis gewonnen für die Eroberung von ganz Italien; Maxentius und seine Generale waren überrascht worden; was sie durch rechtzeitige Besetzung der Alpenpässe mit geringen Mitteln hätten ausrichten können, brachten sie am Fuße der Alpen und in der Ebene mit Strömen Blutes nicht wieder ein. Strategiker mögen nun entscheiden, ob Maxentius nicht vielleicht Gründe hatte, den Feind bis gegen Rom vorrücken zu lassen. Die Autoren schildern ihn freilich bald als feigen Stubensitzer, bald als abergläubischen Beschwörer, und Beides mag seine theilweise Richtigkeit haben. Daß die Einwohner von Rom den Gewaltherrscher haßten, leidet keinen Zweifel; bei einem Streit mit seinen Soldaten waren 6000 Menschen umgekommen; sein wüstes Leben und seine Erpressungen konnten ihm nur Feinde machen; aber dies Alles war nicht entscheidend. Er hatte noch eine große Armee für sich und Rom selber war für den Fall einer Belagerung mit ungeheuern Vorräthen versehen, wurde auch durch Gräben neu befestigt, so daß man den Feind hinhalten und vielleicht plötzlich einwickeln konnte. Allein wenn die berühmte Schlacht, die bei Saxa rubra 9 Millien von Rom begann und an der milvischen Brücke endigte, wirklich so angeordnet

 Bayerische Staatsbibliothek

war, wie die Schriftsteller erzählen, so kann von strategischer Rechtfertigung überhaupt kaum mehr die Rede seyn; das Heer des Maxentius war nämlich in langer Linie so aufgestellt, daß es die Tiber im Rücken hatte; dieser sehr reißende Fluß aber scheint keine andere Brücke gehabt zu haben als die milvische nebst einer daneben liegenden Schiffbrücke. So mußte gleich die erste Verwirrung unheilbar werden. Was nicht durch das Schwert fiel, ertrank; um Maxentius herum hielten noch die Prätorianer, deren Geschöpf er war, am längsten aus; auch er floh und versank im Flusse, während sie, wie einst die Schaar Catilina's bei Pistoja, sich an der Stelle niederhauen ließen, wo sie am Anfang der Schlacht gestanden hatten. Ihre Vernichtung war für den Sieger von großem Werthe, weil er sonst doch noch einmal mit ihnen hätte abrechnen müssen. Er hatte es jetzt leicht, das prätorianische Lager zu zerstören.

Mit dieser Schlacht hatte nun das ganze Abendland seinen Herrn; auch Afrika und die Inseln fielen dem Ueberwinder zu. Zwischen zwei Illegitimen hatte das höhere Talent und die Entschlossenheit wie billig den Sieg entschieden. Konstantin, bisher nur durch Grenzkriege bekannt, stand auf einmal im blendendsten Glanze des Heldenruhmes der öffentlichen Meinung gegenüber. Jetzt handelte es sich darum, diese neue Macht wo möglich auf andere Grundlagen als auf die bloße Soldatengewalt zu stellen.

Hört man nur die Festredner, so hätte Konstantin nach Aufhebung der ärgsten Maxentianischen Mißbräuche und Verfolgungen vor Allem den Senat geehrt und durch neue Ergänzung aus den Provinzialen zu heben gesucht. Es braucht aber keinen besonderen Scharfblick, um einzusehen, daß nach den Ereignissen der letzten drei Jahre keine Mitregierung des Senates mehr möglich war. Konstantin konnte wohl den Römern zu Gefallen diese Körperschaft wieder äußerlich zu Ehren bringen, nicht aber von ihr eine wesentliche Unterstützung hoffen, und deshalb mußte sie ihm inner=

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

lich gleichgültig bleiben; ja vielleicht hegte er schon damals Pläne, die zwischen ihm und dem Senat eine tiefe Abneigung begründen mußten. Neun Jahre später läßt ein Panegyriker, der den Senat so eben eine Blüthe der ganzen Welt und Rom eine Burg aller Völker und Königin aller Lande genannt hat, die Wahrheit doch zwischen den Zeilen lesen: „Diese ehrwürdige Seele des römischen Volkes*), hergestellt wie sie vor Alters war, zeigt weder frechen Uebermuth noch kümmerliche Niedergeschlagenheit; beständige Ermahnungen des göttlichen Fürsten haben sie in ein solches Geleise gebracht, daß sie, nach seinem Wink sich biegend und wendend, nicht seiner Furchtbarkeit, sondern seiner Güte sich willig fügt". Mit anderen Worten: der Senat, großentheils aus Heiden bestehend, und ohne allen Einfluß auf die Regierung, findet sich in einer schiefen Stellung zum Kaiser. Er versammelt sich noch regelmäßig und die Kalender geben sogar die Tage an: „senatus legitimus", gesetzlicher Senatstag — allein dies kömmt mit Ausnahme des Januars höchstens einmal im Monat vor.

Der Kaiser aber hatte sich inzwischen zum Beschützer des Christenthums proklamirt. Seine persönliche Religiosität mag hier einstweilen ganz aus dem Spiele bleiben; fragen wir nur nach den politischen Gründen, welche einen römischen Imperator zu einem solchen Schritte bewegen konnten. Die Christen waren doch immer nur eine kleine Minorität, die man weiter nicht zu schonen brauchte; wie konnte nun ihre Duldung dem Ehrgeizigen als ein Mittel der Macht, mindestens als eine Sache der Zweckmäßigkeit erscheinen?

Das Räthsel löst sich, sobald man annimmt, daß die Mehrzahl derjenigen Heiden, auf deren Meinung etwas ankam, die weitere Verfolgung mißbilligten, daß sie auf die daherige Störung des bürgerlichen Lebens mit Unmuth, auf den im Pöbel geweckten Blutdurst mit Besorgniß hinsahen,

---

*) Nämlich der Senat.

daß in den letzten Jahren bedenkliche Vergleichungen angestellt wurden zwischen dem an und für sich nicht blühenden, aber doch ruhigen Zustande Galliens und dem schändlichen Henkerwesen im Osten und Süden. Jeder Terrorismus erlahmt, sobald die Durchschnittsmasse ihre Leidenschaft gestillt hat und die unangenehmen Folgen selber zu empfinden anfängt. Bereits hatten sogar die verfolgenden Kaiser die Duldung zeitweise als politisches Mittel, oder auch nur zur Kränkung des Galerius eintreten lassen, und Galerius selber hatte dann in seiner furchtbaren letzten Krankheit ein höchst auffallendes Duldungsedikt gegeben, in welchem die Christen schließlich zur Fürbitte für seine Person bei ihrem Gotte aufgefordert wurden. Konstantin brachte also mit seinen zwei Toleranzedikten von Rom und Mailand (312 und 313) nicht einmal etwas Neues, und benützte die Toleranzfrage zunächst auch nicht gegen die übrigen Kaiser, vielmehr vermochte er den inzwischen mit ihm verschwägerten Licinius zur Theilnahme an jenen Beschlüssen und Beide unterhandelten sogar mit Maximinus Daza um seine Beipflichtung, die denn auch im beschränkten Sinne erfolgte. — Somit wäre die Christenduldung einfach eine Sache der Nothwendigkeit gewesen und bedürfte keiner weiteren Erklärung.

Es ergab sich aber eine Gelegenheit, da der neue Herr des Abendlandes einigermaßen sein wirkliches Verhältniß zur römischen Staatsreligion und zwar als ein indifferentes verrieth. Nach der Schlacht an der milvischen Brücke hatten ihm Senat und Volk nebst anderen Ehrenbezeigungen einen Triumphbogen zuerkannt, der ziemlich rasch, zum Theil mit den schönen Bruchstücken eines Bogens des Trajan zusammengebaut wurde. Die Inschrift lautet gegenwärtig dahin: „Flavius Constantinus Maximus habe über den Tyrannen und seine ganze Partei gesiegt" u. s. w. „auf Eingebung der Gottheit"; allein unter diesen Worten schimmert eine frühere Lesart durch: „auf den Wink des höchsten und besten Jupiter". Wahrscheinlich wurde die

Aenderung zu der Zeit angebracht, da der Kaiser die (ohne sein Vorwissen verfaßte) Inschrift zum ersten Mal sah, nämlich bei seinem Besuche zu Rom im Jahre 315, als seine religiöse Stellung schon deutlicher bestimmt war. Die erste Lesart bewiese dann nur, daß man unmittelbar nach dem Siege noch nichts Anderes wußte, als daß der Imperator römischer Heide sey. Die Korrektur leugnet dies nicht, und stellt ihn noch weniger als Christ dar, sie entzieht ihn nur jedem direkten Glaubensbekenntniß und behält ihm allenfalls den Monotheismus frei. Die Bildwerke des Bogens stellen bekanntlich zum Theil heidnische Opfer dar, an Apoll, Diana, Mars und Sylvanus, nebst Suovetaurilien.

Und Maxentius hieß also nicht bloß bei Euseb, sondern auch an officiellster Stelle der Tyrann, d. h. im damaligen Sinne der Unberechtigte, der Usurpator! Dies Wort hätte ganz eben so gut auf Konstantin gepaßt, allein die Leute redeten sich ein, Maxentius sey doch nur ein untergeschobenes Kind gewesen, und seine Mutter gestehe dies selber zu. Fortan gibt sich die ganze Panegyrik das Wort, von Konstantin als von dem allein Rechtmäßigen, von allen Anderen aber als von Tyrannen zu sprechen.

Diokletian hatte also mit seinem System von Adoptionen, welches auf so viele Entsagung berechnet war, gegenüber so vielem Ehrgeiz Unrecht behalten. Er gab sich um diese Zeit freiwillig den Tod, durch Hunger oder durch Gift (313). Konstantin und der unbegreiflich verblendete Licinius hatten ihm eine Falle legen wollen und ihn zur Hochzeit der Constantia nach Mailand eingeladen, welches er ohne Zweifel nicht mehr frei oder nicht mehr lebend verlassen hätte. Er that ihnen den Gefallen nicht, sondern entschuldigte sich mit seinen 68 Jahren. Darauf sandten sie ihm Drohbriefe, worin ihm vorgeworfen wurde, er halte es mit Maximinus Daza und habe es mit Maxentius gehalten, als dieser noch lebte. Diokletian war zu lebensmüde, oder von dem Ablauf seines Schicksals zu fest überzeugt, um sich etwa wirklich dem Daza in die Arme zu werfen, und

eben so wenig wollte er sich von Jenen erwürgen lassen. Obwohl er als Privatmann starb, wurde ihm doch (wahrscheinlich vom Senat) die Ehre der Apotheose zuerkannt, zum letzten Mal im alten heidnischen Sinne.

Was wären die damaligen Herrscher gewesen ohne ihn? Höchstens Generale mit mehr oder weniger nahen Aussichten auf den Kaiserthron und auf die Ermordung durch Soldaten oder Verschwörer. Erst durch die Stätigkeit, welche er in die Thronverhältnisse gebracht, durch das entschiedene Halt! welches er dem schrankenlosen Cäsarismus zugerufen, war es wieder möglich geworden von einem Thronrecht und bald auch von einem Erbrecht zu reden, wenn es auch damit im einzelnen Falle nicht gar weit her war. Ohne Diokletian gab es keinen Konstantin, d. h. keine Gewalt, welche mächtig genug gewesen wäre, das Reich unerschüttert aus dem alten Zustand in einen neuen hinüberzuführen und die Schwerpunkte der Macht an andere Stellen zu rücken gemäß der Nothwendigkeit des neuen Jahrhunderts.

Das nächste Opfer, welches fallen mußte, war Maximinus Daza. Roh, ausschweifend, abergläubig über die Maßen, besaß er doch jene kühne Entschlossenheit, welche den Herrscher so wesentlich ziert und welche wohl den Galerius zu seiner Adoption bewogen hatte; sonst erscheint seine Regierung, wie aus dem Benehmen gegen die Christen hervorgeht, herzlos und tückisch, läßt sich übrigens im Einzelnen beurtheilen, weil er unter eine förmliche Mitherrschaft der Priester und Magier gerathen war. Dem Ansinnen der beiden anderen Kaiser um Theilnahme an den Toleranzmaßregeln hatte er zwar nachgegeben, doch offenbar nur gezwungen, so daß die Christen seiner früheren Zweizüngigkeit eingedenk sich nicht an's Licht wagen wollten.

Er hatte schon seit Jahren geahnt, daß er sich seiner Existenz werde zu wehren haben, und war deshalb in ein geheimes Bündniß mit dem Usurpator Maxentius getreten, so wie Licinius mit dem Usurpator Konstantin.

Doch half er jenem in der Stunde der Gefahr nicht, vielleicht weil er wußte, daß ihm überhaupt nicht zu helfen war; dafür sparte er seine Kräfte zu einem neuen, plötzlichen Angriff auf Licinius (313). Blitzschnell rückte er wieder aus Syrien durch Kleinasien nach Europa und nahm in dem Gebiete seines Gegners das feste Byzanz so wie Heraklea weg. Zwischen dieser Stadt und Adrianopel kam es zu einer Schlacht mit dem überraschten Gegner. Wider Willen der Beiden handelte es sich hier ganz offenbar um Christenthum oder Heidenthum, weil man wußte, daß Maximin als Sieger die Christenverfolgung auf das Furchtbarste erneuern würde; es ist aber sehr die Frage, ob die kämpfenden Heere sich dessen irgendwie bewußt waren, obschon der falsche Lactantius das Licinianische Heer ein ganzes Gebet auswendig lernen läßt, welches ein Engel dem Imperator sollte im Traum eingegeben haben. Maximin unterlag wahrscheinlich der höheren Kriegskunst oder der kriegerischen Popularität seines Gegners, zu welchem ein Theil seines Heeres überlief. Auf der Flucht sammelte er sich erst in Kappadocien wieder, und suchte die Pässe des Taurus durch Verschanzungen zu sperren, starb aber, wahrscheinlich natürlichen Todes, zu Tarsus in Cilicien. Licinius, der bereits Nikomedien eingenommen und daselbst ein neues Toleranzedikt erlassen hatte, trat nun ohne weiteren Widerstand in das Erbe von Asien und Aegypten ein.

Konstantin hatte ohne Zweifel mit Vergnügen zugesehen, wie sich die beiden Legitimen untereinander bekämpften und wie ihrer wiederum einer weniger wurde. Licinius erwies ihm jetzt überdies den Dienst, mit den Familien des Galerius, des Severus und des Maximinus Daza aufzuräumen; selbst Prisca und Valeria, die Wittwe und Tochter Diokletians, wurden später bei Thessalonich aufgegriffen und enthauptet. Seitdem es in den Köpfen der Menschen wieder eine Art von Erbrecht gab, konnten solche Prinzen und Prinzessinnen gefährlich werden; der neue Herr des Orients fand die natürlichste

Ausgleichung in dem gemeinen Sultanismus, der so lange mordet, bis kein möglicher Prätendent mehr da ist.

Darauf erinnert man sich aus der Diokletianischen Zeit, daß zu einiger Sicherheit des Thrones doch designirte Nachfolger oder Cäsaren gehören. Konstantin wagt zuerst vorzuschlagen, und zwar einen gewissen Bassianus, der eine seiner Schwestern, Anastasia, zur Gemahlin hatte. Allein der Bruder desselben, Senecio, ein Verwandter des Licinius, wiegelt den Bassianus gegen Konstantin selber auf, und der Letztere sieht sich genöthigt, den eigenen Schwager aus der Welt zu schaffen und von Licinius, seinem anderen Schwager, die Auslieferung des Senecio zu verlangen, welche ihm keck verweigert wird; ja in einer der westlichen Grenzstädte des Licinischen Gebietes, zu Aemona (Laybach), werden bereits die Statuen Konstantins zu Boden geworfen. Auf diese Ereignisse hin, welche irgend eine heillose Familienintrigue voraussetzen, entbrennt ein gewaltiger Krieg, in welchem Konstantin der angreifende Theil gewesen seyn muß; wenigstens rückt er in das Reich seines Schwagers, schlägt ihn bei Cibalis an der Save (dem jetzigen Sevilei oder Svilaja, 8. Okt. 314) und verfolgt ihn bis nach Thracien, wo eine zweite, wahrscheinlich weniger entscheidende Schlacht in der mardischen Ebene vorfiel. Licinius hatte bereits von sich aus einen Grenzkommandanten Valens zum Cäsar ernannt; die erste Bedingung des jetzt unterhandelten Friedens war dessen Zurücktritt in den Privatstand, damit keine dritte Dynastie aufkomme, außerdem mußte Licinius alle seine europäischen Besitzungen, also die Lande südlich von der Donau nebst ganz Griechenland abtreten mit Ausnahme Thraciens und der Pontusküste.

Dahin hatte es der Legitime gebracht durch sein früheres Bündniß mit dem ihm geistig so weit überlegenen Usurpator, gegen welchen sich schon nach dem Tode des Galerius alle Uebrigen hätten vereinigen müssen, wenn sie sich behaupten wollten. Von jetzt an hat Konstantin sei-

nen Mitherrscher gänzlich in der Gewalt und die 10jährige Frist, die dem Licinius gegönnt wird, ist eine reine Gnadenfrist. Scheinbar bleibt völlige Gleichberechtigung zwischen Beiden; nach einiger Zeit ernennen sie beiderseits ihre Söhne zu Cäsaren, Konstantin den Crispus und den jüngeren Konstantin, Licinius den Licinianus (317). Aber ein Blick auf das Alter dieser Cäsaren verräth die ungleiche Stellung der Imperatoren; Crispus war ein kräftiger, bald des Heerbefehls fähiger Jüngling, Licinianus dagegen ein 20monatliches Kind und dabei der einzige Sohn des schon betagten Vaters, also bei dessen Tode voraussichtlich hülflos und leicht zu beseitigen. Deshalb hätte der Legitime so gerne gemäß dem Diokletianischen System Waffengenossen zu Cäsaren adoptirt, wie den Valens und später den Martinian, allein Konstantin ließ es nicht mehr geschehen. Er selber erlaubt sich noch eine zweite Ernennung; neben seinem älteren Sohn erster Ehe, Crispus, stellt er bereits seinen noch sehr jungen gleichnamigen Sohn von der Fausta in Reserve auf.

Darauf geduldet sich Konstantin bis zum Jahre 323, ehe er das Reich des Licinius seiner Herrschaft einverleibt. Er hätte es vielleicht schon beim ersten Kriege oder doch bald hernach wegnehmen können, nur vielleicht mit größerer Anstrengung und mit der Gefahr neuen Abfalls. Statt dessen ließ er die Frucht reifen, bis sie ihm fast von selber in die Hände fiel.

Es waren die entscheidenden Jahre, in welchen er dem Christenthum aufmerksam zusah, was es leisten, was es einem klugen Regenten nützen könne. Als er durch die bedeutende Zunahme der Gemeinde, durch die deutlicher entwickelte Natur ihrer Hierarchie, durch die eigenthümliche Gestalt des Synodenwesens und den ganzen damaligen Charakter des Christenthums überzeugt worden war, daß man aus dieser gewaltigen Macht eine Stütze des Thrones schaffen könne, jedenfalls aber sich ihrer rechtzeitig versichern müsse, weil diese Macht schon anfing, sich seiner zu ver-

sichern, — da war auch der untrüglichste Hebel gegen Licinius gefunden. Dieser hatte inzwischen die Thorheit gehabt, seinen gerechten Groll gegen Konstantin die Christen entgelten zu lassen, als ob diese an der ruchlosen Herrschbegier seines Gegners Schuld wären. Hätte er noch die Mittel zu einer Erneuerung der Verfolgung besessen oder anwenden wollen, so wäre wenigstens der Schrecken sein Verbündeter gewesen und der Principienkampf hätte dann im größten Maßstab müssen ausgefochten werden. Allein er beschränkte sich auf die Verweisung der Christen von seinem Hofe und auf kleinliche Quälereien, welche dann gleichwohl durch die Widerspenstigkeit der stark angewachsenen Christenmenge nothwendig sich bis zu einer Art von Halbverfolgung steigerten. Was nur Christ hieß, vom Bischof bis zum Geringsten herab, bildete nun eine natürliche Propaganda gegen ihn zu Gunsten Konstantins, der es an Aufreizung offenbar auch nicht fehlen ließ; schon die ungleich größere Begünstigung, welche er von jeher den Christen erwiesen, hatte die Christen des Licinischen Reiches erbittern müssen. Jede Synode, jede Zusammenkunft von Bischöfen war jetzt in der That gefährlich — Licinius verbot sie; jeder Gottesdienst war als Zusammenrottung verdächtig — er ließ Männer und Weiber sich getrennt versammeln und verbannte dann den ganzen Kultus aus der Stadt auf das freie Feld, weil draußen bessere Luft sey als in den Bethäusern; die Geistlichen suchten durch die Weiber auf die Männer zu wirken — er befahl, die Weiber sollten ihre religiöse Belehrung fortan durch Lehrerinnen erhalten. Er degradirte die christlichen Offiziere; einzelne wahrscheinlich besonders verdächtige Bischöfe wurden getödtet, einzelne Kirchen geschleift oder doch geschlossen. „Er wußte nicht (seufzt Euseb), daß man in diesen Kirchen für ihn zu beten pflegte; er glaubte, wir beteten nur für Konstantin!“ Der tolerante Fürst, der sogar bisher seinen Vortheil dabei gefunden, die Unterthanen in einigem Zweifel über sein persönliches Bekenntniß zu lassen, kehrt endlich vollständig den

alten Heiden heraus und umgibt sich mit ägyptischen Zauberern, Gauklern und Opferern; er befragt Traumdeuter und Orakel, unter Anderm den milesischen Apoll, der in zwei drohenden Hexametern antwortet; endlich versammelt er (nach Euseb) seine vertrautesten Freunde und Leibwächter in einem heiligen Hain mit Götterstatuen; nach feierlichem Opfer hält er ihnen eine Rede, deren kurzer Sinn dahin geht, der bevorstehende Kampf sey eine Entscheidung zwischen den alten Göttern und dem neuen fremden Gott.

Was war es denn, das den Licinius zu diesen verzweifelt unklugen Schritten bewog? — Wahrscheinlich ging ihm die Geduld und die Besonnenheit aus, als er die furchtbare Tücke seines Gegners inne wurde, und er verwünschte seine frühere Nachgiebigkeit gegen die Christen, die durch solch' einen erbarmungslosen Anführer repräsentirt waren. Von einem Angriff auf Konstantins Lande war aber so wenig als im Jahr 314 die Rede; Euseb glaubt auch diesmal seinem Helden die größte Ehre damit anzuthun, daß er diesen sich rüsten läßt rein aus Mitleid für die unglücklichen Unterthanen des Licinius, also ohne daß dieser ihm den geringsten politischen Anlaß gab.

Auf einmal fallen die Gothen über die Donau in das Gebiet des Licinius ein. Konstantin rückt ungefragt gegen sie, drängt sie zurück und nöthigt sie zur Herausgabe der mitgeschleppten Gefangenen; Licinius aber beklagt sich über diese Intervention auf seinem eigenen Boden. Soweit die Notiz eines einsylbigen, späten, aber sehr wichtigen Excerptors, des sogenannten Anonymus Valesianus. Daneben halte man, was der bekannte Geschichtschreiber der Gothen, Jornandes, erzählt: „Es kommt oft vor, daß die Gothen (von den römischen Kaisern) eingeladen worden sind, wie sie denn auch von Konstantin zum Zuzug aufgefordert wurden und gegen seinen Schwager Licinius die Waffen trugen, und diesen — besiegt, in Thessalonich eingeschlossen und des Reiches beraubt — mit dem Schwert des Siegers ermordeten". — Wer Konstantin aufmerk-

sam beobachtet, weiß oder ahnt, wie er dies zusammenreimen soll. Jedenfalls gehörte jener vorgebliche Gotheneinfall unter die nächsten Vorboten des Krieges.

Wir übergehen die einzelnen Ereignisse dieses letzten Kampfes um die Weltherrschaft, dieses zweiten Krieges von Actium. Konstantin besaß mit Thessalonich und den übrigen Häfen Griechenlands seit 314 einen bedeutenden Zuwachs zu seiner früheren Seemacht und stellte 200 Kriegsschiffe auf, Licinius, der die Küsten des Orients aufbot, 350. In diesem Maßstab ging es weiter, bis Konstantin im Ganzen 130,000 Mann, Licinius 165,000 beisammen hatte. Seit Septimius Severus waren wohl für keinen Bürgerkrieg so enorme Kräfte in's Feld geführt worden. Bei Adrianopel, wo Konstantin zuerst siegte, fielen 34,000 Mann; darauf schlug seine Flotte unter Crispus die des Licinius unter Abantus (Amandus) unweit vom Eingang des Hellespontes, und ein Sturm richtete die letztere vollends zu Grunde; Licinius aber, der sich in Europa nicht mehr halten konnte, ging von Byzanz nach Chalcedon hinüber und ernannte hier einen seiner Hofbeamten, Martinianus, zum Cäsar. Diese Maßregel hätte zu Anfang des Feldzuges von entscheidendem Werthe seyn können. Der Legitime hätte durch rechtzeitige Adoptionen im Diokletianischen Sinne, unbekümmert um den Einspruch des Usurpators, die drei oder vier zuverlässigsten Feldherren seines Reiches für seine Sache interessiren müssen. Jetzt, mitten in Muthlosigkeit und Verrath, war es zu spät damit.

Nach einer Pause erneuerte sich der Kampf; Martinian, bei Lampsacus stationirt, um eine Landung der Feinde am Hellespont zu verhindern, wurde eilends wieder von Licinius zum Hauptheere an den Bosporus gerufen, wo dem Konstantin die Ueberfahrt bereits gelungen war. Endlich entschied die große Landschlacht von Chrysopolis bei Chalcedon, aus welcher von den 130,000 Soldaten des Licinius (worunter ebenfalls Gothen waren) kaum 30,000

entkommen seyn sollen. Der unglückliche Kaiser selbst flüchtete nach Nikomedien, wo er sofort eingeschlossen wurde, während Byzanz und Chalcedon dem Sieger ihre Thore öffneten. Constantia, die Gemahlin des Licinius und Schwester des Konstantin, welche zur Unterhaltung in's Lager kam, erhielt die eidliche Zusicherung, daß ihres Gatten Leben geschont werden solle, und darauf hin schritt der alte Kampfgenosse eines Probus und Diokletian aus der Stadt hervor, beugte das Knie vor dem Ueberwinder und legte den Purpur ab. Er wurde nach Thessalonich geschickt, Martinian nach Kappadocien (324). Allein schon im folgenden Jahre fand Konstantin es zweckmäßiger sie zu tödten; „er war belehrt durch das Beispiel seines Schwiegervaters Maximianus Herculius und fürchtete Licinius möchte zum Verderben des Reiches den Purpur noch einmal annehmen". Mit diesem Motiv unleugbarer Zweckmäßigkeit hätte sich die Nachwelt bei einem Charakter wie Konstantin begnügen sollen; statt dessen wurde später von einer in Thessalonich angezettelten Soldatenverschwörung zu Gunsten des Abgesetzten gefabelt, wovon Euseb ganz gewiß etwas sagen würde, wenn sie wirklich Statt gehabt hätte. Er geht aber nach seiner meisterlichen Art über Konstantins Eidbruch und alle andern Umstände hinweg mit der kahlen Bemerkung: der Gottesfeind und seine bösen Rathgeber seyen nach Kriegsrecht verurtheilt und bestraft worden. So viel ist gewiß, daß der alte Kaiser erdrosselt, der Cäsar von Leibwachen niedergemacht wurde.

Euseb idealisirt diesen ganzen Krieg zum reinsten Principienkampf; Licinius ist der Gottesfeind und streitet wider Gott; Konstantin dagegen kämpft unter dem unmittelbarsten göttlichen Schutze, der eine sichtbare Gestalt gewinnt in dem Semeion, dem bekannten Prachtfetisch, welcher mit in die Schlacht getragen wird; an himmlischen Erscheinungen, an Geisterheeren, welche durch Licins Städte ziehen und dgl., ist vollends kein Mangel.

Euseb ist nicht etwa ein Fanatiker; er kannte die profane Seele *Konstantins* und seine kalte, schreckliche Herrschbegier recht gut, und wußte die wahren Ursachen des Krieges ohne Zweifel genau; er ist aber der erste durch und durch *unredliche* Geschichtschreiber des Alterthums. Seine Taktik, welche für jene Zeit und für das ganze Mittelalter einen glänzenden Erfolg hatte, bestand darin, den ersten großen Beschützer der Kirche um jeden Preis zu einem Ideal der Menschheit in seinem Sinne, vor Allem zu einem Ideal für künftige Fürsten zu machen. Darob ist uns das Bild eines großen, genialen Menschen verloren gegangen, der in der *Politik* von *moralischen* Bedenken nichts wußte und die *religiöse Frage* durchaus nur von der Seite der *politischen Brauchbarkeit* ansah. Wir werden finden, daß er sich seit diesem Kriege allerdings den Christen enger anzuschließen für gut fand und daß damit die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion vollendet war. Allein *Konstantin* war ehrlicher als *Euseb*; er hat mehr geschehen lassen als gehandelt, und in Betreff seiner persönlichen Ueberzeugung die Unterthanen so wenig zu einer bestimmten Ansicht gezwungen, als *Napoleon*, da er das Konkordat schloß.

Es wäre auch von seiner Seite eine starke Zumuthung gewesen, für einen *Christen* gelten zu wollen. Nicht gar lange nach dem Koncil von Nicäa läßt er auf einmal seinen trefflichen Sohn aus erster Ehe, *Crispus*, den Zögling des *Lactantius*, zu Pola in Istrien umbringen und bald darauf seine eigene Gemahlin, *Maximians* Tochter *Fausta* im Bade ersticken; auch der kaum 11jährige *Licinian* wurde, wahrscheinlich zugleich mit *Crispus* ermordet. Ob *Fausta* gegen den Stiefsohn eine *Phädra* war, oder wodurch sie ihn beim Vater verleumdete, ob es ihr nur um die Erhebung ihrer eigenen Söhne zu thun war, ob wirklich die Vorstellungen der alten *Helena* den Kaiser vermochten sie ebenfalls zu tödten, — dies alles lassen wir dahingestellt. Daß aber diese Greuel keine bloße Familiensache, sondern auch *politischer* Art waren, ließe sich etwa

aus der Mitermordung des Licinian schließen. Man spricht bei diesem Anlaß wohl von Philipp II. und von Peter dem Großen, allein die wahre Parallele bietet Soliman der Prächtige und sein edler Sohn Mustapha, der durch die Ränke Roxolanens untergeht. Mit dem Erbrecht kehrte unabwendbar als dessen Ergänzung der Sultanismus ein, d. h. die Herrscher würden sich in der Mitte ihrer eventuell thronberechtigten Brüder, Söhne, Oheime, Neffen und Vettern keinen Augenblick sicher fühlen, wenn sie nicht jederzeit durch zweckmäßige Erdrosselungen u. s. w. nachhelfen dürften. Konstantin ging hierin voran; die Söhne folgten nach.

Diese Söhne, Konstantin II., Constantius II. und Constans sind inzwischen in die Cäsarswürde nachgerückt; das Geschlecht der Herkulier wächst in der That dem Throne entgegen, nachdem der Vater die Mutter, den mütterlichen Großvater, den Oheim Maxentius und den Stiefbruder aus der Welt geschafft hat. Die Saat so vielen Fluches sollte später üppig aufschießen.

Wir übergehen einstweilen die Erhebung von Byzanz zur Stadt Konstantins, zur Hauptstadt der Welt. Er brauchte konsequenter Maßen eine voraussetzungslose Residenz und Einwohnerschaft, die ihm Alles verdankte, sich nur auf ihn bezog und für so vieles Neue in Staat und Gesellschaft den Mittelpunkt und das Gefäß abgeben konnte. Denn ohne eine solche ganz ausdrückliche Tendenz hätte er ruhig in Nikomedien bleiben können. Es ist der bewußteste und absichtlichste Akt seiner ganzen Regierung.

Ungleich schwieriger ist die letzte große politische Entscheidung Konstantins zu erklären, nämlich seine Theilung des Reiches. — Von den Brüdern Konstantins hatte Dalmatius 2 Söhne, Dalmatius und Hannibalian, und Julius Constantius ebenfalls 2, damals noch im Kindesalter, Gallus und Julian, derselbe, den die Nachwelt den „Abtrünnigen" genannt hat. Von diesen 4 Neffen erhob Konstantin den Dalmatius, der bereits

(333) ein Konsulat bekleidet hatte, 2 Jahre vor seinem Tode zum Cäsar (335). Er hatte schon dessen Vater, den alten Dalmatius, besonders ausgezeichnet und ihn unter dem an sich nichtssagenden Titel eines Censors nach dem wichtigen und vielleicht gefährlichen Antiochien versetzt (332), ja er war sogar in der Folge mit einer Art von Königthum über Kappadocien betraut worden. Daß sein gleichnamiger Sohn im gleichen Jahre Cäsar wurde, hatte vielleicht noch seinen besonderen Anlaß in der glücklichen Bändigung eines Aufstandes auf Cypern, wo ein Aufseher der kaiserlichen Dromedare, Calocerus, als Usurpator aufgetreten war; Dalmatius der Jüngere bekam ihn in seine Hände und ließ ihn zu Tarsus lebendig verbrennen „wie einen Sklaven und Räuber".

Bald darauf aber, noch im Jahre 335, 2 Jahre vor dem Tode Konstantins erfolgt eine eigentliche Reichstheilung, bei welcher Konstantin II. die Länder seines Großvaters Chlorus, Britannien, Gallien und Spanien erhielt, Constantius II. Asien, Syrien und Aegypten, Constans Italien und Afrika; dagegen sollte die ganze Ländermasse zwischen dem schwarzen, ägäischen und adriatischen Meer, also Thracien, Macedonien, Illyricum und Achaja (mit Griechenland), an den Neffen Dalmatius fallen, ja selbst dessen Bruder Hannibalian, welcher sonst für keinerlei Thaten oder Verdienste bekannt ist, bekam das Königthum über Römisch-Armenien, Pontus und die Umgegend, man weiß nicht, ob unumschränkt oder unter der Oberherrschaft des Constantius II., und vermählte sich damals oder schon früher mit einer Tochter Konstantins und Schwester seiner Miterben, Constantia. —

Die erste Frage, welche sich aufdrängt, ist die: warum theilte Konstantin überhaupt, nachdem um der Einheit des Reiches willen Hunderttausende hatten bluten müssen? Sodann erstaunt man billig darüber, daß er das Centralland mit der neuen Hauptstadt dem Neffen und nicht den Söhnen gönnte? — Die Antwort liegt wahrscheinlich in dem

Charakter dieser letztern. Es ist bei Euseb ein rührendes Kapitel über ihre Erziehung zur Gottesfurcht und allen Herrschertugenden nachzulesen, wovon unten noch einmal die Rede seyn wird; in der That aber waren sie ein verworfenes Geschlecht ohne Treu' und Glauben. Ernannte der Vater einen von ihnen zum Alleinerben, so war das Nächste, sobald er die Augen zudrückte, die Ermordung der übrigen Brüder und Verwandten; was sollte aber aus dem Reiche werden, wenn es einmal plötzlich gar keine Herkulier und Konstantier mehr gab? Konstantin mußte theilen, schon um die Dynastie zu schonen. Zwar sah er ohne allen Zweifel die Reichskriege seiner Söhne voraus, allein er konnte doch hoffen, daß aus 3 — 5 Fürstenhäusern seines Geschlechtes immer irgend ein Erbe am Leben bleiben würde, wenn sie nur erst die Zeit gehabt hatten sich durch Zeugung von Prinzen zu vermehren. Nicht umsonst sandte er noch bei Lebzeiten die Söhne weit auseinander in die ihnen bestimmten Provinzen. — Daß er aber die ganze illyrisch-griechische Halbinsel mit sammt Konstantinopel dem Neffen gab, geschah vielleicht nur deshalb, weil diese Perle des Reiches in den Händen eines der 3 Söhne sofort der Gegenstand der grimmigsten Eifersucht werden mußte, wie denn später auch geschah. Man könnte einwenden, daß dem Dalmatius damit eine sehr schlimme, bedrohte Stellung aufgenöthigt wurde. Allein die Schutzmittel standen im Verhältniß zur Gefahr; wer die illyrischen Lande, ihre Feldherren und Soldaten besaß, konnte damals dem ganzen übrigen Reiche Trotz bieten. — Die Ausstattung Hannibalians endlich erscheint als einfache Konsequenz von derjenigen seines Bruders.

Man wird sich diesem Versuch einer Erklärung und Motivirung des dunkelsten Punktes in Konstantins Geschichte nicht gerne anschließen wollen, weil dabei so unnatürliche Feindschaften im kaiserlichen Hause vorausgesetzt werden. Ich glaube aber nicht einmal das Wahrscheinliche überschritten zu haben.

Das einzige bessere Verhältniß in der Umgebung dieses großen Konstantin „welcher verfolgte, was ihm nahe stand, und erst den Sohn und Neffen, darauf die Gattin, dann eine Menge Freunde tödtete", war vielleicht das zu seiner Mutter Helena. Welches auch ihre Stellung bei Chlorus gewesen seyn mochte, für die orientalische Anschauung war sie hinlänglich legitimirt, weil sie den Herrscher geboren hatte. Er soll ihrem Rathe beständig zugänglich gewesen seyn; umgeben von sehr absichtlichen officiellen Ehren brachte sie ihre letzte Zeit mit Werken der Wohlthätigkeit, frommen Reisen und Kirchenstiftungen zu. Sie starb über 80 Jahre alt, wahrscheinlich nicht sehr lange vor ihrem Sohn. Nach ihr erhielt Drepanum in Bithynien den Namen Helenopolis.

Konstantin selber wurde über den Rüstungen zu einem Vertheidigungskriege gegen Sapor II. von Persien von tödtlicher Krankheit befallen. Jetzt erst ließ er sich in der Märtyrerkirche des besagten Helenopolis unter die Katechumenen aufnehmen und dann nach Nikomedien bringen, wo er auch noch die Taufe empfing und am letzten Tage des Pfingstfestes verschied (337).

Um seinen Leichnam herum, den die Soldaten nach Konstantinopel brachten und unter großer Feierlichkeit in einer Halle des Palastes ausstellten, gingen alsbald die wunderlichsten Dinge vor, deren weiterer Verlauf sich noch bis in das folgende Jahr hinein erstreckt. — Die Erzählung beginnt mit der heftigen Todtenklage der Soldaten; die Gemeinen zerrissen ihre Kleider und jammerten, die Offiziere klagten, sie seyen verwaist. Dieser Schmerz war gewiß ein tiefer und aufrichtiger, namentlich bei den Germanen der Leibwache, die ihr Verhältniß zu den Kaisern als das einer persönlichen Treue auffaßten. Der Verstorbene war ein großer Feldherr gewesen und hatte für die Soldaten väterlich gesorgt; — was ging sie das Uebrige an? Diese trauernden Soldaten sind aber zugleich in Abwesenheit der Erben diejenige Behörde, welche die nächsten Verfügungen

trifft und z. B. mit der Beerdigung des Kaisers zu warten beschließt bis zur Ankunft eines der Söhne. „Inzwischen senden die Offiziere bewährte ergebene Leute aus ihrer Mitte an die Cäsaren mit der Trauernachricht. Und wie aus höherer Eingebung waren alle Heere eines Sinnes, nämlich Niemanden zum Erben anzuerkennen als die Söhne. Darauf erachteten sie für gut, daß dieselben nicht mehr Cäsaren heißen sollten, sondern Augusti. Die Heere sandten einander diese ihre Meinung schriftlich zu, und überall wurde zu gleicher Zeit die Eintracht der Heere bekannt." Mehr zu sagen findet Euseb nicht nöthig.

Aber wo blieb Dalmatius? In seinem Reichsantheil, in seiner Hauptstadt lag die Leiche und herrschten die Soldaten; warum wird er nicht einmal genannt, während sie ihm das Reich absprechen? Statt seiner eilt Constantius herbei und führt dann den kriegerisch feierlichen Leichenzug vom Palast nach der Apostelkirche. Hatte Konstantin dem Neffen eine größere Entschlossenheit zugetraut, als er wirklich besaß? oder war die gegen ihn aufgeführte Intrigue so mächtig? Wir wissen es nicht. Vielleicht wurde er sogleich verhaftet, vielleicht auch einige Zeit mit einem Schatten von Mitherrschaft hingehalten. Es dauerte aber wenige Monate, so brach der große Staatsstreich aus (338), von welchem einige Autoren vergebens den Constantius lossprechen möchten, indem er denselben mehr zugelassen als befohlen habe. Die Soldaten oder andere Mörder räumen zuerst den Julius Constantius, Bruder des großen Konstantin, aus der Welt; seine Kinder Gallus und Julian wurden nur verschont, ersterer weil er gefährlich krank lag, letzterer wegen seiner zarten Jugend. Dann wurde Dalmatius und der Patricius Optatus ermordet, darauf der früher allmächtige Gardepräfekt Ablavius, endlich auch Hannibalian. Es ist eine bloße Ausrede, wenn behauptet wird, die Soldaten hätten durchaus nur die Söhne anerkennen wollen; allerdings mochte ihnen, zumal den Germanen, das direkte Erbrecht am verständlich-

sten vorkommen, allein ohne beträchtliche Aufhetzung wären sie nicht zum Aeußersten geschritten. Für Diejenigen, welche Alles glauben, erfand man eine Geschichte, was Maßen der große Konstantin eigentlich von Seiten seiner Brüder vergiftet worden sey, die Missethat aber noch bemerkt und in einem letzten Willen denjenigen seiner Söhne zur Rache aufgefordert habe, welcher zuerst zur Stelle seyn würde. Einfacheres ließ sich nichts erdenken.

II. Konstantins Christenthum.

Man hat öfter versucht, in das religiöse Bewußtseyn Konstantins einzudringen, von den vermuthlichen Uebergängen in seinen religiösen Ansichten ein Bild zu entwerfen. Dies ist eine ganz überflüssige Mühe. In einem genialen Menschen, dem der Ehrgeiz und die Herrschsucht keine ruhige Stunde gönnen, kann von Christenthum und Heidenthum, bewußter Religiosität und Irreligiosität gar nicht die Rede seyn; ein solcher ist ganz wesentlich unreligiös, selbst wenn er sich einbilden sollte mitten in einer kirchlichen Gemeinschaft zu stehen. Das Heilige kennt er nur als Reminiscenz oder als abergläubige Anwandlung. Die Momente der inneren Sammlung, die bei dem religiösen Menschen der Andacht gehören, werden bei ihm von einer ganz anderen Gluth aufgezehrt; weltumfassende Pläne, gewaltige Träume führen ihn glatt auf den Blutströmen geschlachteter Armeen dahin; er gedenkt wohl sich zur Ruhe zu setzen, wenn er dieses und jenes erreicht haben wird, was ihm noch fehlt, um Alles zu besitzen; einstweilen aber gehen alle seine geistigen und leiblichen Kräfte den großen Zielen der Herrschaft nach, und wenn er sich einen Augenblick auf sein wahres Glaubensbekenntniß besinnt, so ist es der Fatalismus.

Als die Reminiscenz, welche Konstantin aus dem Hause des Chlorus mitbrachte, erscheint der tolerante Mo=

notheismus, welchem dieser ergeben war. Das erste selbstständige religiöse Lebenszeichen gewährt dann der Besuch Konstantins in dem Apollstempel zu Autun vor seinem erneuten Angriff gegen die Franken (308); er scheint das dortige Orakel befragt und reiche Geschenke dargebracht zu haben. Dieser Apollsdienst steht vielleicht mit jenem Monotheismus des älterlichen Hauses nicht im Gegensatze, in sofern etwa schon Chlorus sein höchstes Wesen als Sonnengott auffaßte. Daß hierbei an die Personifikation der Sonne als Mithras zu denken ist, schließen wir aus dem bekannten Konstantinischen Münzreverse, welcher den Sonnengott mit der Inschrift SOLI. INVICTO. COMITI darstellt. Wer mit antiken Münzen zu thun gehabt hat, weiß, daß unter fünf Konstantinischen Stücken wohl vier keine andere Rückseite haben als diese, woraus mit überwiegender Wahrscheinlichkeit hervorgeht, daß dieser Stempel bis zum Tode des Kaisers beibehalten wurde. Außerdem kommen Viktorien, der Genius populi Romani, Mars und Jupiter mit verschiedenen Beinamen, so wie eine Anzahl weiblicher Personifikationen am häufigsten vor. Dagegen müssen die Münzen mit unzweideutigen christlichen Emblemen, die er erst geprägt haben soll, noch gefunden werden. Fortwährend nennt sich Konstantin auf Inschriften und auf Münzen **Pontifex maximus**, und läßt sich als solcher mit verschleiertem Haupt abbilden; in den Gesetzen der Jahre 319 und 321 erkennt er den heidnischen Kultus noch als zu Rechte bestehend an und verwahrt sich nur gegen den geheimen, gefährlichen Gebrauch der Magie und der Haruspicin, während er das Beschwören des Regens und des Hagels gestattet und bei Blitzschlägen auf öffentliche Gebäude das Gutachten der Haruspices ausdrücklich verlangt.

Diesem Allem steht aber entgegen, daß Konstantin seit dem Kriege mit Maxentius nicht bloß die Duldung des Christenthums als einer erlaubten Religion eintreten ließ, sondern in der Armee ein Sinnbild verbreitete, wobei sich zwar Jeder seine eigenen Gedanken machen konnte,

das aber die Christen auf sich beziehen mußten. Die verschlungenen Buchstaben *X* und *P*, welche den Anfang des Wortes Christus (*ΧΡΙΣΤΟΣ*) ausmachen, wurden, wie es heißt, noch vor dem Kriege an den Schilden der Soldaten angebracht. Zugleich oder erst später wird an einem großen Feldzeichen, an einer Heerfahne dasselbe Monogramm, von Gold und Juwelen umgeben befestigt, worauf dieses Feldzeichen einen besonderen, wunderlichen Kultus erhält und den Kriegern die größte Siegeszuversicht einflößt. Bald werden für alle Heere dergleichen Feldzeichen (labarum semeion) angefertigt; einer eigenen Garde wird die Bewahrung des Idols in der Schlacht anvertraut; man widmet ihm sogar ein eigenes Zelt, in welches sich der Kaiser vor jeder wichtigen Affaire geheimnißvoll zurückzieht. Sollte dies Alles nicht die Bedeutung eines öffentlichen Bekenntnisses haben?

Zunächst beachte man, daß Konstantin sich mit diesem Abzeichen nicht an die Bevölkerungen, sondern an das Heer wendet. Dasselbe kannte ihn bereits aus den Frankenkriegen als einen glücklichen und bedeutenden Feldherrn, es gehörte ihm theilweise schon vom Vater her an, und hätte sich alle beliebigen Symbole und Embleme von seiner Seite gefallen lassen. Unter den Galliern und Briten, welche dabei waren, gab es sicher viele Christen und indifferente Heiden, und den Germanen war die Religion des Führers vollends ganz gleichgültig. Von seiner Seite aber war es ein Versuch, der ihn vor der Hand zu gar nichts verpflichtete als zu der Toleranz, die in seinen bisherigen Gebieten thatsächlich schon herrschte und die er dann auch über die eroberten ausdehnte. Christus konnte ihm als Gott neben anderen Göttern gelten, die Bekenner desselben als Unterthanen neben den Dienern der Heidengötter. Wir wollen die Möglichkeit nicht leugnen, daß Konstantin eine gewisse Superstition zu Gunsten Christi in sich habe aufkommen lassen, ja daß er diesen Namen vielleicht mit seinem Sonnengott in eine konfuse Verbindung brachte; es kam

ihm aber gewiß ausschließlich auf den Erfolg an; hätte er in Italien sogleich einen übermächtigen Widerwillen gegen das *XP* angetroffen, so wäre es wohl bald wieder von Schilden und Feldzeichen verschwunden. Statt dessen konnte er sich wahrscheinlich mit Sicherheit überzeugen, daß die große Masse der Heiden der Verfolgung abhold war und daß er keine Gefahr dabei lief, seine Statue mit dem Labarum in der Hand mitten in Rom aufstellen und darunter schreiben zu lassen, dieses rettende Zeichen sey der wahre Beweis aller Tapferkeit. Wenn er ein eigentliches Bekenntniß des Christenthums hätte ablegen wollen, so wäre doch eine ganz andere Erklärung von Nöthen gewesen! — Ein Blick auf das Jahr 312 würde Alles klar machen, wenn wir über die allgemeinen Zustände besser berichtet wären. Nichts ist schwerer zu belegen und doch nichts wahrscheinlicher, als daß in jenem kritischen Moment am Ende der Verfolgungen die Gemüther der Heiden milder und nachgiebiger gestimmt waren als je zuvor und nachher; sie wußten nicht oder sie vergaßen auf einen Augenblick, daß das Christenthum, einmal geduldet, rasch zur herrschenden Religion werden mußte.

Auch Konstantin wußte es vielleicht nicht, aber er ließ geschehen und behielt die Augen offen. So wie ihm sein heller empirischer Verstand sagte, daß die Christen gute Unterthanen seyen, daß ihrer Viele seyen, und daß die Verfolgung für eine vernünftige Staatsgewalt gar keinen Sinn mehr haben könne, war sein Entschluß gefaßt. Und die praktische Ausführung darf man wohl vom politischen Standpunkt aus in hohem Grade bewundern. Das Labarum in seinen siegreichen Händen versinnlicht die Herrschaft, die Kriegsgewalt und die neue Religion zugleich. Der Corpsgeist eines Heeres, welches über eine der größten Armeen der alten Geschichte gesiegt hat, gibt dem neuen Symbol die Weihe der Unwiderstehlichkeit.

Das bekannte Wunder aber, welches Euseb und seine Nachschreiber auf dem Zuge gegen Maxentius geschehen

lassen, dürfte wohl endlich aus den geschichtlichen Darstellungen wegbleiben, weil es nicht einmal den Werth einer Sage, überhaupt keinen populären Ursprung hat, sondern erst lange hernach von Konstantin dem Euseb erzählt und von diesem in absichtlich unklarem Bombast aufgezeichnet worden ist. Der Kaiser hatte dem Bischof zwar einen hohen Eid darauf geleistet, es sey nicht ersonnen, er habe wirklich jenes Kreuz am Himmel gesehen mit der Inschrift: „durch dieses siege!" und Christus sey ihm wirklich darauf im Traum erschienen u. s. w.; allein die Geschichte weiß mit einem Eid Konstantins des Großen nicht viel anzufangen, weil er u. a. seinen Schwager trotz eidlicher Versicherung hat ermorden lassen. Und dann ist auch Euseb nicht zu gut dazu, zwei Dritttheile der Erzählung selber erfunden zu haben.

Nun bleibt offenbar in Konstantins äußerem Verhalten eine große Ungleichheit; er nimmt das Monogramm Christi zum Abzeichen seines Heeres und läßt den Namen Jupiters auf dem Triumphbogen auslöschen, während er auf den Münzen die alten Götter, besonders den Sonnengott als unbesiegten Begleiter beibehält und sich bei wichtigen Anläßen ganz heidnisch äußert. Dieser Zwiespalt nimmt in seinen letzten Lebensjahren eher zu als ab. Allein er wollte vor der Hand beiden Religionen Garantien geben und war einstweilen mächtig genug, eine solche Doppelstellung auszuhalten.

Seine Toleranzedikte, von welchen das zweite, zu Mailand in Gemeinschaft mit Licinius erlassene erhalten ist, gestatteten vor der Hand nichts als die Gewissens- und Religionsfreiheit, allein das letztere gab diese unbeschränkt und unbedingt. Damit war der Begriff einer Staatsreligion vor der Hand aufgehoben, bis das Christenthum diese dem Heidenthum abgenommene Hülle anzog. Bald riß eine Maßregel die andere nach sich, besonders als Maximinus Daza dem Licinius gegenüber und später Licinius selbst dem Konstantin gegenüber das Christen-

thum anfeindeten. Die während der Verfolgung konfiscirten Versammlungsplätze und andere Grundstücke der christlichen Gemeinden wurden zurückgegeben, die Christen offenbar begünstigt und ihr Proselytismus thätig unterstützt. Ein Moment der Besorgniß vor dem Unwillen der Heiden verräth sich noch in den oben angeführten Gesetzen vom Jahre 319, in welchen der Privatgebrauch der Haruspicin und die Hausopfer strenge verboten werden, wahrscheinlich weil die geheime Befragung der Haruspices und die Opferfeste bei verschlossenen Thüren politisch gemißbraucht wurden. Endlich folgt mit dem Edikt an die Provinzialen von Palästina und mit demjenigen an die Völker des Orientes nach dem letzten Siege über Licinius (324) eine scheinbar ganz rückhaltlose persönliche Hingabe des Kaisers an das Christenthum, dessen Bekenner mit aller möglichen Gunst von den Konsequenzen der Verfolgung befreit und in ihre frühere Stellung und Habe wieder eingesetzt werden. Gegen den Polytheismus wird in diesen Aktenstücken schon nachdrücklich polemisirt; es ist die Rede von Weihestätten der Lüge, von Finsterniß, von elendem Irrthum, den man eben nur noch dulden müsse, u. s. w. Allein Konstantin hat hier nicht selber die Feder geführt, der Koncipient verräth sich wenigstens im zweiten Schreiben, indem er den Kaiser sagen läßt, er sey zu Anfang der Verfolgung „gerade ein Knabe" gewesen, während Konstantin doch im Jahr 303 fast ein Dreißiger war. Und dieser selbe Koncipient hat offenbar, wie man bei näherer Prüfung bemerkt, den Kaiser nicht einmal als Christ hinstellen dürfen; was sich persönlich laut macht, ist der öde Deismus eines Eroberers, welcher einen Gott braucht, um sich bei allen Gewaltstreichen auf Etwas außer ihm berufen zu können. „Ich, ausgehend vom britannischen Meer und von den Gegenden, wo der Sonne vorgeschrieben ist unterzusinken, vertreibend und zerstörend durch eine höhere Gewalt die Alles beherrschenden Nebel, damit das Menschengeschlecht durch meine Hülfe erzogen, zurückgerufen werde zum Kultus des erhabensten Ge-

setzes, u. s. w. — ich also bin bis in die Gegenden des Orients gekommen, welche, in je tieferem Unglück sie sich befanden, zu um so größerer Hülfe mich herbeiriefen, u. s. w. — Ihr sehet Alle, welche Macht und Gnade das ist, die der gottlosesten und beschwerlichsten Menschen ganzes Geschlecht hat verschwinden und untergehen lassen" 2c. 2c. Dinge, die auch ein erobernder Khalif unterschreiben könnte.

Es ist nicht unmöglich, daß Konstantin in seinem ursprünglich an die Sonne und an Mithras angelehnten Deismus eine allgemeinere und deshalb vermeintlich höhere Grundgestalt aller Religionen zu besitzen glaubte. Zeitweise hat er wirklich neutrale Lebensformen für religiöse Dinge aufgesucht, welchen sich Christen und Heiden fügen sollten. Dieser Art ist der gemeinsame Sonntag und das gemeinsame Vaterunser. „Er lehrte alle Armeen, den Tag des Herrn, welcher gerade auch als der des Lichtes und der Sonne benannt wird, mit Eifer ehren.... Auch die Heiden mußten am Sonntag hinaus auf das freie Feld und miteinander die Hände aufheben und ein auswendig gelerntes Gebet hersagen zu Gott als Urheber alles Sieges: „„Dich allein erkennen wir als Gott und König. Dich rufen wir als unseren Helfer. Von Dir haben wir die Siege erlangt, durch Dich die Feinde überwunden. Dir danken wir das bisherige Gute, von Dir hoffen wir das Künftige. Zu Dir flehen wir Alle und bitten Dich, daß Du unseren Kaiser Konstantin und seine gottliebenden Söhne uns lange unversehrt und siegreich bewahrest"". Diese Formel konnten sich auch die Christen gefallen lassen; die Heiden aber, welche an einem so ausgesprochenen Monotheismus hätten Anstoß nehmen können, waren vor Allem Soldaten. Daß auch an die Mithrasgläubigen sehr speciell gedacht war, deutet Euseb mit seinem „Tag des Lichtes und der Sonne" ziemlich klar an. Wie bezeichnend lautet übrigens dieses sogenannte Gebet! Kaiser, Heer und Sieg—weiter nichts; kein Wort an den sittlichen Menschen, keine Sylbe an den Römer.

Ehe wir weiter gehen, mag noch Dasjenige kurz abge-

than werden, was Euseb sonst über das vorgebliche Christenthum seines Helden berichtet. Christliche Priester begleiten ihn seit dem Kriege mit Maxentius selbst auf Reisen als „Beisitzer" und „Tischgenossen"; bei den Synoden setzt er sich mitten unter sie. Dies sind leicht erklärliche Thatsachen; es handelte sich für ihn ganz wesentlich darum, der damaligen Kirche ihre Anschauungsweise abzulauschen, wie er sich denn eigene Berichterstatter hielt, die ihm über alle einzelnen Sekten Vortrag halten mußten. Einem derselben, Strategius, gab er aus Freude an seiner beredten Darstellungsweise den Beinamen Musonianus. Das Präsidium der Synoden konnte ein kluger und kraftvoller Herrscher vollends nicht aus den Händen geben, weil es eine neue Macht im öffentlichen Leben war, die er sich unmöglich durfte entgehen lassen. Man kann diesen Egoismus beklagen und verabscheuen, aber eine intelligente Gewalt zweideutigen Ursprunges wird jederzeit so handeln. Wenn dann weiter berichtet wird, wie oft der Kaiser göttlicher Erscheinungen gewürdigt worden, wie er in dem Zelt des Labarums insgeheim gefastet und gebetet, wie er täglich sich einsam eingeschlossen, um knieend mit Gott zu verkehren, wie er seine Nachtwachen mit Gedanken über göttliche Dinge ausgefüllt u. s. w., so sind dies im Munde eines Euseb, der die Wahrheit wußte, nichts als verächtliche Erfindungen. — In der späteren Zeit hat sich Konstantin offenbar den Bischöfen noch mehr hingegeben und ihnen bei Hofe das erste Wort eingeräumt, wahrscheinlich weil er einsah, daß sie vor der Hand das größte Interesse dabei hatten, den Thron auf jede Weise zu stützen, und weil er am Ende gar nicht mehr anders konnte. Sie werden in den Kreisschreiben „geliebter Bruder" angeredet, wie er sich selber als „gemeinschaftlicher Bischof", als einer der Ihrigen zu geberden pflegte. Er gab ihnen die Erziehung seiner Söhne wenigstens zum Theil Preis und leitete es überhaupt so ein, daß dieselben unbedingt als Christen galten; ihre ganze persönliche Umgebung, ihr Hofstaat bestand aus lauter Christen, während

der Vater sich (nach Eusebs indirektem Geständniß) nicht scheute, bis in die letzten Zeiten neben den Geistlichen auch Heiden in hohen Stellungen um seine Person und als Präsides in den Provinzen zu haben. Auch das Verbot der Gladiatorspiele war ohne Zweifel eine Koncession an die geistliche Umgebung, obwohl das betreffende Gesetz nur von „Landfrieden und häuslicher Stille" spricht, wozu blutige Schauspiele nicht paßten. Uebrigens war dies eines von denjenigen Gesetzen, welche nur gegeben wurden, um sofort in Vergessenheit zu gerathen, wie denn Konstantin selbst es später nicht mehr berücksichtigt hat.

Ganz räthselhaft scheinen die Predigten, welche Konstantin zu Zeiten in Gegenwart des Hofes und „vieler tausend Zuhörer" hielt. Er wollte nämlich auch „durch Ansprachen mit Erziehungszweck" seine Unterthanen beherrschen, und „die Regierung ganz zu einer redenden machen". Es wurden Versammlungen zu diesem Behuf angesagt; da trat der Herr der Welt ganz unbefangen auf und redete; kam er auf die Religion, so nahmen Züge und Stimme den Ausdruck tiefer Demuth an; den Zuruf verbat er sich durch einen Wink gen Himmel. Sein Thema war in der Regel die Widerlegung der Vielgötterei, der Monotheismus, die Vorsehung, die Erlösung und das göttliche Gericht. Bei diesem Abschnitt (fährt der Hofbischof fort) pflegte er seine Zuhörer am unmittelbarsten zu treffen, indem er die Räuber und Gewaltthätigen und Geldsüchtigen durchnahm; da trafen die Geißelhiebe seiner Worte auch einige der umstehenden Vertrauten, daß sie zur Erde blickten... Er meinte es aufrichtig, sie aber blieben taub und verhärtet; sie riefen und klatschten Beifall, während doch ihre Unersättlichkeit keine Rührung in ihnen aufkommen ließ. Konstantin schrieb diese Reden lateinisch, worauf die Dolmetscher sie in's Griechische übersetzen. — Was soll man zu dieser Erzählung denken? Konstantin, der die Diokletianische Repräsentationsweise so eifrig fortsetzte und auf seine persönliche Majestät große Dinge hielt, bequemt sich zum Auftreten vor den

Massen der Hauptstadt! Die Kritik, welcher er sich aussetzte, war noch das Wenigste, und die Zuhörer verzichteten vielleicht aus guten Gründen darauf; allein wozu die Reden, wenn man die Macht, d. h. das große Privilegium zu handeln besitzt? Ein Grund läßt sich vielleicht errathen. In dieser Zeit der religiösen Krisis muß das öffentlich gesprochene Wort, bisher auf rhetorische Exercitien und Lobreden beschränkt, auf einmal vom Predigtstuhl herab einen so ungeheueren Einfluß gewonnen haben, daß Konstantin es schon als Mittel der Macht nicht ganz entbehren mochte, ungefähr wie heute auch die mächtigsten Regierungen sich in der Zeitungspresse müssen vertreten lassen. Wenn es ihm, dem Ungetauften, dem Nicht-Katechumenen einfallen durfte, sich als „gemeinsamen Bischof" auszugeben, so konnte er ganz eben so gut einen christlichen Prediger vorstellen. Wie er die christlichen Dogmen dabei behandelt hat, wissen wir nicht; daß er sich unbedingt als Christ gestellt habe, ist nicht einmal wahrscheinlich. Sodann deutet Euseb sehr klar auf einen Nebenzweck dieser Reden hin; sie waren ein willkommener Anlaß, Gnade und Ungnade zu äußern, die Umgebung in Schrecken zu setzen, und eine Menge Dinge in künstlich zweideutiger Form unter die Leute zu bringen, die sich selbst im weitschweifigsten Edikt nicht wohl sagen ließen. Es sind die Senatsreden des Tiberius in anderer Gestalt! Man darf nicht vergessen, daß Konstantin u. a. auch „eine Menge seiner Freunde tödtete", wie der ganz unverdächtige Eutropius sagt, der mehr als verdächtige Eusebius dagegen zu verschweigen für gut findet.

Es haftet auf Konstantin noch stets ein letzter Schimmer von Erbaulichkeit, weil ihn so viele sonst verehrungswürdige Christen aller Jahrhunderte als den ihrigen in Anspruch genommen haben. Auch dieser letzte Schimmer muß schwinden. Die christliche Kirche hat an diesem furchtbaren, aber politisch großartigen Menschen nichts zu verlieren, so wie das Heidenthum nichts an ihm zu gewinnen hätte. Uebrigens verfielen die Heiden in denselben Irrthum, bei ihm

einen wirklichen, nicht bloß äußerlich gemeinten Uebertritt vorauszusetzen. Zosimus erzählt die bekannte feindselige Version der Bekehrungsgeschichte: ob der Hinrichtung des Crispus und der Fausta und ob dem Eidbruch (gegen Licinius) seyen dem Kaiser Gewissensbisse aufgestiegen und er habe sich an die heidnischen Priester um Entsündigung gewandt; als ihm erwiedert wurde, für solche Missethaten gebe es keine Art von Sühne, habe sich ein aus Spanien nach Rom gekommener Aegypter durch die Frauen bei Hofe in seine Nähe zu drängen gewußt und ihm die Ueberzeugung beigebracht, daß das Christenthum jede Missethat abzuwaschen im Stande sey; darauf habe er seinen Uebertritt zuerst zu erkennen gegeben durch seine Maßregeln gegen die heidnische Erforschung der Zukunft, und weiter durch den Bau einer neuen Hauptstadt. Es ist möglich, daß diese Erzählung einen wahren Kern enthält, aber die vorliegende Fassung ist sicher nicht die richtige. Ereignisse von so gräßlicher Art im eigenen Hause müssen allerdings in Konstantins Seele wach gerufen haben, was noch etwa von römischem Glauben in ihm steckte, und er war vielleicht bei aller sonstigen Bildung roh genug, von kräftigen heidnischen Bannsprüchen einige Erleichterung, ein Wegspülen des häßlichen Eindruckes zu erwarten, aber der weitere Kausalzusammenhang ist erweislich falsch.

Gerade in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens gibt Konstantin noch einige sehr deutliche Zeichen unchristlicher, ja unmittelbar heidnischer Sympathien. Während er und seine Mutter Palästina und die großen Städte des Reiches mit den prachtvollsten Kirchen schmücken, läßt er in dem neuen Konstantinopel doch auch heidnische Tempel bauen; zwei davon, die der Göttermutter und der Dioskuren, können bloße Ziergebäude für die als Kunstwerke darin aufgestellten Bilder gewesen seyn, der Tempel und das Bild der Tyche dagegen, welche dem römischen „Staatsgenius" entspricht, sollten einen eigentlichen Kultus genießen. Bei der Einweihung der Stadt wurden erweislich heidnische Ge=

heimgebräuche gefeiert, wie denn diese ganze wichtige Angelegenheit von allerlei Superstitionen bedingt war, die bei den späteren Schriftstellern vergebens mit christlicher Andacht zugedeckt werden.

Auch Anderen gestattete Konstantin noch die Erbauung heidnischer Tempel. Eine Inschrift des umbrischen Städtchens Spello (zwischen Foligno und Assisi), welche ihres befremdlichen Inhalts wegen lange für unächt gegolten hat und durch die nachläßige und barbarische Schreibung dieses Vorurtheil zu rechtfertigen schien, ist höchst wahrscheinlich ein durchaus ächtes Denkmal dieser Gunst gegen die Heiden, und zwar aus den zwei letzten Lebensjahren des Kaisers. Er erlaubt den Hispellaten, seinem Geschlecht, das er bekanntlich **gens Flavia** nannte, einen prächtigen Tempel zu bauen, und bedingt sich nur aus, daß derselbe nicht „durch den Trug ansteckenden Aberglaubens" befleckt werde, worunter sich Jeder denken konnte, was er wollte. Auch über das heidnische Priesterthum des Ortes und über die Verlegung der Festspiele von Bolsena nach Spello gibt er einläßlichen Bescheid, mit ausdrücklicher Nennung der Gladiatoren. In denselben Jahren spricht er auch gewisse heidnische Priesterkollegien, die Sacerdotes und lebenslänglichen Flamines von den lästigen Lokalämtern frei, zu welchen man sie, insonderheit in Afrika, christlicherseits nöthigen wollte. Ohne Zweifel mit seinem Vorwissen darf der Senat noch im Jahr 331 den zerfallenen Konkordientempel wieder herstellen, einzelner Götteraltäre aus den nächst vorhergehenden Jahren zu geschweigen.

Ja das Heidenthum tritt dem Herrscher in dieser letzten Zeit auch persönlich sehr nahe. Der Neuplatoniker Sopater, ein Schüler des Jamblichus, erscheint in seiner Nähe mit allen Ansprüchen eines hochmüthigen griechischen Sophisten; „die anderen Menschen sind ihm zu gering; er eilt an den kaiserlichen Hof, um ohne weitere Umstände über Konstantins ganzes Thun und Denken einen herrschen-

den Einfluß zu üben. Der Kaiser ist auch bald von ihm gänzlich eingenommen und läßt ihn zu seiner Rechten sitzen, zum allgemeinen Neid und Aergerniß der Höflinge". Sey dem nun unbedingt zu glauben oder nicht: Sopater hat jedenfalls ein bedeutendes Verhältniß zu Konstantin gehabt. Unleugbar wurde er bei den Einweihungsceremonien von Konstantinopel gebraucht. Später stürzte ihn der Gardepräfekt Ablavius, welcher bei der Hungersnoth in der neuen Hauptstadt dem Kaiser die Meinung beigebracht haben soll, Sopater halte durch seine große Wissenschaft die Winde gefesselt, die den ägyptischen Korntransport über das Meer befördern sollten. Konstantin ließ den Sophisten hinrichten. Ob indessen der bloße Hofneid des Ablavius dies bewirkte, darf nach einer Notiz bei Suidas wohl bezweifelt werden: „Konstantin, heißt es, tödtete den Sopater, um zu beweisen, daß er in der Religion nicht mehr heidnisch gesinnt sey. Denn früher war er mit Jenem sehr vertraut gewesen." — Vielerlei Gründe rechtfertigen die Vermuthung, daß die christlichen Priester dem alternden Kaiser einigermaßen furchtbar geworden waren, und daß er seine so lange bewahrte persönliche Freiheit in den letzten Jahren nicht mehr durchgängig behaupten konnte.

Manche glauben sogar annehmen zu dürfen, daß Konstantin die heidnischen Opfer zuletzt ganz verbot; und daß außer den Opfern auch die Befragung von Orakeln, die Aufrichtung von Götterbildern und die Feier von Mysterien durchaus wären abgeschafft worden. Allein es muß bei all' Diesem merkwürdig durch die Finger gesehen worden seyn. Gerade die Haupturkunde für den massenhaften Fortbestand der Opfer und Mysterien, die Schrift des christlichen Firmicus, stammt aus den nächsten Jahren nach Konstantins Tode, dessen Söhne mit den heftigsten Worten erst zu Dem aufgefordert werden, was der Vater schon gethan haben soll: „Haut sie zusammen, mit dem Beil zusammen, diese Tempelzierden! Zur Schmelze, zur Münze

mit diesen Göttern! Alle Weihgeschenke sind Euer, nehmt und braucht sie!"

Es sind indeß schon unter Konstantin Tempel aufgehoben und zerstört und Götterbilder eingeschmolzen worden. Ein Heiligthum wie das der himmlischen Göttin zu Aphaca im Libanon verdiente allerdings nichts Besseres, als daß Soldaten hingeschickt wurden, die Alles dem Boden gleich machten; der Ort war in der That „nicht werth, daß ihn die Sonne beschien". Bedenklicher war die Schleifung des berühmten Asklepiostempels zu Aegä in Cicilien, wo bis damals eine Menge Menschen sich um der Kurträume willen einfanden. Wahrscheinlich hatte der Gott sich auch auf politische Fragen eingelassen. In Heliopolis, wo ein kaum minder unzüchtiger Kultus vorkam als in Aphaca, blieb es beim bloßen Verbot und bei der gewaltsamen Stiftung eines Bisthums, dem dann erst durch Geld eine Gemeinde geworben wurde. Anderwärts kam es vor, daß bekehrte Bevölkerungen aus eigenem Antriebe die Heidentempel des Ortes niederrissen und dafür die officielle kaiserliche Billigung ernteten; Majuma, die Hafenstadt von Gaza, erhielt den Namen Constantia, ein anderer phönicischer Ort den Namen Constantina, wahrscheinlich um eines solchen Verdienstes willen.

Außerdem hat Konstantin aus Raubsucht oder Geldnoth, wie es scheint, viele Tempel plündern lassen. Zwar verhehlt Euseb hier wieder den Grund und die wahre Ausdehnung dieser Spoliationen, allein er verräth sich wider Willen. Es ist nämlich bei ihm zunächst gar nicht von Marmorstatuen die Rede, sondern von lauter solchen Bildern, deren Inneres aus einem besonderen Stoffe bestand, — Euseb meint: aus Schädeln, Todtenbeinen, alten Lumpen, Heu, Stroh u. dergl., es handelt sich aber offenbar nur um den hölzernen ꝛc. Kern oder das hohle innere Gestell von sogenannten Chryselephantinstatuen, d. h. Bildern von Gold und Elfenbein, dergleichen der olympische Zeus eines war. In der Lobrede auf Konstantin wird dies dann in vollem

Umfang zugestanden: „die kostbaren Theile wurden eingeschmolzen und der formlose Rest den Heiden gelassen, zum ewigen Angedenken ihrer Schmach". Welche und wie viele Werke (vielleicht der besten griechischen Kunst!) dieses von der Kostbarkeit des Stoffes unzertrennliche Schicksal traf, erfährt man nicht näher. Uebrigens nahm Konstantin für die Ausschmückung seiner neuen Hauptstadt allerdings auch mit Götterbildern ohne Materialwerth vorlieb, wie wir sehen werden; von den ehernen z. B. heißt es a. a. O.: „man führte sie wie Gefangene fort, diese Götter abgelebter Fabeln, an Stricken wurden sie fortgeschleppt!" Die Wegnahme war vertrauten Kommissären übertragen, welche unmittelbar vom Hofe kamen; Widerstand fanden sie nirgends; die Priester mußten ihnen die geheimsten Gewölbe öffnen. Es ist aber auch denkbar und wahrscheinlich, daß Konstantin dergleichen nur in durchaus zuverlässigen, überwiegend christlichen Städten der näheren Umgebung seiner Residenz wagte. Er hätte wohl die Gold- und Silberstatuen gerne unangegriffen gelassen, allein sie lagen ihm zu bequem und die Versuchung war zu stark gegenüber dem dringenden Geldbedürfniß, das bei Herrschern dieser Art jeder anderen Rücksicht vorangeht. In dieselbe Kategorie gehört ohne Zweifel das Ausheben von Thüren und von Gebälken, das bei mehreren Tempeln vorgekommen seyn soll; diese Theile waren nämlich oft von massivem Erz und lohnten wohl die Mühe des Einschmelzens. Wenn damit der Anfang der Zerstörung gemacht und das Innere durch theilweisen Einsturz und Unbill der Witterung geschändet war, so konnte man es schwerlich mehr verhindern, daß die Anwohner sich auch an Säulen und andere Bautheile wagten, wäre es auch nur zum Behuf des Kalkbrennens gewesen. Daß dies seit dem Jahr 333 wenigstens an heidnischen Grabmonumenten geschah, ist officiell bestätigt. Schon früher war die Reparatur verfallener oder unvollendeter Tempel durch ein Gesetz stille gestellt worden. Wie es mit den Tempelgütern ging, ist nicht näher bekannt; in einzelnen Fällen wurden

sie sicher eingezogen, doch erst unter Konstantins Nachfolgern in Masse und planmäßig. Von einem Gesetz, welches die allgemeine Zerstörung der Tempel verfügt hätte, wie die Chronik des Hieronymus zum Jahr 335 erzählt, kann bei Konstantin selber keine Rede seyn. Was er that und geschehen ließ, geschah gelegentlich, aus frivoler Raubsucht und unter schwankender geistlicher Einwirkung, deshalb auch so ungleich. Ein konsequentes System wird man bei einem hierin mit Willen inkonsequenten Menschen vergebens nachweisen wollen.

Das Urtheil über sein christliches Bekenntniß und seine Taufe auf dem Sterbebette wird vollends Jeder nach eigenem Maßstab beurtheilen müssen.

III. Hof, Verwaltung und Heer.

Konstantin pflegte zu sagen: „Kaiser zu werden ist eine Sache des Schicksals; wen aber die Gewalt des Fatums in die Nothwendigkeit des Herrschens versetzt hat, der bemühe sich, des Imperiums würdig zu erscheinen".

Alles wohl erwogen, war er in der That vor all' seinen Zeitgenossen und Mitregenten der Herrschaft würdig, so schrecklich er sie bisweilen mißbraucht hat. Der Name des „Großen", der trotz allen Schmeichlern nur an so wenigen Menschen haften will, ist ihm unbestritten geblieben. Das übermäßige Lob der christlichen Schriftsteller hat hier nicht entschieden; sondern vielmehr der gewaltige Eindruck, den die römische Welt von Konstantin erhalten hatte. Sie war von ihm zuerst erobert, dann mit einer neuen Religion versöhnt und in den wichtigsten Beziehungen neu eingerichtet worden. Auf solche Beweise von Thatkraft hin durfte sie ihn „den Großen" heißen, selbst wenn Alles, was er gethan, zum Schaden ausgeschlagen wäre. In einer weniger ungewöhnlichen Zeit hätte Konstantin bei der gleichen Begabung eine solche geschichtliche Stellung schwerlich

erreicht; er hätte mit dem Ruhm eines Probus oder Aurelian sich begnügen müssen. Da ihn aber „die Gewalt des Fatums", wie er sich ausdrückt, auf die Grenzscheide zweier Weltalter stellte und ihm dazu eine lange Herrschaft verlieh, so konnte sich seine Herrschernatur ungleich vielseitiger offenbaren.

Wie im Bisherigen von seinem Verhältniß zum Thron und zur Kirche die nothwendigen Umrisse gegeben wurden, so soll auch von seiner sonstigen Regierung noch in Kürze die Rede seyn. Ueber die meisten der betreffenden Fragen steht übrigens das historische Urtheil nicht durchaus fest, und selbst die Thatsachen sind nicht selten streitig.

So zunächst in Betreff der Vervollständigung des Hofceremoniells und der Hofwürden. Die sogenannte **Notitia dignitatum**, ein Hof= und Staatskalender vom Anfange des 5. Jahrhunderts, zählt eine reich abgestufte Hierarchie der Hof= und Staatsämter auf, welche wohl im Allgemeinen durch Konstantin ihre Gestalt erhalten haben mag; allein von den einzelnen Hofwürden hatten gewiß schon viele unter Diokletian und noch weit früher, etwa seit Hadrian, bestanden. Das Verzeichniß hat allerdings, da man diese Vorgänge nicht näher kennt, etwas Ueberraschendes, so feierlich spricht sich darin der Prunk des Despotismus aus. Ueberall ertönt das Adjektiv „**Sacer**, geweiht", wo man schlechtweg „kaiserlich" sagen würde; mehrere Würden sind z. B. nach dem **Sacrum cubiculum**, dem kaiserlichen Gemach u. s. w. benannt. Um aber zu einem festen Schluß zu gelangen, um genau zu ermitteln, wie es bei Hofe zuging, müßte man wissen, welche von den vielen Aemtern mit einer wirklichen Aufwartung verbunden und welche bloße Titel waren. Gibt es doch noch jetzt Höfe, welche bei einer thatsächlich sehr mäßigen, ökonomischen Einrichtung eine außerordentliche Menge von Ehrenchargen austheilen. — Wie sehr sich aber die damalige römische Welt an das Titelwesen als Symbol der Rangordnung gewöhnen mußte, lehren die üblichen Ehrenprädi=

kate illuster, spectabilis, honoratus, clarissimus, perfectissimus, egregius, und die Anreden amplitudo, celsitudo, magnitudo, magnificentia, prudentia tua u. s. w., welche zum Theil auch die obligate Begleitung gewisser Aemter waren. Schon bei Anlaß Diokletians ist von der Bedeutung dieser Neuerungen kurz die Rede gewesen; wir dürfen auch hier vermuthen, daß die betreffenden Fürsten nicht sowohl willkürlich Neues schufen, als vielmehr dasjenige konstatirten und in Form und Regel brachten, was ohnedies in der Zeit lag. Konstantin freilich verfuhr dabei mit vollem Bewußtseyn; „er erfand verschiedene Ehrentitel, um möglichst Vielen Ehre anzuthun". — Uebrigens mußten die Vorrechte der Hofleute, konsequent gehandhabt und erweitert, allmählig einen neuen Erbadel hervorbringen, sie sind nicht nur aus dem ganzen drückenden Steuerwesen, aus dem Municipalelend herausgehoben in eine höhere verklärte Sphäre, sondern auch gegen das Schicksal der gemeinen Sterblichen, die „calumnias" geschützt; die Privilegien gelten nicht nur ihnen, sondern auch ihren Kindern und Enkeln und dauern auch im Fall der Pensionirung fort. Schon besaß man eine Aristokratie, welche auf erblich werdender Steuerfreiheit beruhte, nämlich die der senatorischen Familien; hier ließ sich nun Alles dazu an, eine zweite aus Hofleuten (Palatini) und höheren Beamten zu schaffen.

Allein Konstantin wußte wenigstens für seine Person die Dinge im Gleichgewicht zu halten. Sein Hof war ein überaus schlüpfriger Boden, und wer da stand, der mußte wohl zusehen, daß er nicht falle. In seiner nächsten Umgebung hatte der Kaiser eine Menge „Freunde", „Getreue", „Vertraute" und wie sie sonst heißen; er war keiner von den verschlossenen Tyrannen; neben seinem beständigen „Lesen, Schreiben und Nachdenken" empfand er die Bedürfnisse eines expansiven Gemüthes. Dies schließt jedoch eine große Ungleichheit und Duplicität nicht aus; es gibt Charaktere, welche in dieser Beziehung ganz sonderbar gemischt sind,

aus Hingebung und Falschheit, aus Bedürfniß nach Umgang und tückischer Selbstsucht, welche letztere sich bei einem Gewaltherrscher jener Art in das Gewand der Staatsraison zu hüllen pflegt. So sehen wir, wie Konstantin seine „Freunde" zunächst erhebt und reich macht, ja ihnen in der kaiserlichen Kasse zu wühlen gestattet; Mißbräuche, die selbst einem Euseb die schwersten Seufzer auspressen und bei Ammian als ein Krebsschaden des Reiches anerkannt werden. Plötzlich erfolgen dann Katastrophen, welche gewiß oft den ganzen Hof zittern machten; die „Freunde" werden hingerichtet und — wir wagen es unbedenklich zu behaupten — ihr Vermögen wird eingezogen. Vielleicht waren jene Predigten des Kaisers, wovon oben die Rede gewesen ist, die warnenden Vorboten, vielleicht auch die unmittelbare Ankündigung des Sturzes. In einer drohenden Stimmung dieser Art ist wohl auch das Gesetz vom Jahre 325 erlassen: „Wer, woher, weß Standes und Ranges Einer sey, der gegen einen meiner Richter, Großbeamten, Freunde oder Hofleute etwas Ungerades oder Ungerechtes mit Wahrheit zu beweisen sich getraut, der komme furchtlos und wende sich an mich; ich will in Person Alles anhören und erkunden, und wenn es erwiesen ist, werde ich mich selber rächen ...; rächen will ich mich an Dem, der bis jetzt mit erheuchelter Unschuld mich betrogen. Denjenigen aber, welcher Anzeige und Beweis leistet, will ich durch Würden und Gut belohnen. Und dies, so wahr mir die höchste Gottheit immer gnädig sey und mich erhalten möge zum Glück und zur Blüthe des Staates". Ob Jemand dieser heftigen Aufforderung Folge leistete, ist nicht bekannt, wie denn die ganze innere Hofgeschichte im Dunkel liegt. Eine Besserung erfolgte keinenfalls; gerade im letzten Jahrzehnt seines Lebens wird Konstantin als **pupillus**, d. h. eines Vormunds bedürftig verspottet, wegen der unmäßigen Verschleuderung. Der ganze Zustand hat etwas sehr Räthselhaftes; ein rastlos thätiger Selbstherrscher, der so weit entfernt ist, eine erklärte Günstlingsregierung neben sich aufkommen zu lassen, und dabei doch ein sol-

ches Treiben duldet und provocirt, um dann auf einmal mit schrecklicher Strafgerechtigkeit dagegen einzuschreiten — worauf er dann bisweilen eine Uebereilung zu bereuen hat und den Hingerichteten Statuen setzt, wie dem gemordeten Crispus! Man kann in diesen Dingen einen berechneten Plan oder eine ungleiche, fahrige Gemüthsart erkennen — wir wissen zu wenig von Konstantin, um uns unbedingt für das Eine oder das Andere entscheiden zu dürfen, und möchten am ehesten eine gemischte Handlungsweise annehmen, wie bereits angedeutet wurde. Mit einigem Pragmatismus und einiger Phantasie gelangt man leicht dazu, aus den zerstreuten Nachrichten über Crispus, die Helena, den Präfekten Ablavius, den Usurpator Calocerus und den Thronfolger Dalmatius einen Hofroman aufzubauen, der zugleich sehr interessant und doch von Anfang bis Ende unwahr seyn könnte. Jedenfalls galt es als eine allgemeine Wahrnehmung, daß Konstantin in seinem letzten Decennium bei Weitem nicht mehr derjenige Regent war wie in der Blüthezeit seines Lebens. Von der völligen Ausartung des Hofes unter seinen Söhnen gibt dann Ammian das vollgültigste Zeugniß.

Das Finanzwesen, welches mit diesen Hofbegebenheiten in engem Zusammenhang stehen mochte, übergehen wir hier ganz, weil die wesentlichen Resultate fehlen, so daß man z. B. nicht weiß, ob die von Konstantin neu eingeführten Steuern im Ganzen eine Wohlthat oder eine Erschwerung waren. Die wahre Bilanz des römischen Reiches bleibt auch für diese Zeit ein Räthsel. In dem ererbten System war Vieles unbedingt fehlerhaft; von dem, was wahrscheinlich unter Konstantin hinzukam oder größere Ausdehnung erhielt, ist das Monopol zahlreicher Industriezweige, welche der Staat sich vorbehielt und durch seine Leibeigenen betreiben ließ, ohne Weiteres verwerflich. Man darf nur nicht vergessen, daß unsere heutige staatsökonomische Erkenntniß diese und ähnliche Hüllen noch nicht seit langer Zeit abgestreift hat. Die Art der Eintrei-

bung, vor Allem die Haftbarkeit der Dekurionen für die Steuern ihres Bezirks war vielleicht schlimmer als die Geldsucht des Staates an sich. Eine Reihe von Gesetzen Konstantins belehrt uns, durch welche zum Theil verzweifelte Mittel man sich dem Dekurionat zu entwinden suchte: durch Vermählung mit Sklavinnen, durch Flucht in die Armee, durch Beförderung in den Senat, durch Uebersiedelung in weniger gedrückte Städte, durch Versteck und Inkognito, später selbst durch Flucht zu den Barbaren. Einen Augenblick hindurch galt auch der Eintritt in den geistlichen Stand als Rettung; aber auf plötzlichen Zudrang folgte ein eben so plötzliches Verbot. Der Staat hat vollauf damit zu thun, das Entwischen aus diesem Steuerverband unmöglich zu machen. Der lokale Jammer war um so größer, wenn die christlichen Kirchen des Ortes aus dem Stadtgut dotirt wurden, was wenigstens stellenweise geschehen seyn muß.

Auch die neue Reichseintheilung und Verwaltung muß hier mit einem Worte berührt werden. Der Mechanismus der vier großen Präfekturen, deren jede in mehrere Diöcesen zerfiel, von welchen wiederum jede mehrere Provinzen enthielt, hat von außen angesehen allerlei Gründe für sich und wider sich; ob man aber mit deren Erörterung die wahren Motive Konstantins in den einzelnen Fällen richtig treffen würde, ist eine andere Frage. Aus bloßer müßiger Neuerungssucht hat er diese große, bereits von Diokletian begonnene Veränderung nicht durchgeführt; im schlechtesten Fall bestimmte ihn etwa das Bedürfniß eines allgemeinen Beamtenwechsels, der nach den gewaltigen Erschütterungen im Inneren des Reiches unvermeidlich erscheinen mochte; das Hauptziel aber war ohne Zweifel die Gleichmachung der Administration, die Aufhebung der letzten provinzialen Unterschiede. Daß die Zahl der Beamten bei diesem Anlaß sehr stark vermehrt wurde, ließ sich nicht anders erwarten; wie weit dies aber auf nutzlose und drückende Weise geschah, ist nicht leichthin auszumachen. Das Urtheil hat keinen genügenden Stütz-

punkt, so lange man den Geschäftskreis, die Thätigkeit und die Besoldung dieser Beamtenwelt nur unvollständig und großentheils gar nicht kennt und von dem Verhältniß ihrer Masse zur Zahl der Unterthanen vollends keinen Begriff hat.

Hochwichtig und vollkommen deutlich ist nur die Trennung der Civil- und Militärgewalt. Die früheren **Præfecti Prætorio**, welche einst zugleich die ersten Minister und oft die Beherrscher des Kaisers gewesen, behalten wohl ihren Titel bei, sind aber fortan nur die obersten Verwaltungsbeamten der vier großen Präfekturen Oriens, Illyricum, Italia und Gallia; der Name hat seine Bedeutung völlig verändert. Für das Kriegswesen treten jetzt zwei Großfeldherren, der **Magister equitum** und der **Magister peditum** auf; schon daß ihrer zwei waren und daß ihre Geschäfte sich nicht nach Oertlichkeiten, sondern nach Reiterei und Fußvolk eintheilten, zeigt den tieferen Zweck, welcher dieser Veränderung zu Grunde lag; jeder Gedanke an Usurpation wurde erschwert oder vereitelt, so lange einer ohne den anderen nichts anfangen konnte. Die allgemeine Trennung der Civil- und Militärverwaltung ging aber auch durch alle Verhältnisse hindurch; jene gefährlichen großen Provinzialbeamten, welche als Prokonsuln, Proprätoren, Rektoren, u. s. w. auch den Heerbefehl ihrer Gegend inne gehabt und nur mit den ihnen untergeordneten Legaten getheilt hatten, sollten fortan den Thron nicht mehr in Besorgniß versetzen dürfen. Die Folgen dieser Trennung für das Schicksal des Reiches müßten noch mehr in die Augen fallen, wenn nicht das Haus Konstantins durch Familiengreuel den Mangel der Feldherrnusurpation ersetzt hätte.

Im Kriegswesen an sich betrachtet glaubt man für die Regierung des sonst so kriegstüchtigen Konstantin eher Rückschritte als Fortschritte annehmen zu dürfen. Die bereits unter Diokletian begonnene, nach dem Sieg über Maxentius vollendete Auflösung der Prätorianer gehört nicht hierher; sie war eine Sache der politischen Noth-

wendigkeit und das Reich verlor an jener persönlich tapferen, aber bösartigen Schaar nicht viel. Natürlich bildete sich eine neue Leibwache, die Palatinen. Das übrige Heer, unter den alten Namen der Legionen, Auxilien u. s. w. zerfiel je nach der Garnisonirung (wie es scheint) in Komitatensen, welche in den Städten des Binnenreiches lagen, und in Pseudokomitatensen, wozu hauptsächlich die Truppen an den Grenzen und in den Kastellen derselben gehörten. In dem großen Sündenregister Konstantins, womit der Heide Zosimus dessen Lebensgeschichte beschließt, wird jene Einquartierung der Komitatensen in die großen Städte scharf getadelt; dadurch seyen die Grenzen halb entblößt und den Barbaren geöffnet, die Städte aber ohne Noth in den jammervollsten Druck gebracht worden, während die Soldaten selbst den Theatern und dem Wohlleben nachgehen lernten. Ganz anders sey das Reich gehütet gewesen unter Diokletian, als alle Truppen an den Grenzen lagen, so daß jeder Barbarenangriff gleich zurückgewiesen wurde. — Die Rechtmäßigkeit dieses Vorwurfes wird man weder ungetheilt annehmen noch verwerfen können. Die großen Städte mochten wohl auch der Hütung bedürftig scheinen. Ob Konstantin wirklich gegen Ende seines Lebens so indolent wurde, daß er sammt seinem Heer vor ein paar hundert Taifalen die Flucht ergriff, wie derselbe Autor meldet, bleibt sehr zweifelhaft; zu einem Krieg gegen die Perser machte er wenigstens noch kurz vor seinem Tode sehr bedeutende Anstalten. — Die zunehmende Barbarisirung des römischen Heeres selbst war das nothwendige Ergebniß der Entvölkerung im Inneren und der Barbarenansiedelung, wodurch man derselben begegnen wollte; auch entzog man den freien Völkern jenseits der Grenze durch Werbung am sichersten die angriffslustige junge Mannschaft. Vorzüglich müssen die Franken eine große Stelle im Heer eingenommen haben, wenigstens konnten später unter der Dynastie des Konstantin fränkische Offiziere bei fe das große Wort führen. Die Erhaltung des Staa-

tes ging derjenigen der römischen Nationalität voran; und auch von dieser letzteren mochte man vielleicht noch hoffen, daß sie die einverleibten barbarischen Elemente allgemach bemeistern, sich assimiliren würde, wie sie dies bei den früheren Eroberungen zur Zeit der Republik und in den ersten Jahrhunderten des Kaiserthums vermocht hatte.

Ob Konstantin wirklich eine Vorliebe für die Barbaren hatte, und in welchem Sinne, bleibt unentschieden. Er wurde angeklagt, zuerst von allen Kaisern, Barbaren zu Konsuln gemacht zu haben, allein dies läßt sich nicht näher belegen. In den Verzeichnissen der Konsuln aus seiner Zeit findet man — mit Ausnahme der öfter eintretenden kaiserlichen Personen — fast lauter Stadtrömer vornehmen Standes. Andere Staatswürden gab er allerdings auch an Barbaren und es mögen dieses kaum seine schlechtesten Ernennungen gewesen seyn. Gefangene barbarische Soldaten seiner Gegner hat er auf dem Schlachtfeld zu Tausenden seinen eigenen siegreichen Leuten mit Geld abgekauft. — Die stärkste Negation des eigentlich römischen Wesens lag aber nicht in diesem Verhalten gegen die Unrömischen, sondern in der Gründung der „neuen Roma“ am Bosporus, welche nicht bloße Residenz, sondern der Ausdruck der neuen Zustände in Staat, Religion und Leben werden sollte. *)

---

*) Vgl. „Konstantinopel, Rom, Athen und Jerusalem“ im 2. Bde. der Bibl.

Der Sieg bei Höchstädt,
am 13. August 1704.

(Von J. G. Pahl.)

Der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern, der im Jahre 1679 den Thron seiner Väter bestieg, war ein Regent von ausgezeichneter Geisteskraft, und tapferm, in kühnen Bestrebungen sich ankündigendem Muthe. Die Achtung und der Dank, die sich die Großen der Welt durch weise und pflichtmäßige Verwaltung der Länder und durch stille Förderung des allgemeinen Wohls erwerben, hatten für ihn keinen Reiz; dagegen fühlte er sich unwiderstehlich angezogen und erregt durch den Ruhm, der den Namen des Helden und des Eroberers verherrlicht; die unruhige Kraft, die in ihm war, fand keine Rast in irgend einer bestimmten Grenze, und Land und Leute schienen ihm nur gegeben, um sich ihrer als Mittel zur Befriedigung seines Ehrgeizes und zur Ausführung seiner stolzen Anschläge bedienen zu können. Es gewährten ihm in der Jugend seines Lebens die Kriege, welche damals der Kaiser Leopold gegen die Türken führte, einen schönen Spielraum, um sich in großen Kämpfen zu versuchen, und es melden die Annalen jener Zeiten nicht nur, mit welcher Macht er zu wiederholten Malen gegen den Feind des christlichen Namens ausgezogen sey, sondern auch wie er durch verständige Anschläge und tapfere Thaten unter den Fürsten der Heere geglänzt habe. Aber diese Anstrengungen waren kein Segen für sein Volk. Sie verzehr=

ten in Kurzem den reichen Schatz, der unter der löblichen Regierung seines Vaters Ferdinand Maria war gesammelt worden; 30,000 Bayern fanden in den Gefilden von Ungarn ihr Grab; die Waffen entzogen dem Ackerbau und den Gewerben viele fleißige Hände; schwere Abgaben drückten das Land.

Für einen Fürsten von diesem Sinne mußte wohl die Aussicht auf die herrlichste Erbschaft, die irgend einem Sterblichen anfallen konnte, einen doppelten Werth haben. Er war nämlich mit der Prinzessin Marie Antonie von Oesterreich vermählt, einer Nichte des Königs Karls II. von Spanien, mit dem sein Stamm sich zum Erlöschen neigte, und der Prinz Joseph war die Frucht dieser Ehe. Nichts schien mehr das Gelingen dieser großen Hoffnung hindern zu können. Der Erblasser welkte dahin; Jedermann schien die Rechte des Kurprinzen anzuerkennen; durch ein feierliches Testament setzte ihn der König (1698) zu seinem Thronfolger ein. Es werde, so hatte es das Ansehen, die Macht des Hauses Wittelsbach künftig von der Donau bis an die Säulen des Hercules, auf die Spitze des Aetna und in die Tiefen der südamerikanischen Gold- und Silberminen reichen. Aber unerwartet zerstörte die Vorsehung, was die Politik so mühsam und mit so großem Aufwande unfehlbar eingeleitet zu haben glaubte. In dem Augenblicke, in dem der Prinz Joseph im Begriffe war, dem Wunsche der Reichsstände gemäß, nach Spanien abzureisen, um dort nach den Sitten der Nation erzogen zu werden, die er einst beherrschen sollte, machte ein plötzlicher Tod seinem jugendlichen Leben ein Ende (1699). Es ward dem Kurfürsten schwer, diese Tücke des Schicksals zu ertragen. Um zu erlangen, was es ihm entrissen hatte, waren so große Aufopferungen von ihm gemacht worden. Er hatte sogar Jahre lang seine Erblande verlassen, um die Niederlande als spanischer Statthalter zu regieren, wo er durch unermeßlichen Aufwand der Nation darthat, was sie einst von einem Regenten seines Stammes erwarten dürfte. Dieser

Aufwand wurde von den Kräften des ohnehin schon erschöpften Bayerns bestritten. Man erhöhte die Steuern und erfand eine Menge neuer Gaben, unter denen damals schon die Stempeltaxe war. Dazu machte man Schulden so viel man konnte, und verkaufte sogar die kurfürstlichen Unterthanen und Güter an die Stände. Es kam das Sprüchwort in Lauf: „der Kurfürst habe Bayern in die Niederlande eingebrockt".

Der König Ludwig XIV. von Frankreich, in seinem unaufhörlichen Streben, durch stete Erweiterung seiner Macht alle übrigen Staaten von Europa zu unterjochen, hatte seine Augen auf die spanische Monarchie geworfen, und indem er zu seinen Zwecken jedes Mittel sich erlaubte, den schwachen König Karl dahin vermocht, daß derselbe den Herzog Philipp von Anjou, Ludwigs zweiten Enkel, zum Erben aller seiner Lande einsetzte, welcher Verfügung aber der Kaiser Leopold, in Beziehung auf ein älteres Erbrecht, widersprach. Als nun Karl gestorben war (1. Nov. 1700), stritten sich Frankreich und Oesterreich über seine Hinterlassenschaft, und es begann der Morgen des 18. Jahrhunderts mit einem blutigen und langwierigen Kriege, dessen Schrecken, zu Wasser und zu Lande sich verbreitend, die meisten Nationen von Europa ergriffen haben. Auf der einen Seite stand Frankreich, dem die spanische Nation, um dem Unglücke einer Zertrümmerung der Monarchie zu entgehen, sich ergeben hatte; auf der andern Oesterreich, mit dem Großbritannien, die vereinigten Niederlande, das deutsche Reich, Portugal und Savoyen sich verbanden, um der Gefahr einer neuen Weltherrschaft vorzubeugen, mit welcher die Vereinigung der französischen und spanischen Macht die Völker bedrohte.

In Paris war man indeß sehr thätig, um den Kurfürsten von Bayern in das französische Interesse zu ziehen. Man begriff, wie wichtig ein Bundesgenosse von diesem kriegerischen Charakter, und der im Besitze so ansehnlicher Hülfsmittel, werden konnte, zumal seine Stellung gegen den Feind,

in der Mitte von Deutschland, besondere Vortheile darbot. Zugleich stand zu erwarten, daß sein Bruder Joseph Klemens seine Partie nehmen werde, welcher, da er nicht nur den Kurhut von Köln, sondern auch die Infuln von Lüttich und Hildesheim trug, der gemeinen Sache eine bedeutende Verstärkung gewähren konnte. Der Sieg der französischen Politik war auch in diesem Falle nicht mehr schwer. Erst hatte man das väterliche Herz des Kurfürsten mit unversöhnlicher Entrüstung gegen den Kaiser erfüllt, indem man den Verdacht in ihm erregte, daß der Tod seines Prinzen eine Veranstaltung des österreichischen Hofes sey; und dann bot man seinem Ehrgeize Hoffnungen dar, deren Erfüllung ihn für den Verlust der spanischen Monarchie zum Theil entschädigen konnte. Ein Vertrag, den sein Gesandter, der Marquis von Bedmar, wenige Tage nach dem Tode des Königs Karl, in Paris abschloß, ertheilte ihm die Versicherung, daß die Kronen Frankreich und Spanien nicht nur alle Kosten des Krieges tragen und ihm lebenslänglich ansehnliche Subsidien an Geld reichen, sondern auch, daß die Statthalterschaft in den Niederlanden ihm und seiner Nachkommenschaft auf ewige Zeiten verbürgt und er auf den deutschen Kaiserthron erhoben werden sollte, in dem Falle, daß das Glück der Waffen eine Erledigung desselben herbeiführen würde. Diese Verheißungen waren hinreichend, um den Kurfürsten in Frankreichs Fesseln zu verstricken. Die Kaiserkrone war eine unwiderstehliche Lockung für seine exaltirte Phantasie, und die Zusage großer Geldhülfen mußte ihm in seiner Noth über die Maßen willkommen seyn, denn das kostbare Leben in den Niederlanden hatte die Zerrüttung seiner Finanzen auf einen so hohen Grad gebracht, daß er genöthigt war, seine Kleinode und selbst seinen Kurhut an die Holländer zu versetzen. Sobald er den Vertrag, den der Herr von Bedmar geschlossen, erhalten hatte, reiste er in der Verkleidung eines Jägers nach Versailles, um seine Zustimmung zu der getroffenen Uebereinkunft persönlich auszudrücken. Nach seiner Zurückkunft nach Brüssel ließ

er den Herzog von Anjou als den Herzog von Brabant ausrufen. Zugleich gab er Befehl, dem heranziehenden französischen Heere alle Städte und Festungen zu öffnen. Er selbst verließ die Niederlande (22. März 1701) und ging nach München zurück, um hier die erforderlichen Vorbereitungen zur Ausführung seiner Pläne zu treffen. Das bayerische Volk empfing ihn, nachdem es ihn so lange entbehrt hatte, mit unaussprechlicher Freude. Es beredete sich in seinem frommen Sinne, es bedürfe zur Wiederkunft besserer Zeiten nichts als der Anwesenheit eines Regenten, den es wegen seiner angenehmen Manieren und wegen seiner freundlichen Herablassung noch immer liebte.

Aber Max Emanuel war nicht gekommen, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Es wurde durch Vermehrung der alten und durch Errichtung neuer Regimenter der Stand des regelmäßigen Militärs auf 20,000 Mann gebracht; man verstärkte die Festungen, schaffte Kriegsgeräthe und Lebensmittel herbei, und bereitete Alles dergestalt, daß man täglich losschlagen konnte. Zwar wollte der Kurfürst, daß der eigentliche Zweck seiner Rüstungen zur Zeit noch dem Kaiser und seinen Verbündeten verborgen bleiben sollte; aber er verrieth sich in den Unterhandlungen, die mit ihm angeknüpft wurden, zu deutlich, als daß man über seine Absichten hätte in Zweifel seyn können. Er gestattete dem Kaiser den Durchzug österreichischer Truppen durch seine Lande nur unter lästigen Bedingungen. Er weigerte sich, der Association der vorderen Reichskreise, so wie dem großen Bunde gegen Frankreich beizutreten, und als der Kaiser (17. Juni 1702) den Ständen das Ansinnen machte, daß der allgemeine Reichskrieg förmlich erklärt werden möchte, protestirte er auf das Eifrigste dagegen, mit der Versicherung, „daß bisher nicht zu vernehmen gewesen, wie die Kronen Spanien und Frankreich dem Reiche oder dessen Ständen das geringste Leid zuzufügen oder etwas zu entziehen begehrt haben". Der Kurfürst von Köln hatte früher schon die Hülle fallen lassen, indem er in die Stadt Lüt-

tich, so wie in die Städte und festen Plätze des Erzstifts unter nichtigem Vorwande französische Truppen aufnahm, und die von Seiten des Kaisers an ihn ergangenen Abmahnungen und Drohungen auf eine Weise erwiederte, welche die Absicht einer gänzlichen Aufhebung aller friedlichen Verhältnisse zu erkennen gab.

Während der Krieg bereits mit großer Thätigkeit am Ober- und Niederrhein geführt wurde und Aller Augen auf Landau gerichtet waren, welches der junge römische König Joseph mit Thätigkeit und Erfolg belagerte, zog der Kurfürst seine gesammte Heeresmacht an dem Ufer des Lech, zwischen Ingolstadt und Augsburg, zusammen. Seine Versicherung, daß er diese kriegerische Stellung bloß in der Absicht nehme, um seinen Ländern ihren Ruhestand zu sichern, war nicht hinreichend, die Besorgnisse niederzuschlagen, die Aller Herzen erfüllten. Er säumte auch nicht, das Geheimniß seines Anschlags zu offenbaren. Er hatte beschlossen, durch Ueberraschung sich der Stadt Ulm zu bemächtigen, die durch ihre Lage Schwaben und Bayern beherrscht, und zur Vereinigung mit der französischen Hülfe, der man entgegensah, große Vortheile darbot. Das Unternehmen wurde (8. September 1702) von dem Obristlieutenant Pechmann mit Verstand und Kühnheit ausgeführt. In wenigen Stunden waren die Bayern Meister der Stadt. Die Eroberung kostete beinahe kein Blut. Das gesammte Heer, das am Lechrain sich versammelt hatte, rückte die Donau herauf. Angst und Schrecken erfüllte die Gauen von Franken und Schwaben. Der Kurfürst sandte Eilboten an die ausschreibenden Stände der beiden letzteren Kreise, und erklärte ihnen, daß er sich der Stadt Ulm bemächtigt habe, um die Neutralität seiner Lande zu sichern, daß das höchste Interesse der Kreise es fordere, auf demselben Grundsatze zu bestehen, da die spanischen Händel für Deutschland gleichgültig seyen, und daß er in jedem Falle solche Maßregeln ergreifen werde, die der Wohlfahrt seiner Staaten und

seiner Unterthanen zusagen. Niemand ließ sich durch Vorspiegelungen dieser Art über seine Absichten täuschen. Die drei Reichskollegien faßten die Entschließung, daß der Kaiser ersucht werden sollte, die ausgeübte Gewaltthat durch alle reichsverfassungsmäßigen Mittel zu hintertreiben, und Kurbayern anzuhalten, „eine so vornehme Reichsstadt" nicht nur wieder in den vorigen Stand herzustellen, sondern auch in Zukunft sich ähnlicher Gewaltthätigkeiten zu enthalten. Der Kaiser erließ auch (18. September) ein eigenhändiges Schreiben an den Kurfürsten, worin er erklärte, wie unerwartet ihm der Angriff auf die Stadt Ulm „von einem Eidam und so nahen Verwandten" gekommen sey, und zugleich ihn „freund-, vetter- und gnädiglich, auch väterlich" ermahnte, Alles wieder in den vorigen Stand zu stellen und mit den, den schwäbischen und fränkischen Ständen angedrohten, Thätigkeiten inne zu halten, indem widrigenfalls gegen „solche unverantwortliche Gewalt" alle verfassungsmäßigen Mittel mit Nachdruck vorgekehrt werden würden. Der Kurfürst aber blieb unerschütterlich auf seinem Sinne. Er zog mit einem Theile seines Heeres vor Memmingen, welche Stadt sich ihm (1. Oktober) nach einer kurzen Beschießung ergab, machte einen Anschlag auf Augsburg, der jedoch mißlang, und schrieb starke Kontributionen in die schwäbischen Kreislande aus. Solcher Trotz verdiente keine Schonung weiter. Ein Reichsschluß vom 12. Oktober erklärte Maximilian Emanuel für einen Feind des Vaterlandes. Der Kaiser erließ die Abrufungsbriefe an seine sämmtlichen Dienstleute, Soldaten und Unterthanen. Der bayerische Resident zu Wien, v. Mormann, erhielt Befehl, die österreichischen Lande plötzlich zu verlassen. Unterdessen ging der General Villars bei Hüningen über den Rhein, um mit dem ansehnlichen Heere, das er anführte, die bayerische Macht zu verstärken. Das Treffen bei Friedlingen (13. Oktober) vereitelte aber diesen Plan. Der Kurfürst legte seine Truppen in die Winterquartiere und benutzte die Ruhe, um sich zu verstärken und seine Feinde

durch täuschende Unterhandlungen hinzuhalten. Aber unversehens erschien er wieder als Eroberer, erst indem er das Schloß Ortenburg und das Städtchen Weiden in der oberen Pfalz besetzte, und dann, indem er die wichtige Stadt Neuburg an der Donau (1. Februar) zwang, sich ihm zu unterwerfen.

Mit dem Anfange des Monats März eröffneten endlich die Oesterreicher die Feindseligkeiten gegen Bayern. Sie rückten in zwei Heerhaufen in das Land ein. Der erstere, befehligt von dem General Styrum, nahm seinen Weg durch die obere Pfalz und drang nach einem glücklichen Gefechte bis an die Altmühl und die Donau vor. Der andere aber, den der General Schlik kommandirte, bewegte sich gegen den Inn und berennte das Städtchen Scharding. Es erfolgte hier ein hitziges Treffen, in dem der Kurfürst durch die Klugheit seiner Anstalten und die Tapferkeit seiner Truppen den rühmlichsten Sieg davon trug, so daß er nun mit dem Kern seiner Macht auf den General Styrum fallen konnte. Dieser schickte ihm den Markgrafen von Anspach entgegen, welcher gleichfalls geschlagen wurde, ohne daß jedoch das kaiserliche Hauptcorps in seinem festen Lager zwischen Neumark und Amberg angegriffen werden konnte. Hierauf wandte sich der Kurfürst wieder gegen die Donau, wo Schlik neue Kräfte gesammelt hatte, und besetzte hier, um das weitere Vordringen des Feindes zu hindern, erst die Donaubrücke bei Regensburg (8. April) und dann die Stadt selbst.

Um diese Zeit gewannen seine Angelegenheiten mit jedem Tage ein glänzenderes Ansehen. Der Marschall von Villars, nachdem er nach einer kurzen Belagerung die vernachlässigte Reichsfestung Kehl erobert hatte, ging in der Mitte des April mit einem zahlreichen Heere auf drei Punkten über den Rhein, drang durch den Schwarzwald vor, vollzog bei Tuttlingen seine Vereinigung mit dem Kurfürsten (12. Mai), nahm eine Stellung an der Donau zwischen Dillingen und Lauingen und zog schwere

Kontributionen aus dem Lande. Da das bayerische Heer zugleich größtentheils in der Gegend von Augsburg lag, so waren die Stände des schwäbischen Kreises in der Unmöglichkeit, sich mit der kaiserlichen Armee in Verbindung zu setzen. Die vereinte französische und bayerische Macht dagegen konnte irgend eine große offensive Unternehmung wagen, ohne daß sie die Vortheile verlor, die sie bereits errungen hatte.

Man beschloß einen Angriff auf Tyrol. Wenn derselbe gelang, war man nicht nur Meister von dem Vorwerke der österreichischen Monarchie, sondern man setzte sich auch in Verbindung mit dem General Vendome, der an der Spitze von 12,000 Mann längs der Etsch heraufzog, und schnitt die kaiserliche Armee in Italien von allen ihren Hülfsquellen ab. Die Ausführung des Anschlags unternahm der Kurfürst an der Spitze eines Heeres von 16,000 Mann. Unvermuthet erschien er vor den Schluchten, die in das Innere von Tyrol führen. Nirgends waren Sicherheitsanstalten getroffen. Alles begünstigte die Unternehmung. Ein Zufall schloß (20. Juni) die stolze Bergfeste Kufstein den Ankömmlingen auf. Darüber gerieth das ganze Land in Schrecken. Es öffneten Wergel und Rattenberg die wohlverwahrten Thore. Auch die Hauptstadt übergab dem Sieger ihre Schlüssel, und er nahm in ihr die Huldigung ein. Die Scharnitz und die ehrenberger Klause fielen beinahe ohne Widerstand. Der Kurfürst tritt seinen Zug über den Brenner an, um Vendome die Hand zu reichen, der schon bis Trient vorgedrungen war. Aber nun erwacht der Volksgeist der Tyroler, erregt durch die Härte, womit die Feinde das Recht des Eroberers mißbrauchen. Allenthalben greifen Bauern und Jäger zu den Waffen; Verstärkungen von österreichischem Militär heben den Muth der treuen, tapferen Nation. Von allen Seiten angegriffen und bedrängt, sehen die Bayern zu einem schleunigen Rückzuge sich genöthigt. In wenigen Tagen geht das ganze Land wieder verloren, bis auf Kufstein. Beinahe

die Hälfte des Heeres ist aufgerieben. Selbst der Kurfürst rettet nur dadurch sein Leben, daß der Graf von Arco mit seltenem Edelmuth sich für ihn aufopfert. Die Tyroler verfolgen die Fliehenden tief in ihre Heimath und vergelten siebenfältig, was sie ihnen Böses erwiesen hatten. So war diese Unternehmung gänzlich mißlungen!

Dem ungeachtet behauptete die vereinigte französische und bayerische Macht noch immer die Ueberlegenheit im südlichen Deutschland. Nicht nur schlug sie die wiederholten auf sie gemachten Angriffe siegreich zurück, sondern bemächtigte sich auch der Städte Augsburg und Passau. Zur nämlichen Zeit ward von den Franzosen Breisach erobert, der Sieg vor den Linien von Neustadt erfochten, Landau wieder genommen und das zur Hülfe herbeieilende Heer der Verbündeten bei Speyerbach geschlagen. Der Schauplatz des Krieges schien nun in die Mitte von Deutschland verlegt zu werden. Die französische Eitelkeit sprach in hohem Tone von den Vortheilen, die ihr gelungen waren. Der Kurfürst sah seine stolzen Hoffnungen in ihrer schönsten Blüthe.

Diese sollten in dem folgenden Feldzuge (1704) aufgehen. Es hatte der Marschall von Tallard ein Corps von 24,000 Mann versammelt, um es dem vereinigten Heere in Deutschland zuzuführen. Der Kurfürst brach von Ulm auf und bewegte sich gegen den Schwarzwald, um die heranziehende Verstärkung aufzunehmen. Die kaiserliche und Reichsarmee versammelte sich bei Nördlingen und folgte ihm auf seiner rechten Flanke nach. Der General von Thüngen stellte sich vor dem Schwarzwalde auf. Man schlug sich taglich mit dem Feinde und setzte ihn, indem man ihm seine Unterhaltungsmittel entzog, in große Verlegenheit. Dem ungeachtet gelang es dem Marschall, nachdem er bei Freiburg im Breisgau vorübergegangen war, die Päſſe des Schwarzwaldes, „der hohle Graben" und „die kalte Herberge" genannt, zu durchbrechen und sich (17. Mai) bei Villingen an den Kurfürsten anzuschließen. Die vereinigte Armee wandte sich nun in starken Märschen über Do=

naueschingen und Pfullendorf gegen Ulm, und nahm, nachdem sie auf diesem Zuge nicht geringen Verlust erlitten hatte, eine Stellung an der Iller. Das kaiserliche Heer, unter dem Markgrafen Ludwig von Baden, folgte dem Feinde längs der Donau nach und lagerte sich um Elchingen, unweit Ulm.

Zur nämlichen Zeit kam aber auch für die Sache Deutschlands eine große Hülfe herbei. Es hatte sich nämlich ein 30,000 Mann starkes Heer englischer und holländischer Truppen am Niederrhein zusammengezogen. An der Spitze desselben stand der Herzog von Marlborough, einer der größten Feldherren aller Zeiten, von dem die Geschichte bezeugt, daß er nie eine Schlacht geliefert, ohne sie gewonnen, und nie eine Stadt belagert, ohne sie erobert zu haben.

Um dem Feinde seine Absicht zu verbergen, ließ er eine Menge Proviant, Munition und Kriegsgeräthe nach Köln und Koblenz bringen, und nahm selbst seinen Weg nach der letzteren Stadt, so daß es das Ansehen hatte, als wollte er eine Unternehmung an den Ufern der Mosel ausführen. Aber unversehens wandte er sich links, ging bei Ladenburg über den Neckar und rückte in drei Heersäulen in das Herzogthum Würtemberg ein. Am 9. Juni sah man zu Groß-Heppach, einem Dorfe im Remsthale unweit Waiblingen, die Helden Marlborough, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen, wie sie in dem dortigen Gasthofe zum Lamm zusammentraten und den Plan zu den weiteren Operationen verabredeten. Von hier nahm das Heer seine Richtung über Göppingen in die Gegenden von Ulm und vereinigte sich zum Theil mit der kaiserlichen Armee bei Elchingen (22. Juni), worauf dann die verbündete Macht in die Herrschaft Heidenheim einrückte und ihr Hauptquartier zu Herbrechtingen aufschlug. Der Prinz Eugen hatte sich von Heppach wieder an den Oberrhein in die Linien von Bühl zurück begeben, um den Rücken des an der Donau operirenden Heeres gegen die dort stehende feindliche Macht zu sichern.

Die Befehlshaber der alliirten Armee, entschlossen, den Schauplatz des Krieges so schnell als möglich in das Innere von Bayern zu spielen, durften nicht säumen, den Feind anzugreifen und den Uebergang über die Donau zu erzwingen. Er hatte seine Stellung längs dieses Flusses stark befestigt; nur der Schellenberg bei Donauwörth schien eine verwundbare Seite darzubieten, weil die dortigen Werke noch nicht vollendet und mit keiner hinlänglichen Besatzung versehen waren. Man beschloß auf diesem Punkte die feindlichen Linien zu durchbrechen. Am 2. des Heumonats Nachmittags um 4 Uhr erschien Marlborough vor demselben. Abends um 6 Uhr begann, unter dem Widerspruche der meisten übrigen Befehlshaber, der Angriff, und 2 Stunden später war die Schanze überstiegen, der Feind geschlagen und der vollkommenste Sieg erfochten. Die Annalen der Kriege nennen wenige Gefechte, in denen mit solcher Erbitterung gefochten worden, wo in so kurzer Zeit so viel Blut geflossen und wo von beiden Seiten so viele Offiziere vom ersten Range gefallen wären. Mit Frohlocken vernahm Deutschland die Kunde von dieser Niederlage des gehaßten Feindes; es verkündigten die Dichter der Nation den Ruhm der Sieger; und da der Sieg am Tage der Heimsuchung Mariens erfochten war, so bemerkten die Frommen, Bayern habe nun keine Hoffnungen mehr, da es von seiner Landespatronin so sichtbar verlassen worden sey. Eiligst hob der Kurfürst sein verschanztes Lager zwischen Lauingen und Dillingen auf und zog sich gegen Augsburg. Die Verbündeten aber bemächtigten sich der Städte Donauwörth, Dillingen, Rain und Neuburg, nahmen eine Stellung bei Friedberg am Lech und schickten von hier Partien nach Bayern aus, welche bis vor die Thore von München streiften und das Land dergestalt verheerten, daß in wenigen Tagen gegen 300 Ortschaften in Asche gelegt worden seyn sollen.

Diese Grausamkeit war nicht zwecklos; sie sollte zur Beförderung der Friedensunterhandlungen dienen, welche man

mit dem Kurfürsten angeknüpft hatte. Das Heer, welches ihm gegenüberstand, und dessen Stärke gegen 80,000 Mann betrug, war seiner Macht bei Weitem überlegen und hatte seine Operation mit einem glänzenden Siege begonnen. Von seinen Staaten abgeschnitten, entbehrte er die Hülfsmittel, die sie ihm darboten. Seine Armee litt Mangel an allen Bedürfnissen. Bayern wurde in eine Wüste verwandelt. Die Hülfe, die ihm verheißen worden, war noch so fern. — Diese Umstände konnten seinen starren Sinn brechen. Es wurden Konferenzen eröffnet, in denen der Minister, Graf von Wratislau, im Namen des Kaisers das Wort führte. Zwar fehlte es nicht an Punkten, welche das Geschäft erschweren konnten; besonders war die geforderte gänzliche Wiederherstellung des Kurfürsten von Köln ein Gegenstand, worüber die Ansichten sehr von einander abwichen. Auch waren die Franzosen unermüdet, um sich ihren Bundesgenossen und damit zugleich ihre in Schwaben stehende Armee zu erhalten. Dem ungeachtet führten die Unterhandlungen so weit, daß bereits die Akte des Vertrags gefaßt werden konnte. Schon hatte der Kurfürst die Feder in der Hand, um zu unterzeichnen; aber in diesem Augenblicke trat ein Eilbote herein und brachte ihm die Nachricht, daß der Marschall von Tallard bis auf den 24. des Monats mit einem neuen Heere zu ihm stoßen werde. Da huben sich mit einem Male seine Hoffnungen wieder; ohnehin hatte sein kühner Sinn sich gesträubt, durch Unterwerfung zu endigen, was er mit dem Schwerte begonnen hatte. Er warf die Feder hinweg und sprach: „So will ich denn mein Heil noch einmal versuchen". Damit schritt er in sein Verderben.

Tallard war, nachdem er dem Kurfürsten den ersten Succurs zugeführt hatte, wieder an den Oberrhein zurückgegangen und hatte daselbst das Kommando übernommen. Der Prinz Eugen, der ihm gegenüberstand, beobachtete seine Bewegungen, die bald einen Angriff auf die Linien von Stollhofen, bald auf die Festung Philippsburg anzudeuten schienen. Aber die Niederlage am Schellenberg

und die dringenden Aufforderungen des Kurfürsten, daß er ihm zu Hülfe kommen möchte, gaben seinen Bewegungen ihre Richtung gegen die Donau. So erhob er sich mit einem 35,000 Mann starken Heere und rückte in den Schwarzwald ein, während der Marschall von Villeroi ihm mit 20,000 Mann nachfolgte, der General Coigny aber mit 8000 Mann das Elsaß deckte. Erst belagerte er Villingen und ängstigte es 3 Tage lang mit dem Feuer seines Geschützes. Als ihm aber der Kurfürst entbot, daß er genöthigt sey, sich mit den Verbündeten zu vereinigen, wenn die Hülfe nicht schleunigst herbeikomme, so hob er die Belagerung auf und zog — während der Prinz Eugen, das Herzogthum Würtemberg deckend, ihn immer auf seiner linken Flanke begleitete — über Donaueschingen und Ulm nach Augsburg, wo er sich am 4. August mit dem bayerisch-französischen Heere vereinigte. Mit hoher Freude wurden von dem Letzteren die Ankommenden aufgenommen, denn durch sie war man nun dem Feinde an Zahl überlegen, und es fehlte nicht mehr an Mitteln, um den Entbehrungen und dem Mangel zu steuern, die bisher so viel Mißmuth erregt hatten. Auch war von diesen Truppen nichts Gemeines zu erwarten, da sie, indem sie größtentheils zu dem Hause des Königs gehörten, den Kern der französischen Kriegsmacht ausmachten. So schilderte sie der Marschall selbst. Als er nach seiner Ankunft, umgeben von mehr als 800 Offizieren, zu Augsburg dem Kurfürsten vorgestellt wurde, sprach er zu ihm: „Sehen sie hier, gnädigster Herr, diese unüberwindliche Armee, welche Landau genommen, die Feinde bei Speyerbach geschlagen und die Linien trotz alles Widerstandes gebrochen hat, die Sie in den Stand setzen wird, Ihren Zweck zu erreichen, und die durch ihre Tapferkeit alle Schwierigkeiten überwinden wird". Zugleich übernahm Tallard das Kommando über die sämmtlichen französischen Truppen, da Villars, mit dem sich der Kurfürst nicht vertragen konnte, früher schon abgegangen war.

Sobald die Vereinigung geschehen war, brach das Heer

(6. August) im Gefühle seiner verstärkten Kraft aus dem Lager bei Augsburg auf und bewegte sich gegen die Donau, in der Absicht, den Prinzen Eugen, der mit seinem Corps in der Herrschaft Heidenheim stand, zu überfallen und vereinzelt aufzureiben. Dieses Vorhaben entging dem Herzoge von Marlborough nicht. Nachdem er zuvor schon die Stellung bei Friedberg verlassen hatte, zog er auf dem rechten Ufer des Lechs herunter, sandte den Markgrafen Ludwig von Baden ab, um Ingolstadt zu belagern, und ging am 11. August bei Donauwörth über die Donau, da denn in der folgenden Nacht der Prinz Eugen sich an ihn anschloß. An demselben Tage war die feindliche Macht bei Lauingen über die Donau gezogen. Beide Heere standen einander gegenüber. Allenthalben bemerkte man die Vorzeichen einer großen Schlacht.

Die Franzosen und Bayern hatten indessen ihren wichtigsten Vortheil schon verloren, indem es ihnen mißlungen war, den Prinzen Eugen vor seiner Vereinigung mit Marlborough anzufallen. Auch forderte sie kein Interesse auf, jetzt, wo die ganze feindliche Macht vereinigt war, sich gegen dieselbe zu versuchen, und damit das Schicksal von Deutschland von den Resultaten eines Tages abhängig zu machen. Die Verbündeten dagegen durften nicht säumen, den Feind anzugreifen, weil zu besorgen war, daß der Marschall Villeroi sich vom Oberrhein her mit Tallard vereinigte, in welchem Falle ein solches Mißverhältniß der gegenseitigen Kräfte entstand, daß für jene alle Hoffnung, in offener Schlacht zu siegen, unterging. Waren sie aber auf solche Weise auf die bloße Vertheidigung zurückgebracht, so hing es von dem Feinde ab, sich zum Meister von ganz Schwaben zu machen und alle Hülfsmittel, die dieses reiche Land darbietet, für sich zu benutzen. Zugleich marschirte er dem Feldmarschall Grafen von Nassau-Weilburg, der mit einem schwachen kaiserlichen Corps am Oberrhein stand, in den Rücken, und schnitt die Verbindungen von Philippsburg und Mainz mit der Armee an der Donau ab. Die

Betrachtung dieser Umstände konnte die Befehlshaber der alliirten Macht um so mehr zum ungesäumten Angriff bestimmen, da der frohe Muth zum Streiten das ganze Heer erfüllte und Offiziere und Gemeine mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, in dem sie dem verhaßten Feinde unter das Gesicht treten sollten.

Indessen bot die Stellung des letztern einem Angriffe nicht geringe Schwierigkeiten dar. Der rechte Flügel lehnte sich nämlich bei Blindheim an die Donau. Von diesem Dorfe, das sehr stark besetzt und mit Pallisaden umzäunt war, und in dem der Marschall Tallard sein Hauptquartier hatte, zog sich das Lager gegen Norden, wo es in emporsteigendem Gelände an einen Wald anschloß. Hier stand der linke Flügel, und an seiner Spitze, in dem Dorfe Sondern, der Kurfürst. Vor der Fronte zog sich ein Bach hin, der wegen seiner sumpfigen Ufer nicht leicht zu überschreiten war; überdies bildete das Terrain, auf dem sich das Lager befand, eine ansehnliche Erhöhung, so daß der Feind, der es angreifen wollte, aus der Tiefe operiren mußte. Die französisch-bayerische Armee bestand aus 82 Bataillons und 146 Escadrons, mit 90 Kanonen. Die Macht der Verbündeten aber, die beträchtlich schwächer war, betrug 66 Bataillons und 178 Escadrons, mit 50 Kanonen.

Am 12. August nahmen die beiden Oberbefehlshaber des verbündeten Heeres, das sich zwischen Münster und Appetzhofen gelagert hatte, an der Spitze von 28 Escadrons eine Rekognoscirung der feindlichen Stellung vor; zugleich wurden an mehreren Orten Brücken über den kleinen Fluß Kessel geschlagen und die Wege ausgebessert, weil man die Absicht hatte, an diesem Tage mit der Armee näher gegen den Feind anzurücken. Dieses Vorhaben konnte aber nicht ausgeführt werden, indem auch der letztere in voller Bewegung war, um den Anrückenden zu widerstehen. Man beschränkte sich deshalb darauf, die Arbeiten vor der Fronte der Stellung fortzusetzen und dem Heere den Weg zum allgemeinen Angriffe zu bahnen, der an dem folgenden Tage

ausgeführt werden sollte. Das Gepäck der Armee wurde nach Rietlingen bei Donauwörth zurückgeschickt.

Eine Stunde nach Mitternacht ertönte der Schall der Trommeln durch das ganze Lager der Verbündeten. Um 3 Uhr setzte sich das Heer in Bewegung. Dasselbe war in 8 Kolonnen eingetheilt; jeder Flügel bestand aus 2 Infanterie- und eben so viel Kavaleriekolonnen. Den linken Flügel bildeten, unter dem Herzoge von Marlborough, die Engländer, Holländer und Hessen, in 48 Bataillons und 86 Escadrons; den rechten, unter dem Prinzen Eugen, die österreichischen, preußischen, dänischen und Reichstruppen, in 18 Bataillons und 92 Escadrons. Nachdem die Armee über den Kessel gegangen und Dapfheim erreicht hatte, formirte der General Wilkes, der in diesem Dorfe gestanden hatte, mit den von ihm befehligten 2 Bataillons Hessen und 15 Escadrons die 9. Kolonne; die vorangeschickten Avantgarden aber rückten wieder in ihre Regimenter ein. Alles bewegte sich in der Richtung gegen Schwenningen. Zwischen diesem Dorfe und dem Walde wurde Halt gemacht. Auf einer Anhöhe versammelten die beiden Oberbefehlshaber die Generale um sich und ertheilten ihnen die Dispositionen zum Angriffe. Es war Morgens 6 Uhr. In dem feindlichen Lager gerieth Alles in Bewegung. Es fielen 2 Kanonenschüsse, um die Fourageurs einzurufen. Die ganze Armee stellte sich unter das Gewehr. Die Anrückenden waren mittlerweile bis in die Ebene gekommen, die sich längs dem Bach hinzog, der die feindliche Stellung deckte.

Während der General Wilkes auf dem äußeren Saum des linken Flügels vorrückte, um 2 Mühlen bei Blindheim, die der Feind stark besetzt hatte, anzugreifen, nahmen die Spitzen der Kolonnen ihren Weg gegen den Bach. Der Uebergang über denselben bot große Schwierigkeiten dar. Das Wasser war überall ausgetreten: an mehreren Stellen des Ufers zogen sich große Moräste hin. Man war genöthigt, im Angesichte des Feindes 5 Brücken zu schlagen und durch Faschinen einige sumpfige Punkte trocken zu legen.

Dies Geschäft suchte der Feind zu hindern, indem er eine lebhafte Kanonade begann, die jedoch wenig Schaden verursachte und von den Verbündeten mit gutem Erfolge erwiedert wurde. Es dauerte bis 1 Uhr Nachmittags, bis alle Zubereitungen vollendet und sämmtliche Bestandtheile des Heeres in Schlachtordnung angereiht waren, und nun gaben die Befehlshaber das Zeichen zum allgemeinen Angriffe.

Der General Wilkes fiel mit 6 englischen Bataillons und 4 Bataillons Hessen zuerst auf den Feind, griff die beiden Mühlen bei Blindheim muthig an und nahm sie in Besitz. Sogleich wird stürmend auf das Dorf selbst vorgerückt. Man kommt bis an die Pallisaden und schlägt sich mit den Säbeln. Aber das Feuer der Franzosen treibt die Angreifenden zurück; ihre Reiterei, die mit Ungestüm die Weichenden verfolgt, bringt Angst und Verderben in ihre Reihen. Doch die Hessen wenden wieder um, stellen sich in Schlachtordnung und empfangen ihre Verfolger mit einem heftigen Feuer. Der Feind ergreift die Flucht. Fünf englische Escadrons verfolgen ihn und setzen über den Bach. Frische französische Brigaden eilen herbei und drängen die Engländer über den Bach zurück. Da stehen abermals die Hessen unerschütterlich wie die Felsen; an ihnen bricht das Ungestüm des Feindes. Er weicht in Unordnung. Zwei englische Brigaden vereinigen sich mit den Hessen und greifen Blindheim auf der linken Seite an. Viermal wird gestürmt, aber die höchste Tapferkeit vermag nichts gegen die Vortheile der feindlichen Stellung. Dies wiederholte Vorrücken und Zurückweichen hatte beiden Theilen eine Menge braver Krieger gekostet; das Schlachtfeld war mit Todten und Verwundeten bedeckt.

Nun gab Marlborough Befehl, daß die Reiterei anrücken sollte. Sie bricht durch die Reihen des Fußvolkes hervor. Sobald die französische Kavalerie sie erblickt, fällt sie von ihren Anhöhen herab und macht einen ungestümen Angriff auf sie. Zugleich wirkt das Feuer des französischen Fußvolkes zerstörend auf ihre Flanke. Sie

kommt in Unordnung, und ihre erste Linie zieht sich wieder über den Bach zurück. Zweifelhaft schwankt in diesem Augenblicke das Schicksal des Tages. Aber wie ein rettender Gott eilt der lüneburgische General von Bülow an der Spitze von 3 Dragoner-Regimentern herbei, stürzt auf die feindliche Reiterei, wirft sie mit großem Verluste über den Bach zurück und treibt sie bis an die Gärten von Blindheim. Der Anblick dieser muthigen That gibt der übrigen Reiterei neue Zuversicht. Sie bildet sich wieder in Schlachtordnung, greift die feindliche Kavalerie abermals an und bringt sie nach hartnäckigem Widerstande zum Weichen. Das ganze Heer der Verbündeten rückt vor; der Sieg scheint sich auf ihre Seite zu neigen. Tallard, unerschrocken in der Gefahr und durch sie nur zu größeren Anstrengungen erregt, führt 10 Bataillons zur Unterstützung seiner Kavalerie herbei. Ihr Feuer bringt den Feind abermals zum Weichen. Da tritt Marlborough an die Spitze von 6 hannoveranischen und hessischen Bataillons und greift mit großer Kühnheit die feindliche Infanterie an. Aber die Tapferkeit dieser Kerntruppen und ihre Ueberzahl machen seine Anstrengungen unnütz. Das Glück lächelt auf's Neue dem Feinde. In diesem verhängnißvollen Moment sprengt der deutsche Held, Friedrich, Erbprinz von Hessen-Kassel, mit der Kavalerie heran. Das Feuer des feindlichen Fußvolkes hält ihn einige Augenblicke auf. Aber mit edler Todesverachtung stürmt er vorwärts auf die französische Reiterei, trennt ihre Escadrons und treibt sie in eine wilde Flucht. Während diese flieht, stürzt er auf die besagten 10 Bataillons. Der größte Theil von ihnen wird niedergehauen. Indeß sammelt die fliehende Reiterei sich wieder. Abermals fällt der Erbprinz von Hessen-Kassel über sie her. Sie gibt den Tag verloren. Alles eilt der Brücke zu, die zwischen Blindheim und Höchstädt über die Donau geschlag'en war, um sich auf das jenseitige Ufer zu retten. Unaufhaltsam dringen die Sieger auf die Geschlagenen ein. Die Brücke faßt die Menge der Fliehenden nicht; viele von ihnen, be-

sonders von dem schönen Corps der Gendarmes, werden in den Strom gesprengt und von den Fluthen verschlungen.

Tallard, indem er die Reiterei weichen sieht, strengt alle seine Kräfte an, sie wieder zu sammeln und zum Stehen zu bringen. Aber darüber verliert er die Zeit zu seiner Rettung. Er wird verwundet und bei einer Mühle unweit Sondern von dem nacheilenden Feinde eingeholt. Der hessische Obristlieutenant von Boyneburg stößt auf ihn, und ob er gleich schlecht gekleidet war, erkennt er ihn an seiner Dekoration. Er fordert ihm den Degen ab. Umsonst bietet Tallard dem braven Krieger seine Geldbörse, seine Ordenszeichen und sein Pferd an. „Nicht um Ihr Gold", erwiederte derselbe, „ist es mir zu thun, sondern um Ihre Person." Man bringt den Gefangenen zu dem Erbprinzen Friedrich. Dieser empfängt ihn auf eine edle Art. „Ich beklage Ihr Unglück, Herr Marschall", sprach er, „aber haben Sie Geduld und gedenken Sie, daß hier die Niederlage bei Speyerbach gerächt worden."

Während diese blutigen Kämpfe die Umgegend von Blindheim mit Grauen erfüllten, stritt der General, Prinz von Holstein-Beck, gegen den Mittelpunkt der feindlichen Stellung, welchen der Marschall Marsin befehligte. Der Angriff des Prinzen war gegen das Dorf Oberklau gerichtet. Er ging an der Spitze von 10 Bataillons ohne Schwierigkeiten über den Bach; aber sobald er jenseits war, rückte die feindliche Uebermacht ihm entgegen, warf seine Brigade über den Haufen und trieb sie wieder über den Bach zurück. Das Goorische Regiment wurde fast ganz zusammengehauen; der Prinz aber hatte das Unglück, verwundet und gefangen zu werden. Einige Escadrons dänischer und hannoveranischer Reiter flogen herbei, um die Bedrängten zu unterstützen; aber sie theilten mit ihnen gleiches Schicksal. Unterdessen ward die Niederlage des Feindes auf seinem rechten Flügel vollendet. Marlborough eilte sogleich dem Mittelpunkte zu, sammelte die Geschlagenen, verstärkte sie mit einigen Escadrons Reiterei

und führte sie wieder über den Bach, der feindlichen Stellung entgegen. Man machte eine einzige Abfeuerung und schritt dann mit gefälltem Bajonnet vorwärts. Die Franzosen, vom Schicksal ihrer Kameraden unterrichtet, räumten das Feld. Aber ihr Rückzug glich keiner Flucht; geschlossen und mit fester Haltung verließen sie die Stätte, die sie so ruhmvoll vertheidigt hatten.

Gegen den linken Flügel des Feindes, auf dem der Kurfürst mit seinen tapferen und kraftvollen Bayern stand, hatte unterdessen der Prinz Eugen gekämpft. Seine beiden Infanteriekolonnen, die aus 7 Bataillons Dänen und 11 Bataillons Preußen bestanden, führte der berühmte deutsche Held, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau an, die Reiterei aber, die gleichfalls in zwei Heersäulen marschirte und 92 Escadrons stark war, befehligte der Prinz Georg August von Hannover und der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg. In zwei Linien rückte diese ganze Macht, rechts die Infanterie und links die Kavalerie, über den Bach, und dann durch einen lichten Wald, in der Richtung gegen Lutzingen vor. Diese Bewegung war wegen des durchschnittenen und unebenen Bodens sehr mühsam; auch wurden die Anrückenden von den feindlichen Kanonen lebhaft beschossen. Dem ungeachtet schritt man zum Angriffe, nachdem das Gefecht auf dem rechten Flügel begonnen hatte. Der Fürst Leopold mit seinen Preußen und der General von Scholten an der Spitze der Dänen rükken in kühner Haltung vor, formiren sich, nachdem sie über einen breiten und tiefen Graben gegangen waren, auf einer Wiese im Angesicht der ersten Linie des Feindes, stürzen nach einigen lebhaften Abfeuerungen auf sie los und werfen sie zurück. Aber in demselben Augenblicke unterliegt die Kavalerie der Heftigkeit des feindlichen Feuers und wendet um. Dadurch wird die Flanke des Fußvolks entblößt; diesen Umstand meisterhaft benützend, stürmt die Garde des Kurfürsten, unterstützt von einigen anderen Regimentern, herbei, macht einen ungestümen Angriff, bringt zwei Ba-

taillons in gänzliche Unordnung, und treibt die übrigen wieder bis an den Wald zurück. Unterdessen hatte sich die Reiterei abermals angereiht. Sie stellt sich den Feinden entgegen. Dadurch gewinnen die fliehenden Bataillons Zeit, sich zu sammeln. Der Fürst Leopold ergreift selbst eine Fahne, und stellt sich an ihre Spitze. Mit neuer Zuversicht erfüllt, folgen ihm seine Preußen nach. Man dringt wieder über den Graben bis auf die Wiese vor, und schlägt überall den Feind zurück. Zwar wird die Reiterei abermals zu einer retrograden Bewegung genöthigt. Demungeachtet behauptet der Fürst Leopold das Feld und stellt das Heer auf demselben in Schlachtordnung.

Der Feind hatte sich in seine alte Stellung zurückgezogen. Ein fürchterliches Kanonenfeuer sprühte von der Höhe von Lutzingen herab. Da befahl der Prinz Eugen, daß ein allgemeiner Angriff gemacht, und das Dorf und die Batterien um jeden Preis genommen werden sollten. Festen Schrittes und mit gefälltem Bajonette rückten die Preußen gegen Lutzingen heran. Der Feind war ihnen bei weitem an Zahl überlegen; seine Stellung schien unangreifbar, demungeachtet widerstand er der kühnen Tapferkeit des Volkes nicht, das der Fürst Leopold anführte. Die Höhe und das Dorf wurde genommen, während das letztere, von den weichenden Bayern angezündet, in Flammen stand. Mehrere Kanonen fielen den Siegern in die Hände. Zu gleicher Zeit waren die Dänen rechts von dem Dorfe vorgerückt, und hatten sich des dortigen Waldes bemächtigt. Der Feind zog sich gegen Mörschlingen zurück, ohne daß die Sieger, da es ihnen an Kavalerie fehlte, ihn lebhaft verfolgen konnten. Bald kam aber die letztere, von dem Prinz Eugen angeführt, herbei, und vollendete die Niederlage. Die Geschlagenen nahmen ihren Weg gegen Dillingen und Lauingen. Sie wurden bis jenseits Mörschlingen verfolgt, wo das siegende Heer, durch enge Wege und Sümpfe in seinem Zuge gehemmt, die Nacht über stehen blieb. Indessen war der Triumph auf dieser Seite nicht so

glänzend, als auf dem linken Flügel. Denn die Bayern hatten mit bewunderswürdiger Tapferkeit gefochten; das Beispiel und die zweckmäßigen Anordnungen des Kurfürsten erhielten auf allen Punkten Muth und Ordnung; auch der Rückzug wurde mit Festigkeit und ohne sehr großen Verlust gemacht. Um gegen ein so treues und tapferes Heer den Sieg zu erringen, bedurfte es eines Anführers von Eugens Geist und Besonnenheit. Dieser große Feldherr legte selbst das Geständniß ab: „Der Widerstand des Feindes und des Kurfürsten sey über alle Erwartung gewesen, und ohne die groben Fehler des Tallard würde dieser Tag für Deutschland, für die österreichische Monarchie, vielleicht für ganz Europa entscheidend gewesen seyn".

So waren denn beide Flügel der feindlichen Armee geschlagen; aber noch standen 27 Bataillons Infanterie und 13 Escadrons Dragoner hinter den Pallisaden und Wehren von Blindheim. Der General von Clerambault, der auf diesem Punkte befehligte, bemerkte, als er die Reiterei des rechten Flügels fliehen sah, die Gefahr seiner Stellung, suchte eine Fuhrt durch die Donau, und fand in dem Strome seinen Tod. Bald sah der General Blansac, der nun an die Spitze dieses Heerhaufens trat, sich von allen Seiten abgeschnitten. Die Infanterie der Verbündeten rückte herbei; die französischen Vorwachen waren genöthigt, sich in das Dorf zurückzuziehen. Da sammelte der Herr von Siviere die Regimenter Provence und Artois und mehrere Freiwillige um sich, jagte die Andringenden, mit dem Degen in der Hand, bis zu ihrer Kavalerie zurück, und marschirte dann wieder Schritt vor Schritt in das Dorf. Die besagten beiden Regimenter, dann Navarra und Languedoc erwiesen einen unerschütterlichen Muth, und erklärten, daß sie an die Spitze des gesammten Corps treten, und sich durch den Feind durchhauen wollten. Indessen schickte Marlborough einen gefangenen Offizier, den Herrn Desnovilles, um die Eingeschlossenen zur Ergebung aufzufordern. Von Blansac nahm das Anerbieten an. Umsonst

zürnten und murrten die alten Soldaten über solchen Schimpf. Die vom Regiment Navarra zerschlugen ihre Gewehre und zerrissen ihre Fahnen. Seviere und Joury ließen sich lieber entwaffnen, als daß sie die Artikel der Uebergabe unterschrieben hätten. Das gesammte Corps fiel in Kriegsgefangenschaft. Von Blansac ging das Gerücht, daß an seinem Betragen Verrätherei noch mehr Antheil gehabt habe, als Feigheit.

So war denn diese „unüberwindliche Armee" nicht mehr. 18,000 todte und verwundete Feinde fanden die Sieger auf dem Schlachtfelde. Unter den ersteren waren die Generallieutenants v. Surlauben und v. Sarsfield, die Generalmajore v. Clerambault, v. Blainville und v. Bertilly, die Brigadiers v. la Baume, v. Maisoncelle und v. Marillac, die Obristen v. Brandeville, v. Chabrilant, v. Broc, v. Albaret und noch viele andere Offiziere. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 20,800 Mann. Unter diesen befand sich der Marschall v. Tallard und sein Sohn, der Generallieutenant v. Marivaux, die Generalmajore Marquis v. Valseme und v. Blansac, die Brigadiers v. Montperoux, la Valliere, v. Croissy, Ameny, la Mezelieu und v. Septville, die Obristen v. Jolly, v. Sully, v. St. Second, v. Signey, v. Ligendez, v. Vasse, v. St. Pouange, v. Montfort, v. Lionne, v. Tavannes, v. Jouy, v. Sauveboeuf und v. Orival, im Ganzen 818 Offiziere. Dieser Verlust vermehrte sich noch sehr auf der Flucht der Geschlagenen, indem viele Verwundete in den Spitälern verlassen werden mußten, oder durch Hitze und Mangel auf dem Wege umkamen, von den Bayern aber die meisten, nach Hinwegwerfung ihrer Waffen, in ihr Vaterland zurückkehrten, so daß von der anfänglich über 60,000 Mann starken vereinigten Armee kaum 17,000 Mann über den Rhein zurückkamen.

Eine unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände. 40 Kanonen, 24 Mörser, 129 Fahnen, 171 Standarten, 17

Paar Pauken, sämmtliche Kriegskassen, 3600 Zelte, 15 Schiffbrücken, 5400 Munitions- und Proviantwagen, 34 Kutschen (in welchen lauter französische Damen saßen), und 334 mit zum Theil kostbarem Geräthe beladene Maulthiere — waren der Preis dieses ruhmvollen Tages.

Bei dem hartnäckigen Widerstande, den die Franzosen und die Bayern in der Schlacht geleistet haben, und bei den wiederholten Angriffen, die von den Verbündeten auf die mit Kanonen umgürtete Fronte der feindlichen Stellung gemacht worden waren, mußte nothwendig auch der Verlust der Sieger sehr beträchtlich seyn, wie sie denn auf beiden Flügeln 4485 Todte, 7323 Verwundete und 273 Vermißte eingebüßt haben. Unter den ersteren befanden sich die Generale Wilkes und von Bielke und die Obristen von Kailer, Graf von Blumenthal, von Thaler und von Oedelschwing. Unter den Verwundeten aber waren der Herzog von Würtemberg, der Prinz von Holstein-Plön und der Obrist von Bretow. Die letzteren, die Verwundeten, wurden theils nach Nördlingen, theils nach Donauwörth gebracht, und daselbst verbunden; aber auch von ihnen wurden später noch sehr viele Opfer des Todes.

In die Gefangenen theilten sich die Oesterreicher und die Engländer und Holländer zu gleichen Theilen, und so wurden sie auch in die Heimath dieser Nationen abgeführt. Tallard nahm unter einer starken Bedeckung seinen Weg über Nördlingen und Hanau nach Holland, von wo er nach England übergeschifft wurde. Er verweilte daselbst bis in das Jahr 1711 und genoß nicht nur unbeschränkte persönliche Freiheit, sondern wußte sich auch einen bedeutenden Einfluß am Hofe und auf die Königin Anna zu verschaffen, wodurch es ihm gelang, Marlborough und seine Partei zu stürzen und England dahin zu bewegen, daß es einen Separatvertrag mit Frankreich schloß, wodurch der allgemeine Friede vorbereitet wurde. Sein Vaterland belohnte dieses Verdienst, indem es ihm nach seiner Zurückkunft die herzogliche Würde verlieh.

Auf dem Schlachtfelde von Höchstädt hatte er sich desto weniger Ansprüche auf Dank und Belohnung erworben; denn das Unglück dieses Tages und die Vernichtung der schönen Armee, die er befehligte, fällt beinahe ausschließend der Zweckwidrigkeit seiner Maßregeln zur Last. Schon dadurch legte er den Grund zu der folgenden verheerenden Niederlage, daß er die Vereinigung des Prinzen Eugen mit dem General Marlborough, die er durch Wachsamkeit und rasche Thätigkeit hindern konnte, geschehen ließ. Denn dadurch wurden die Kräfte des Feindes koncentrirt, und er kam in die Nothwendigkeit, das Schicksal seiner gesammten Macht an die Entscheidung eines Tages zu knüpfen. Gelang es ihm aber, das schwache Corps des Prinzen Eugen vereinzelt anzugreifen, und wie seine Ueberlegenheit hoffen ließ, zu schlagen, so war Marlborough genöthigt, sich vor ihm zurück zu ziehen, und Deutschland vom Rhein bis an den Inn war seine Eroberung. Indessen schienen, auch nachdem diese Vereinigung geschehen war, die Vortheile seiner Stellung, der Charakter seiner Truppen, und sein Ueberfluß an physischen Mitteln, ihm noch immer den Sieg zu verbürgen; aber er versäumte beinahe Alles, was nöthig war, um sich desselben zu versichern. Statt die Verbündeten mit Kühnheit anzugreifen, während sie sich zur Schlacht rüsteten, ergriff er die Partie der bloßen Vertheidigung. Die Zugänge zu seiner Stellung waren nur auf einzelnen Punkten künstlich verwahrt: auch wurde der Feind, als er sich die Wege über die Moräste und Gräben bahnte, nicht thätig genug in seinem Beginnen gehindert. Der Kern des Heeres wurde in die Dörfer Blindheim und Oberklau gelegt, und dadurch die in der Schlachtordnung gegen den Feind wirkende Macht unnützer Weise geschwächt. Ueberdies hatte man versäumt, auf dem ersteren Posten Kanonen aufzupflanzen, durch deren seitwärts streichendes Feuer den Verbündeten großer Schaden zugefügt worden wäre. Auch blieb die Kavalerie auf der Höhe zu lange unthätig, wodurch der Feind Zeit ge-

wann, sich fest zu setzen und zu verstärken. Desgleichen gereicht es dem Marschall Marsin zum Vorwurfe, daß er, als Tallard in's Gedränge kam, keine Bewegung machte, um ihn zu unterstützen, was er um so eher thun konnte, da der linke Flügel lange dem Feinde überlegen blieb. Ohne diese unverzeihlichen Fehler wäre das Resultat des Tages unfehlbar ein anderes geworden; wenigstens würde ohne sie keine so große und schimpfliche Niederlage erfolgt seyn. Indessen fällt auch nicht der mindeste Vorwurf auf den Kurfürsten. Alle seine Anstalten waren zweckmäßig; überall zeigte er die Vorsicht, die Klugheit und die Tapferkeit eines erprobten Generals; mit Löwenmuth focht sein Heer; lange war der Sieg zweifelhaft. Aber als Tallard in die Flucht geschlagen war, konnte er sich nicht mehr halten. Doch erwarb er sich da noch den Ruhm eines geordneten und mit geringem Verlust verbundenen Rückzugs.

Jubel und Freude erfüllte das Lager der Sieger an dem Abend dieses schönen Tages. Auf allen Seiten flogen die Eilboten aus, um den verbündeten Königen und Fürsten zu verkünden, wie wundersam Gott ihre Waffen gesegnet. Am vierten Tage nach der Schlacht feierte die Armee auf der Wahlstatt ein frommes Dankfest; am Schlusse desselben wurden alle Kanonen gelöst. Ganz Deutschland ertönte von dem frohen Triumphgeschrei. In Wien, London, Berlin, Haag und Kopenhagen beging man den Sieg mit glänzenden Feierlichkeiten. In ganz England und Holland wurden Feste angeordnet. Die Helden, unter deren Leitung der stolze Feind diese Demüthigung erlitten, empfingen von ihren Regenten die größten Auszeichnungen. Vor allen aber war, wie es sich auch gebührte, Marlboroughs Name gefeiert. Der Kaiser ertheilte ihm die reichsfürstliche Würde, ernannte ihn zu seinem Feldmarschall, und ließ ihm durch seinen Prinzen, den römischen König Joseph, einen kostbaren Degen und einen mit vielen Diamanten besetzten Marschallsstab einhändigen.

In Paris hatte der dortige lothringische Resident die

erste Zeitung von der Niederlage bei Höchstädt empfangen. Aber die französische Eitelkeit hielt die Sache für unmöglich, und erklärte ihn für einen Rasenden. Doch frühe genug erfolgte die Bestätigung, und man konnte es sich nicht mehr verhehlen, daß das Unglück noch größer sey, als die ersten Nachrichten angegeben hatten. Schrecken und Trauer erfüllten die Hauptstadt und die Provinzen. Es gab wenige vornehme Familien, die nicht den Verlust eines Todten oder Gefangenen zu beklagen hatten. Man schlug die Jahrbücher des Reichs nach, und bemerkte, daß seit dem unglücklichen Tage bei St. Quentin (10. August 1557), da der Connétable von Montmorency von dem Herzoge von Savoyen besiegt worden, kein ähnlicher verheerender Schlag die französische Macht getroffen. Umsonst suchte die Regierung die Nation zu beruhigen, indem sie bekannt machte, daß die ersten Gerüchte von der Niederlage übertrieben gewesen seyen. Der König war äußerst entrüstet über die, welche er für die Ursache des Unglücks hielt. Der alte Marschall Catinat aber fiel in Ungnade, weil er dem Monarchen in's Gesicht sagte: „man hätte dem Gutachten der Kriegsräthe folgen, und diese Blüthe der französischen Macht nicht auf die Schlachtbank nach Bayern liefern sollen". Um die auf solche Weise entstandene Lücke in der Armee zu ergänzen, und den Osten des Reichs gegen das Andringen des Feindes sicher zu stellen, wurde die Aushebung von 60 neuen Infanterieregimentern, mit der verhältnißmäßigen Reiterei, und die Aufstellung einer Landwehr verfügt. Auch erhielt der Herzog von Feuillade, der in Savoyen stand, Befehl, mit seinem Corps das königliche Herr am Oberrheine zu verstärken.

Die Trümmer der französischen und bayerischen Armee nahmen von dem Schlachtfelde, das durch ihre Niederlage so denkwürdig geworden, ihren Marsch längst der Donau hinauf nach Ulm, zogen hier die Besatzung von Augsburg, Memmingen, Kaufbeuren und anderen Orten an sich, und schlugen dann über Tuttlingen den Weg nach dem Schwarzwalde ein. Ueberall sahen sie sich von dem ent-

rüsteten Landvolke angegriffen, dessen Zorn durch die von ihnen angerichteten Verwüstungen noch vermehrt wurde. Um ihren Rückzug zu sichern, ging ihnen der Marschall von Villeroi über Hornberg und St. Georgen entgegen, vereinigte sich mit ihnen bei Donaueschingen (25. August) und führte dann, was sich noch aus dem verderblichen Sturm gerettet hatte, über den Rhein hinüber. Bei dem Anblicke des Stroms erklärten die wenigen Soldaten, die noch von dem bayerischen Heere übrig waren, daß sie sich außer den Grenzen Deutschlands durchaus zu keinem Dienst verpflichtet halten; worauf der Kurfürst den Befehl ertheilte, daß sie entwaffnet, und als Gefangene der Armee nachgeführt werden sollten.

Das Heer der Verbündeten ging, nachdem es einige Tage auf dem Schlachtfelde gerastet und sich zu neuen Unternehmungen vorbereitet hatte, über Gundelfingen und Ober-Elchingen an der Donau hinauf und lagerte sich in den Umgebungen von Ulm. Hier vereinigte sich der Markgraf Ludwig von Baden, nachdem er die Einschließung von Ingolstadt den Generalen von Herbeville und von Auffäß überlassen hatte, mit demselben. Am 27. August brach die gesammte Macht in 3 Kolonnen auf, und bewegte sich auf den durch Würtemberg führenden Straßen gegen Bruchsal. Der General von Thüngen blieb mit 12,000 Mann vor Ulm zurück, welche Stadt sich ihm am 10. September ergab. Die Armee aber ging über den Rhein, belagerte Landau und wurde am 26. November Meister dieses wichtigen Platzes. An der Donau hatten unterdessen Regensburg, Straubing, Passau und Kehlheim den Verbündeten die Thore geöffnet; Marlborough aber breitete sich jenseits des Rheins bis an die Mosel aus, und hielt am 29. November seinen Einzug in Trier. Wenige Tage später ergab sich Trarbach an den Erbprinzen von Hessen-Kassel.

Das Schicksal der bayerischen Lande konnte, da sie im Rücken der siegenden Armee lagen, und nur durch eine sehr schwache Kriegsmacht gedeckt waren, nicht mehr zweifelhaft

seyn. Indessen suchte der Kurfürst wenigstens vor der Hand für seine Familie zu retten, was ihm selbst das Unglück so grausam entrissen hatte. Er schickte seine Gemahlin Theresia Kunigunde, eine Tochter Königs Johann Sobiesky von Polen, die ihm auf seiner Flucht bis in den Schwarzwald gefolgt war, wieder zurück, nachdem er ihr „unbeschränkte Vollmacht" ertheilt hatte, „während seiner Abwesenheit die Regierung zu führen, und Alles zu handeln und zu schließen, was sie ihr und dem Lande für das Beste erachten würde". Es wurden sowohl von ihr, als auch von den bayerischen Landständen verschiedene Schritte gemacht, um den zürnenden Sieger zu besänftigen, aber sie mußte sich endlich doch gefallen lassen, den Traktat von Ilbersheim zu unterzeichnen, den ihr der römische König Joseph, der eben damals Landau einschloß, diktirte. Vermöge desselben sollten alle festen Plätze in und außer Bayern, die von kurfürstlichen Truppen besetzt waren, mit ihren sämmtlichen Vorräthen, dem Kaiser eingeräumt, und alles Kriegsvolk, bis auf eine Leibwache von 400 Mann abgedankt werden. Das Rentamt München, mit Ausnahme von Ingolstadt, Rain, Wembdingen und Donauwörth, sollte der Kurfürstin bleiben, alles übrige Land aber zur Disposition des Kaisers seyn. — Mit Strenge wurde der Vertrag vollzogen. Es erschien der Graf von Löwenstein-Wertheim als kaiserlicher Statthalter in Bayern, und empfing die Huldigung von den Unterthanen. Der Gesandte des Kurfürsten am Reichstage war, so wie der kurkölnische, zuvor schon verwiesen worden. Zahlreiche kaiserliche Heerabtheilungen zogen in das Land, und nahmen in demselben die Winterquartiere. Die Kurfürstin begab sich zu ihrer Mutter, der verwittweten Königin von Polen nach Venedig.

Die kaiserliche Landesverwaltung übte die Rechte des Eroberers in ihrer ganzen Strenge gegen die Bayern aus, steckte ihre Jünglinge unter ihre Regimenter, und forderte ungeheure Abgaben von ihnen, die sie um so weniger zu lei-

sten im Stande waren, da das Land schon seit mehreren Jahren den Launen des Regenten und dem Unglück der Zeit so große Opfer gebracht hatte. Dadurch wurde die Erbitterung allgemein, und auch der Kurfürst säumte nicht, durch geheime Einflüsse sie immer mehr zu erregen. Die Verzweifelten, einige tapfere und entschlossene Männer an ihrer Spitze, entwarfen Plane, wie das Joch der verhaßten Fremdlinge abzuwerfen sey; aber da es ihnen nicht gelang, die Verschwörung hinreichend zu verbergen, so ertheilten sie selbst dem Eroberer die Berechtigung, noch härter zu verfahren. Schon der erste Verdacht war hinreichend gewesen, der Kurfürstin die Rückkehr in das Land zu verwehren. Nun ging man aber noch weiter. Die ganze bayerische Nation wurde entwaffnet, die Verdächtigen verhaftet, München besetzt, die dortigen Festungswerke niedergerissen, die kaiserliche Kriegsmacht im Lande verstärkt, und der Druck der Unterthanen verdoppelt. Aber in demselben Verhältnisse stieg auch die Erbitterung der Gemüther. Im November (1705) brach die Empörung in einigen Gemeinden der oberen Pfalz aus. Bald mehrte sich der erste kleine Haufe, indem das Landvolk allenthalben sich erhob und viele verabschiedete bayerische Offiziere und Soldaten seinen Muth anfeuerten und seine Bewegungen leiteten. Es fiel Burghausen, Braunau, Scharding und alles Land zwischen dem Inn und der Isar in die Hände der Empörer. Von da breitete sich das Feuer an die Donau und endlich nach Oberbayern aus, ohne daß die Vortheile, welche die Kaiserlichen über einzelne Haufen erfochten, und die Grausamkeit, womit sie die Gefangenen behandelten, es zu dämpfen vermocht hätten. Aber die blutige Niederlage, welche die Bauern vor den Thoren von München erlitten, und dann der noch härtere Schlag, der sie bei Vilshofen getroffen, zertrümmerte ihre Macht und vernichtete ihre Hoffnungen, wie denn in diesen beiden Treffen ihrer gegen 9000 unter dem feindlichen Schwerte gefallen sind. Ueberall flohen die Ueberbliebenen in ihre Wohnungen zurück, und alle Städte

unterwarfen sich den Siegern. Aber es war in diesem Aufstande viel Blut umsonst vergossen worden, und schrecklich hatten die Oesterreicher durch Brand, Plünderung und Verheerung die Schuldigen und Unschuldigen verfolgt. Viele, zum Theil Leute von Rang und Ansehen, die sich des Aufruhrs theilhaftig gemacht, starben, nach Unterdrückung desselben unter der Hand des Henkers; andere wurden zu ewiger Gefangenschaft abgeführt. Die österreichische Regierung aber glaubte sich Alles gegen ein Volk erlauben zu dürfen, das ihre Rache so sehr gereizt hatte.

Joseph I., der unterdessen nach dem Tode seines Vaters Leopold den Kaiserthron bestiegen hatte, verfolgte mit Eifer den schon früher entworfenen Plan, vermöge dessen die gegenwärtige Gunst der Umstände benutzt werden sollte, um einen Theil von Bayern mit den Staaten des Hauses Oesterreich zu vereinigen. In dieser Absicht sprach er, jedoch ohne strenge Beobachtung der reichsverfassungsmäßigen Formen, am 29. April 1706 über die Kurfürsten von Bayern und Köln die Acht aus, und zwar dergestalt: „es sey Maximilian Emanuel aller Reichslehn, Regalien, Ehren, Würden, Anwartschaften und Privilegien zu berauben, aus dem Schutz und Schirm des Reichs zu verstoßen, und aus dem Frieden in den Unfrieden zu versetzen; auch soll sein unglückseliger Leib Jedermänniglich preis gegeben seyn, so daß an ihm Niemand freveln, oder sich vergreifen möge". Da durch dies Urtheil alles Besitzthum des Geächteten herrenlos wurde, so hing es von dem Kaiser ab, darüber zu schalten, und er benutzte diese Befugniß, indem er die Eroberung theils mit seinen Erblanden vereinigte, theils an seine Bundesgenossen und an die treuen Diener seines Hauses verschenkte. So erlangte Donauwörth die verlorene Reichsunmittelbarkeit, und der Kurfürst von der Pfalz die verlorene alte pfälzische Kur sammt der oberen Pfalz wieder. Der Herzog von Marlborough erhielt die Herrschaft Mindelheim, die Stadt Nürnberg, die festen Schlösser Rothenberg und Hartenstein, der Herzog von

Würtemberg Wiesenstaig und das Hochstift Augsburg, Schwabeck, Schwangau und den Lechrain. Dem Grafen von Lamberg ward die Grafschaft Leuchtenberg gegeben, dem Grafen von Sinsendorf die Grafschaft Hals, dem Grafen Schönborn Dietfurth und Riedenburg, dem Grafen von Löwenstein Mauerkirchen sammt dem burghausischen Kastenamte, dem Grafen von Traun die Stadt Abensperg, mit ihrem Gerichte. Verschiedene andere Parzellen erlangten andere Stände und Herren. Die Stadt Braunau aber sammt dem ganzen Gerichte, Scharding, Altenheim und Ried, mit ihren Gerichten und Kastenämtern trennte der Kaiser von Bayern und vereinigte sie mit dem Lande ob der Ens. Ueber die noch übrig gebliebenen Trümmer des Ganzen sollte der Friede entscheiden. Mit tiefem Schmerze sahen die bayerischen Patrioten diese Zersplitterung des geliebten Vaterlandes. Flehend suchte die Kurfürstin vor dem kaiserlichen Throne die Rechte ihrer schuldlosen Kinder auf das altväterliche Erbe geltend zu machen. Auch die Landschaft erwies in triftigen Vorstellungen, es werde hier nicht nach den Ordnungen des Reichs und den Gesetzen verfahren. Aber selten haben Eroberer ein Ohr für die um Gerechtigkeit flehende Stimme der Ueberwundenen.

Während sich dies Alles in Bayern begab, war der Kurfürst ferne von dem bedrückten, zertrümmerten Lande, und er, der einst so glücklich in dem stolzen Traume gewesen war, mehrere Kronen auf seinem Haupte vereinigt zu sehen, hatte nun nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Nach dem unglücklichen Tage bei Höchstädt stand für ihn, auf dem Wege der Unterhandlung, bei den Verbündeten nichts mehr zu erwarten; sein ganzes Heil lag nun in der Treue des französischen Hofes, und in einem neuen Umschwunge des Waffenglücks. Während er — seinen festen Sinn und sein stolzes Streben nie verleugnend — dem letztern, in den Niederlanden, wo er nun seine Statthalterschaft wieder angetreten, entgegen sah, und er als Oberbefehlshaber der in

jenen Gegenden stehenden Kriegsmacht sich selbst wieder ein besseres Schicksal zu erkämpfen hoffte, hörte zwar Ludwig XIV. nicht auf, seine Standhaftigkeit und seine Großmuth in hohen Phrasen zu preisen, und ihm zu betheuern, daß seine Sache von der von Frankreich nie getrennt werden sollte. Aber nur zu bald wurde er inne, wie leicht die Menschen die früheren Verdienste der Unglücklichen vergessen, und wie schnöde die Politik Diejenigen vernachlässigt, deren Freundschaft ihr keinen Vortheil mehr verheißt. Durch eine so lange Gewohnheit war ihm ein unermeßlicher Aufwand zum Bedürfniß geworden; und nun hatte er weder Geld noch Kredit. Unaufhörlich drangen seine Geschäftsleute in Paris auf Unterstützungen; aber bald wurden sie mit Hohn abgewiesen, bald mit Summen abgefertigt, die wegen ihrer Geringfügigkeit oft beleidigender waren, als eine abschlägliche Antwort. Wiederholt forderte er, daß man ihm, wie die Verträge es wollten, endlich die Souveränität über die Niederlande abtreten möchte; aber auch damit bewirkte er nichts, als eitle Vertröstungen. Oft ward sein reizbares Gemüth durch den Stolz, oft durch die Treulosigkeit der Franzosen tief gekränkt. Erschien er selbst an Ludwigs Hofe, um durch seinen Anblick an die Opfer zu erinnern, die er dem französischen Interesse gebracht, so übertäubte man ihn mit Zerstreuungen, Jagden und Festen, auf daß der Zweck seiner Ankunft nicht zur Sprache kommen konnte, verweigerte ihm dabei die Auszeichnungen, die sein Ehrgeiz zu fordern sich berechtigt hielt, und ließ ihn oft auf eine recht demüthigende Weise fühlen, wie bald der Unglückliche in den Kreisen der Glücklichen überlästig wird. Die Ereignisse des Krieges gaben ihm auch keine Hoffnung mehr zur Verbesserung seines Schicksals. Denn seit dem Tage bei Höchstädt blieb das Glück von den Fahnen der Franzosen ferne; es trafen die Kriegsmacht des Königs Schläge, die wohl einen Regenten von zuversichtlichem Sinne in Verzweiflung stürzen konnten; namentlich ging in den Niederlanden eine Festung nach der anderen verloren, es wurde von den Ver-

bündeten eine Schlacht nach der anderen gewonnen, so daß es schien, es dürfte dem Kurfürsten von seiner Statthalterschaft bald so wenig übrig bleiben, als ihm von seinen Erbstaaten übrig geblieben war. Er hatte endlich nur noch das Herzogthum Luxenburg und die Grafschaft Namur, dann die Festungen Charleroi und Nieuport inne, als der König Philipp von Spanien seinen so oft wiederholten Wunsch erfüllte, und die gesammten Niederlande, mit allen Regierungsrechten an ihn abtrat. Ob nun gleich diese Abtretung nur zum kleinsten Theile realisirt werden konnte, so hatte sie doch ihren Werth, weil der Kurfürst dadurch die Möglichkeit erlangte, seiner Zeit gegen die Zurückgabe seiner alten Lande einen Ersatz darzubieten.

Der Tod des Kaisers Joseph I. und das durch Marlboroughs Sturz bewirkte veränderte System am englischen Hofe retteten Frankreich aus seinen Verlegenheiten. Es versöhnte sich in dem Vertrage von Utrecht mit seinen Feinden; nur Oesterreich sah noch nicht erfüllt, was es hoffen zu dürfen glaubte. Aber bald ließ Villars seine Heere fühlen, daß nun die Ueberlegenheit wieder auf französischer Seite sey, und so reichte man endlich auch die Hand zum Frieden dar. Erst wurden die Präliminarien zu Rastatt (6. März 1714) und dann der definitive Traktat zu Baden (7. September 1714) unterzeichnet, und darin ausdrücklich versehen, daß die beiden Kurfürsten von Bayern und Köln wieder in alle ihre Länder, Regalien, Rechte und Würden, wie sie solche vor dem Kriege gehabt, eingesetzt werden sollten. Damit war das kurze Glück vorüber, dessen sich diejenigen erfreuten, die der Kaiser durch die bayerische Beute bereichert hatte, und alle räumten eiligst den zum Theil recht verderblich benutzten Besitz; der Kurfürst aber ging wieder in seine Staaten zurück, nachdem er, als vogelfreier Flüchtling, 10 Jahre lang von denselben abwesend war.

Der Anblick einer verarmten Nation und eines bis auf seine letzten Kräfte ausgesogenen Landes, dann die Klagen so vieler verwaisten Familien, die Trümmer so vieler Städte

und Dörfer, der Verfall aller öffentlichen Anstalten und die Auflösung aller polizeilichen Ordnung konnten ihn lehren, wie gefährlich der Ruhm ist, den die Regenten im Getümmel der Waffen und im Glanze großer Macht suchen. Er regierte noch etwas über 11 Jahre; aber die Zeit war zu kurz, um die Wunden zu heilen, die er seinem Volke durch seinen Ehrgeiz geschlagen hatte. Er konnte mit seiner Geisteskraft der Segen dieses Volkes werden; aber, indem er von seiner eigentlichen Bestimmung abirrte, ward er demselben zum Fluche!

Die Iranier, Assyrier und Babylonier.

(Von Löbele.)

Iran ist das westliche Hochland Asiens, ungleich kleiner als das östliche, mit welchem es durch das Gebirge zusammenhängt, welches die Begleiter Alexanders des Großen den indischen Kaukasus nannten; heut zu Tage heißt es Hindu-Khu oder Hindu-Khusch. Das Innere Irans besteht aus einem ausgedehnten Plateau, welches größtentheils die Natur der Wüste, Mangel an Wasser und Bäumen und eine kühle Temperatur hat. Umgeben ist dieses Plateau, wie das große ostasiatische, von Randgebirgen, durch welche Iran fast nach allen Richtungen hin zu einer natürlichen Festung wird, da nur wenige Engpässe, an gefährlichen Abgründen vorbei, oder durch so schmale Schluchten, daß sie durch Thore zu verschließen sind, hineinführen. In der Nähe dieser Päße sind fast alle bedeutenden Städte Irans angelegt. Die bald mehr, bald weniger steilen Abfälle der Randgebirge bilden Stufenländer, deren

mehrere, im Gegensatz zu den mittleren Steppen, durch ein heißes Klima und üppige Vegetation ausgezeichnet sind. Für einen ergiebigen Anbau aber können auch diese fruchtbaren Striche künstlicher Bewässerung großentheils nicht entbehren, da auch sie arm an Flüssen sind und ein sehr trockenes Klima haben.

Das Volk, welches dieses große Land einst bewohnte, war indogermanischen Stammes, den arischen Indern unter allen Zweigen dieses großen Völkerastes am nächsten verwandt, und gab sich selbst, wie diese, die ehrenvolle Benennung Arier (d. i. ehrwürdige Männer, Leute aus gutem Geschlecht). Aber dieser Name kommt im späteren Alterthume nicht mehr vor, überhaupt ist in historisch bekannten Zeiten kein allgemeiner, alle Iranier umfassender Name mehr üblich, weil die Gesammtheit des Volkes gegen seine einzelnen Zweige, die Baktrer, Meder, Perser, die nach einander als herrschende Stämme in seiner Mitte erscheinen, zurücktritt.

Ein neuerer deutscher Schriftsteller hat die alten Iranier von ihrer heiligen Sprache, dem Zend, das Zendvolk genannt, um auf ihre, in dieser Sprachgemeinschaft liegende Gleichartigkeit hinzuweisen. Das Zend ist nun zwar, wie spätere Untersuchungen gezeigt haben, nicht die altpersische Sprache selbst, während diese im westlichen Iran gesprochen wurde, war jenes wahrscheinlich im östlichen zu Hause; beide gehören aber doch einem und demselben Zweige des indogermanischen Sprachstammes an, und verhalten sich wie verwandte Dialekte. Die in der Zendsprache abgefaßten heiligen Schriften, Zend-Avesta genannt, waren in Europa unbekannt, bis sie aufzusuchen im vorigen Jahrhundert um die Zeit des siebenjährigen Krieges ein Franzose, Anquetil du Perron, nach Indien ging, sie wirklich fand, nach Europa brachte und eine Uebersetzung davon bekannt machte. Sie erregten hohes Interesse, weil man darin eines der merkwürdigsten religiösen Systeme, von dem man bisher nur sehr unvollkommene Nachrichten aus der dritten

Hand gehabt, aus dem Munde des Volks selbst kennen lernte; andererseits aber wurde ihre Aechtheit angegriffen, man wollte sogar die Originalität der Sprache leugnen. Ueber diese letztere ist jetzt, nachdem die Urschrift theilweise bekannt gemacht worden, und von Sprachgelehrten, besonders mit Hülfe des seit Anquetils Zeiten bekannt gewordenen Sanskrit, entziffert worden ist, jeder Zweifel verschwunden; was die Bücher betrifft, so sind sie sich an Werth und Alterthum keineswegs gleich, die Zeit ihrer Abfassung ist an untrüglichen Zeichen überhaupt nicht zu erkennen, aber die älteren unter ihnen müssen aus einer Periode stammen, welche die ältesten Sagen und religiösen Lehren des Volkes, wenn auch nicht in ihrer völligen Frische und Vollständigkeit, doch in einer durch eingedrungene fremde Darstellungen noch nicht getrübten und veränderten Gestalt kannte, mit anderen Worten: ihre Abfassung muß vor Alexanders Eroberungen fallen, durch welche Iran dem in die Tiefe des Lebens dringenden griechischen Einflusse eröffnet ward. Nähere Aufklärungen, sowie Berichtigungen des aus der mangelhaften Uebertragung gezogenen Systems der alten iranischen Religion sind von fortgesetzten Forschungen im Urtext des Zend-Avesta zu erwarten.

Es hat sich in den Zendbüchern eine merkwürdige Sage über die Einwanderung der Arier in Iran erhalten. Als, so lautet sie, in Airjanem-Vaêgô, dem Ursitze des Volks, der Winter so heftig eingebrochen war, daß er auf 10 Monate im Jahre stieg, und dem Sommer nur 2 blieben, zog König Dschemschid mit dem Volke nach Süden in wärmere Gegenden nach den verschiedenen Segensorten, welche Ormuzd erschaffen. Dschemschid hatte von Ormuzd einen goldenen Dolch erhalten. Mit diesem spaltete er, wohin er kam, das Erdreich, Segen verbreitete sich, und die Länder wurden erfüllt mit zahmem und wildem Vieh, Geflügel, Menschen und rothglänzenden Feuern, die man vorher dort nicht gesehen hatte. — Wir haben hier also den Auszug

der Arier aus ihrem Stammlande, welches an der äußersten Nordostgrenze des iranischen Hochlandes, um die Quellen des Oxus und des Jaxartes, an dem kalten Westabhange des Belurtag und des Mustag zu suchen ist, in der Richtung von Nordost nach Südwest, nach Iran, und mit ihrer Einwanderung verbreitet sich der Ackerbau und die von diesem ausgehende Civilisation — eine Sage, welche mit den religiösen Vorstellungen der Iranier eng zusammenhängt.

Diesen Vorstellungen, so wie der ganzen Weltbetrachtung des Volkes liegt die Ansicht von einer ursprünglichen Spaltung aller Dinge, in gute und böse, sowohl in physischer als in moralischer Hinsicht zu Grunde. Jeder dieser beiden Grundseiten alles Daseyns steht ein Urwesen vor, Ormuzd der guten, Ahriman der bösen. Beide sind zwar hervorgebracht von einem höheren Wesen, Akerene, der ungeschaffenen Zeit, aber dieses höchste Princip tritt sodann gänzlich zurück, die Erschaffung und Leitung der Welt und der sie erfüllenden Dinge ist jenen beiden großen göttlichen Wesen überlassen, so daß die Zendreligion in Bezug auf die Entstehung der einzelnen Dinge und ihre Fortdauer, trotz jener obersten Einheit, doch wesentlich als ein System des Dualismus betrachtet werden muß.

Ormuzd befand sich vom Anfang an in einem Reiche von Licht, welches zugleich das Gute, Ahriman in der Finsterniß, welche zugleich das Böse bedeutet, beide sind daher die entschiedensten Widersacher. Ormuzd begann die Schöpfung und vollendete sie, es war eine Schöpfung des Lichts. Ahriman, eigentlich als der Zerstörer, dem Erhalter Ormuzd gegenüber gedacht, war doch aber auch Schöpfer, nämlich eines auf Zerstörung berechneten Reiches, eines Reiches der Finsterniß und des Bösen, welches er, der große Schadenstifter, dem Lichtreiche so in's Einzelne hinein entgegensetzte, daß er jedem Wesen des Ormuzd ein von ihm geschaffenes gegenüberstellte, mit ähnlichen, aber in's Schlimme verkehrten Eigenschaften. So schuf er z. B. dem Hunde, diesem nützlichen Geschöpfe gegenüber den bösen,

schädlichen Wolf. Ueberhaupt sind alle reißenden Thiere, alle Thiere, welche das Licht scheuen, welche auf der Erde schleichen und kriechen, alle beschwerlichen und schädlichen Insekten, Geschöpfe Ahrimans.

So ist die gesammte physische Welt zwischen Licht und Dunkel, und dem aus beiden Quellenden, wie die moralische zwischen dem Guten und dem Bösen getheilt. Beide Schöpfungen und Reiche werden aber nicht nur als gegenüberstehend, sondern auch als in einem steten Kampfe begriffen gedacht; das Böse will das Gute zerstören, und das Gute muß daher auf Zerstörung des Feindes bedacht seyn. Am Ende der irdischen Tage wird das Gute siegen; ob auch Ahriman und sein Reich alsdann werden geläutert und unter die Seligen aufgenommen, oder völlig vernichtet werden — darüber herrscht in den Aussprüchen der heiligen Bücher keine Uebereinstimmung.

In beiden Reichen stehen zwischen dem obersten Herrscher und den irdisch erscheinenden Geschöpfen Mittelwesen, abgestuft nach ihrer Bedeutung und Macht, Geister hoher und niederer Art. Den Thron des Ormuzd umstehen 6 Geisterfürsten, Amschaspands genannt, zu ihnen gehört als siebenter Ormuzd selbst, aber als ihr Herr und Fürst. Dann folgen die Geister zweiten Ranges, die Izeds, welche den Amschaspands, wie diese dem Ormuzd, dienen. Unzählbar sind die Schaaren der übrigen Geister, Fervers genannt, diese sind das eigentliche Lebensprincip in der Natur, jedes geschaffene Wesen hat seinen Ferver, der ihm als sein feineres geistiges Vor- und Urbild inwohnt und es bewegt, in sofern es Bewegung hat. Getrennt von den erscheinenden Geschöpfen, ihnen gegenüber stehend, werden die Fervers als Schutzgeister gedacht; sie verleihen leibliches und geistiges Heil Dem, der im frommen Gebet sich an sie wendet. Im Reiche des Ahriman hingegen hausen die Dews, von denen jedes Unglück und jedes Laster stammt; den Amschaspands entsprechen 6 Erz-Dews, welche ihren Fürsten Ahriman umgeben. So viel Sinnliches in

dieser ganzen Ueberlieferung von einer übermenschlichen Welt auch liegt, so bleibt doch gewiß, daß die Glaubenslehre des Zendvolks ungleich geistiger ist, als alle polytheistischen Religionen Asiens.

Ueber den Stufengang in den Religionen gibt es zwei entgegengesetzte Ansichten. Die eine läßt die reinere Erkenntniß vorangehen, den Polytheismus und seine Entartung als allmählige Verdunklung und Verderbniß derselben entstehen; nach der anderen entwickelt sich umgekehrt aus unvollkommenen und irrigen Vorstellungen allmählig die reine Erkenntniß. Keine von beiden Ansichten ist ausschließlich wahr; vielmehr leitet die Beobachtung der Thatsachen dahin anzunehmen, daß beide Bewegungen in verschiedenen Zeiten Statt gefunden haben, daß unter manchen Völkern die Erkenntniß gesunken, gestiegen und wieder gesunken ist. Die Ormuzdlehre scheint, als sie sich unter dem Zendvolke ausbreitete, den zweiten jener Wege gegangen zu seyn; sie scheint zunächst zu stammen von dem über einen großen Theil von Asien verbreitet gewesenen Dienst der Gestirne, der Himmelslichter, der großen wie der kleinen, von welchen das Licht auf die Erde fließt. Wenn das Licht sich der einfachsten Betrachtungsweise schon überall der Finsterniß gegenüber als das heilsame, belebende, beruhigende, erfreuende Lebenselement darstellt, so war es doppelt der Fall in Iran, wo der wolkenlose Himmel in wunderbarer Klarheit und Bläue prangt und die ganze Natur in einem eigenthümlichen Lichtglanz erscheinen läßt. So sehen wir denn hier wieder die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes auf die Entwickelung der Volksvorstellungen bedeutend einwirken, wir sehen aus dem unmittelbaren Naturgefühl Verehrung des Lichts hervorgehen aus seinen Quellen, vor Allem der Sonne, des großen Lichtbringers für die ganze irdische Welt, ohne welche kein Geschöpf würde dauern können, ohne deren Aufgang die im Dunkeln hausenden Dews die Oberhand behalten und die ganze Erde zerrütten würden. Verehrung genoß daher auch das Feuer, als das irdische, Licht in sich

tragende und ausströmende Naturelement; nach bestimmten Vorschriften gereinigt und geweiht, wurde es an besonderen Orten als heiliges Feuer stets unterhalten. Bei dieser materiellen Ausbildung des Lichtdienstes blieb es aber nicht. Zur Ormuzdlehre gestaltet, bekam es erst seinen geistigen Charakter. Das Licht war nun nicht mehr bloß das physisch Gute, es bedeutete sinnbildlich auch das höhere, das moralisch Gute, und Licht und Feuer wurden nicht bloß als sinnliche Naturkräfte, sondern auch als Sinnbild höherer geistiger Mächte verehrt. Diese Verehrung sinnlicher Wesen hielt sich lange Zeit ganz an die erscheinende Natur, und ging nicht über sie hinaus. Die Einbildungskraft that nichts hinzu, sie gab den göttlichen Wesen weder Gestalten noch eine mythische Geschichte, nur in einigen phantastisch zusammengesetzten Thiergestalten sprach sich eine gewisse halbreligiöse Symbolik aus. Unmittelbare Berührung mit der freien Natur schien für den Gottesdienst so unerläßlich, daß man auf Anhöhen opferte, nicht in Tempeln. Herodot bezeugt, daß die Perser seiner Zeit weder Bildsäulen noch Tempel noch Altäre hatten. Doch blieb die Religion nicht auf dieser Stufe; wir werden weiter unten sehen, daß noch während der Dauer des altpersischen Reiches eine Verehrung göttlicher Wesen in Abbildern eingeführt wurde. Später verschwand diese wieder, dagegen vergröberte sich der Lichtdienst zu einer ganz materiellen Anbetung des Feuers, und in dieser Gestalt des Verfalles hat sich die Ormuzdlehre erhalten bis auf den heutigen Tag. Es sind nämlich die wenigen noch vorhandenen Abkömmlinge der alten Iranier trotz der wüthenden Verfolgungen der Mohammedaner unerschütterlich treue Anhänger ihres urväterlichen Glaubens geblieben, und als solche hier und da im Osten ihres alten Vaterlandes, besonders in Surate in Vorderindien, zu finden. Sie sind es, bei deren Priestern Anquetil du Perron die von ihren Vätern mit großer Sorgfalt, ja unter Gefahren aufbewahrten Abschriften der alten heiligen Bücher fand. Aber die Aufbewahrung der Bücher hat dem darin enthaltenen geisti=

gen Elemente der religiösen Vorstellungen sein Gewicht nicht zu erhalten vermocht, die Kultur ist zu einem ganz mechanischen, abergläubischen Feuerdienst geworden. Den Mohammedanern erschienen diese Parsen, wie sie von ihren Vätern, den Persern, heißen, nur als götzendienerische Feueranbeter, sie belegen sie mit dem Schimpfnamen Guebern oder Gauern, d. h. Ungläubige.

In dem alten, ächten Religionssysteme steht der Mensch — wie im Christenthum durch die Sünde seiner ersten Eltern sterblich geworden — zwischen den Welten des Ormuzd und des Ahriman in der Mitte. Frei in der Wahl seiner Handlungen, aber schwach, würde er den Verführungen Ahrimans und seiner Genossen, die ihn Tag und Nacht umlauern, erliegen, wenn Ormuzd ihm nicht sein Lichtgesetz enthüllt hätte. Durch die Beobachtung der Vorschriften dieses Gesetzes ist der Mensch im Stande, allen Nachstellungen der Dews zu entgehen. Ormuzd, der Verkünder der ganzen heiligen Satzung, will dadurch sein Reich erweitern, verherrlichen und zum endlichen Siege leiten, zugleich aber, was von selbst daraus folgt, den Menschen zum Heile führen. Auch hier gehen wieder das moralisch und das physisch Gute, das Heil der Seele und das des Leibes in einander über, der Mensch fördert das Eine mit dem Anderen. Er soll, dies ist die Summe des Gesetzes, rein denken, rein reden und rein handeln. Was von Ormuzd, dem Urquell aller Reinheit, kommt, ist rein, was von Ahriman, dem Urquell aller Unreinheit, unrein. Der reine Mensch muß alle Berührung mit dem Letzteren fliehen; hat er sie nicht vermeiden können, so muß er sich wieder reinigen, zu welchem Behufe viele und umständliche Gebräuche vorgeschrieben sind, welche, nächst dem Dienst des heiligen Feuers, den damit verbundenen Opfern, Gebeten und Vorlesungen aus den heiligen Büchern, einen Hauptpunkt des Gottesdienstes bilden. Besonders verunreinigt die Berührung der Leichname von Thieren und Menschen, denn die Fäulniß ist das eigentlich verunreinigende Princip. Daher konnte auch

das Zendvolk seine Todten weder verbrennen noch vergraben, weil dadurch entweder das Feuer oder die Erde, beide reine und heilige Elemente, verunreinigt worden wären. Es blieb nichts übrig als sie frei, ohne daß sie die Erde berühren konnten, auszusetzen, bis die fleischfressenden Vögel sie verzehrt hatten bis auf die Knochen, die dann gesammelt und bewahrt wurden.

Aber mit der physischen Reinheit muß die moralische Hand in Hand gehen, damit der Mensch wohlgefällig werde in Ormuzds Augen. Er soll ja rein seyn in Gedanken, in Worten und Thaten, und dies ist er, wenn er stets den Zweck festhält, um welches Willen Ormuzd im Anfang alle Dinge geschaffen hat, nämlich zur Ueberwindung des Bösen und Unreinen und zur Verherrlichung des Guten. Eine in den heiligen Schriften enthaltene Haustafel fügt der allgemeinen Vorschrift, das Gesetz des Ormuzd zu erfüllen, noch das Mittel, sich die Erde günstig zu machen, hinzu: daß der Mensch Oerter anlege, wo sich Priester, Heerden, Frauen und Kinder in reinen Versammlungen aufhalten; daß er unangebautes Land anbaue und unbewässertes bewässere; daß er die zum Ackerbau nöthige Viehzucht treibe und für die Begattung und Vermehrung der Hausthiere sorge. — Hier sehen wir also das Bestreben, die Civilisation zu fördern und zu erhalten, an den Ormuzdkultus auf das Deutlichste geknüpft. Der Dienst des Gottes, der die heilbringende Natur hervorgerufen hat, welche der Civilisation den Stoff darbietet, aber auch gepflegt, und gegen die Welt des Schadens und Unheils geschützt seyn will, legt seinen Dienern und Verehrern Beides als eine natürliche Pflicht auf. Im Ormuzd ist also auch das Princip der physischen und der daran geknüpften geistigen Kultur, in dem neidisch darauf blickenden und schadenstiftenden Ahriman das der Wildheit und Rohheit. Diesen Gegensatz faßt das Zendvolk auch räumlich auf. Seinem Lande Iran, dem Wohnplatze des Segens unter Ormuzds Obhut, steht entgegen der im Nordosten, jenseits des Oxus gelegene Erdstrich Tu=

ran, wo seine ungläubigen Erbfeinde als Nomaden unter dem Einflusse des Ahriman umherziehen. Aber nur auf diese Turanier, in sofern sie allem Anbau feindlich sind, bezieht sich der Abscheu, nicht auf wandernde Hirtenstämme überhaupt, deren es vielmehr unter den Iraniern selbst neben Ackerbauern und Städtebewohnern immer gegeben haben muß nach der Beschaffenheit des Bodens, indem die Ebenen und das anbaufähige Land so oft von Bergzügen durchbrochen werden, deren Schluchten und Hochflächen nur für die Viehzucht geeignet sind. Auch erwähnt Herodot unter den Stämmen der Perser, die er aufzählt, ausdrücklich Hirten.

Indem dies Ormuzdgesetz seinen Bekenner zum Kampfe gegen die Ungunst der Natur, zur wachsamsten Hut und zum abwehrenden Streit gegen die ganze Welt des Bösen aufruft, weckt es ihn überhaupt zu einem Leben voll rüstiger Thätigkeit. Eine solche religiöse Grundanschauung konnte nicht ohne den wesentlichsten Einfluß auf das Staatsleben und auf die Stellung des Volkes nach Außen hin bleiben; doch sind wir von beiden für die älteren Zeiten, auf die es hier hauptsächlich ankommt, sehr wenig unterrichtet. Es ist in den Zendbüchern von vier Ständen des Volkes, Priestern oder Magiern, Kriegern, Ackerbauern und Gewerbsleuten die Rede; zur ersten Klasse wurden auch der König und die Richter, zur vierten auch die Kaufleute gerechnet. Unter den Kriegern sind hier ohne Zweifel angesehene, adelige Geschlechter zu verstehen; überhaupt muß diese ganze Eintheilung auf Abstammung gegründet gewesen seyn, wenn es auch nicht ausdrücklich gesagt ist, obschon die Erblichkeit wahrscheinlich nicht so streng durchgeführt war, wie in Indien und Aegypten, das ganze Kastenwesen kein so mächtiges, das ganze Volk durchdringendes Princip. Es kann sich jene vierfache Eintheilung nur auf die Städtebewohner und die ackerbauende Bevölkerung beziehen; die wandernden Hirten müssen außerhalb derselben gestanden haben, da sie als gesonderte Stämme nicht zu den Ackersleuten gerechnet

werden konnten. Wir müssen also den iranischen Kastenstaat als einen unvollendet gebliebenen betrachten.

Was sich an Andeutungen über die älteste Geschichte der Iranier in den Zendbüchern findet, ist durchaus mythisch, und andere einheimische historische Quellen sind nicht vorhanden. Im Mittelalter flocht der persische Dichter Ferdusi seinem Schahname, einem großen epischen Gedicht von den Thaten seines Volkes, die vorhandenen Ueberlieferungen ein; sie hatten sich aber schon so durchaus sagenhaft und nach morgenländischer Art ausgeschmückt gebildet, daß sie nichts weniger als eine sichere Grundlage für die wahre Geschichte abgeben können. Sie lassen sich nur sehr gezwungen mit den Nachrichten der alten Griechen in Uebereinstimmung bringen, und wenn in den Namen und Thaten einiger Könige entsprechende bei den Griechen vorkommende zu erkennen sind, so gewinnen wir dadurch nichts, denn es ist eben nur ein unscheinbarer in ungewissem, mattem Licht schimmernder Kern, in dem die Uebereinstimmung liegt; alles der orientalischen Erzählung Eigenthümliche gehört der neugestaltenden Sage an, welche die Wahrheit, die ihr zu Grunde liegt, so verhüllt, daß sie zum historischen Gebrauch nicht ausgeschieden werden kann. Die Nachrichten der griechischen Schriftsteller also sind es, welche für die iranische oder persische Geschichte zu Grunde gelegt werden müssen, nach dem allgemeinen kritischen Grundsatze, daß die Aufzeichnungen gleichzeitiger oder dem Zeitpunkt der Begebenheiten nahestehender Ausländer vor den Nachrichten später, nur aus mündlichen Ueberlieferungen oder poetischen Darstellungen schöpfender Volksgenossen den Vorzug verdienen.

Aber auch die gewissen griechischen Nachrichten fingen spät an, und lassen uns über die älteste iranische Geschichte gänzlich in Ungewißheit. Diesem Mangel an Nachrichten ist es denn auch zuzuschreiben, daß das Zeitalter des religiösen Gesetzgebers des Volkes, des berühmten Zerduscht, von den Griechen Zoroaster genannt, völlig im Dunkeln liegt. Bei den griechischen Schriftstellern sind die Angaben

hierüber außerordentlich abweichend; wir wissen, daß Einige berichteten, er habe 5000 Jahre vor dem trojanischen Kriege, d. h. in einer unvordenklichen, völlig fabelhaften Zeit gelebt, wonach man ihn für ein rein mythisches Wesen halten müßte. Im Schahname heißt es von ihm, daß er in den Tagen des Königs Guschtasb aufgetreten sey, daß dieser sich zu der von ihm vorgetragenen neuen Lehre bekannt, überall die Verehrung des Feuers angeordnet, in alle Länder den Zend-Avesta gesandt, sie bekehrt und zur Anerkennung seiner königlichen Herrschaft gebracht habe. Nur Ardschasb, König von Turan, habe sich ihm widersetzt, und es sey darüber ein Krieg zwischen ihnen ausgebrochen. Weil Einige nun in Guschtasb den von den Griechen Darius den Sohn des Hystaspes genannten König erkennen, glauben sie sich auch berechtigt, anzunehmen, daß Zoroasters Leben in dessen Zeiten, d. i. in's sechste Jahrhundert vor Christo falle. Aber auch wenn man jenen griechischen Spuren nicht folgen, Zoroaster nicht für eine ganz mythische, sondern für eine historische Person halten will, wozu man allerdings dadurch berechtigt scheint, daß er in den Zendbüchern nicht als der erste Verkünder des Feuerdienstes, sondern als der Prophet, welcher der Lehre ihre höhere Entfaltung und Vollendung gegeben, dargestellt wird, so darf man ihn doch in eine verhältnißmäßig so späte Zeit wie die des Darius nicht setzen. Sonst würde man annehmen müssen, daß die Ormuzdlehre zu gar keiner Blüthe gelangt sey, und gar keine heilsame, kräftigende Wirksamkeit geübt habe, da gleich nach Darius das medisch-persische Volk zu erschlaffen und schnell zu sinken beginnt. Wollen wir einer solchen geistigen Kräftigung und Anregung der Iranier durch die Lehre des Zoroaster auch nur eine Periode von einigen Jahrhunderten anweisen, so werden wir den Gesetzgeber mindestens um eben so viel älter annehmen müssen, als den Darius. Aber immer fällt diese Blüthe in eine uns sehr wenig bekannte Zeit, denn auch die griechischen Nachrichten werden erst ganz kurz vor dem Darius ausführlicher und sicherer.

Das älteste iranische Reich, von welchem sich in den griechischen Geschichtsschreibern eine Kunde findet, war das von Baktrien, der Landschaft, in welcher das heutige Balkh liegt, im östlichen Nordrande des Iran=Plateaus an dessen äußerster Grenze gegen Turan. Es beschränken sich aber jene historischen Nachrichten über Baktrien auf die Erwähnung fremder Eroberungs= und Unterwerfungszüge dahin, besonders eines assyrischen.

Mehr ist von der Geschichte Mediens überliefert. Dieses in West=Iran gelegene Land galt bei den Alten für eines der wichtigsten und bedeutendsten Asiens, wegen seiner Größe, seiner natürlichen, vortheilhaften Lage, der Menge der kriegerischen Bewohner, der trefflichen Pferdezucht, und der in den niedrigen warmen Strichen gesegneten Fruchtbarkeit und großen Ergiebigkeit, wie sie in unseren Tagen bei der ungemein gesunkenen Bevölkerung und Civilisation, wo denn auch die dort nöthige künstliche Bewässerung fehlt, freilich nicht mehr vorhanden sind.

Wir kennen die Verhältnisse nicht, in welchen die Meder vor dem 13. Jahrhundert vor Chr. lebten. Um diese Zeit wurden sie den Assyriern unterthan, und standen etwa 500 Jahre unter deren Botmäßigkeit. Da brachen sie dieses Joch als tapfere Männer, wie Herodot sagt, und erkämpften ihre Unabhängigkeit. Da sie fürchteten, daß die Fortdauer des unter ihnen eingerissenen, alle Ordnung und Sicherheit vernichtenden Zustandes sie am Ende nöthigen würde, ihr Land zu verlassen, beschlossen sie, sich einen König zu setzen, und wählten dazu aus ihrer Mitte den Deïokes, welcher als Richter in seiner Ortschaft durch gerechte Sprüche einen guten Namen gewonnen hatte und dabei schon die Absicht gehegt, sich durch diesen Ruhm den Weg zur Herrschaft zu bahnen. Er hielt sich eine Wache von Lanzenträgern und baute die Hauptstadt Ekbatana mit siebenfachen Ringmauern, deren eine immer innerhalb der anderen errichtet ward, im Umkreise der innersten die Königsburg mit dem Schatze. Nach seinem Tode folgten ihm aus seinem Geschlechte nach einan=

der die Könige Phraortes, Kyaxares und Astyages. Phraortes fing an, andere Völker zu unterwerfen, zuerst die Perser. Unter Kyaxares wurden die Fortschritte dieser Eroberungen gehemmt, und die Meder selbst eine Zeit lang unterworfen, durch die Scythen. So heißt bei Herodot ein Volk, dessen Hauptwohnsitze im heutigen europäischen Südrußland waren, zwischen den Flüssen Ister (Donau) und Tanais (Don). Aber auch in Asien saßen Scythen, und später dehnten Griechen und Römer diesen Namen über alle Nomadenstämme von der Donau bis weit in das mittlere Asien hinein aus. In ihrer Lebensweise, in ihrem ganzen Zustande waren sie den heutigen Reiter- und Hirtenvölkern Hochasiens ganz ähnlich; von dorther waren sie auch in Europa eingewandert; nach der Schilderung, welche Herodot und Hippokrates von ihnen entwerfen, gehörten sie höchst wahrscheinlich der mongolischen Race an. In den Tagen des Kyaxares brachen sie vom Kaukasus her in Asien ein, besiegten die Meder in einer Schlacht, durchstreiften, verheerten und verwüsteten die Länder bis zur Grenze Aegyptens, beschatzten und beraubten die Völker 28 Jahre lang. Nach Verlauf dieser Zeit mußten sie Asien wieder räumen. Herodots Bericht über die Art, wie die Vertreibung gelang, klingt sagenhaft: bei einem Gastmahle seyen Viele von Kyaxares' und den Medern trunken gemacht und erschlagen worden, die übrigen seyen heimgekehrt. Gebrochen kann die Kraft der Meder durch diese scythische Herrschaft nicht gewesen seyn, denn bald nach ihrem Ende nahm Kyaxares die Unternehmung wieder auf, in welcher er durch den Einfall der wilden Schaaren gestört worden war. Es war ein Krieg gegen die Assyrier, an denen er seinen Vater, der in einer Schlacht gegen sie sein Ende gefunden, rächen wollte. Es gelang ihm auch in Gemeinschaft mit den Babyloniern, die assyrische Hauptstadt Ninive einzunehmen und sich das Land zu unterwerfen. Als er nach einer 40jährigen Regierung starb (594 v. Chr.), folgte ihm sein Sohn Astyages, von dessen Schicksalen weiter unten die Rede seyn wird.

Zunächst führen uns des Kyaxares Eroberungen auf das assyrische Reich. Damit gehen wir von Hinterasien nach Vorderasien über, in welchem uns weder in geographischer noch in ethnographisch-historischer Hinsicht so dichte, zusammenhängende Massen entgegentreten, wie in Ostasien und in Iran. Das Leben wird hier, wo wir uns Europa zu nähern beginnen, reger und mannigfaltiger, aber wie die räumlichen Landgestalten stehen auch die Völker vereinzelter da. Einige spielen in der Kulturentwickelung eine große, andere eine unbedeutende, kaum merkbar gewordene Rolle, so daß sie in der Weltgeschichte nur nebenher, in ihrer Verknüpfung mit anderen auftreten können.

Assyrien im engeren Sinne lag auf der Ostseite des Tigris und gehörte also der iranischen Welt an; im weiteren wurden öfters auch Babylonien und Mesopotamien dazu gerechnet. Diese bilden das mittlere und untere Stufenland der allbekannten Zwillingsströme, des Euphrat und Tigris, welche das iranische Ländersystem von dem syrisch-arabischen trennen, daher ihre Ufer in sehr verschiedenen Zeiten Fürsten, welche nach beiden Seiten hin eroberten und geboten, zur Anlage von Herrschersitzen einluden. Das mittlere Stufenland, Mesopotamien genannt, ist Wüste oder grasreiche Steppe; das untere, die Tiefebene von Babylonien, ein zum Behufe der künstlichen Bewässerung von unzähligen Kanälen durchschnittenes Gebiet von außerordentlicher Fruchtbarkeit, an Ergiebigkeit des Getreidebaues von Herodot über alle anderen ihm bekannten Länder gepriesen. Gegenwärtig liegt dies herrliche Land unter der rohen, zerstörenden Türkenherrschaft fast unbenutzt da, „der alte Gottesgarten ist zu einem weiten Raubfelde geworden;" aber alte Trümmer von Weltstädten und Grenzwällen, der Kanalbau und die Bewässerungsanstalten bezeugen, welche Blüthe dereinst hier zu finden war.

Das assyrische Reich ist berühmt, weil es ehemals als das erste aller erobernden betrachtet wurde, doch haben wir von seiner Geschichte, eben so wie von der babylonischen, nur Fragmente in griechischen Schriftstellern, wie im alten

Testamente, die noch überdies schwer oder gar nicht in Uebereinstimmung zu bringen sind. Nach den mosaischen Nachrichten war Babel (Babylon), der Anfang des Reiches des gewaltigen Nimrod, früher da; Assur ging von da aus und baute Ninive, das heißt: Ninive, die Hauptstadt Assyriens, war eine Kolonie Babylons; umgekehrt ist es in den Nachrichten griechischer Geschichtsschreiber. Bei diesen finden wir aber über den Ursprung der assyrischen Herrschaft nur fabelhafte Sagen, die auch den Werth alter einheimischer Ueberlieferungen nicht haben, da sie schwerlich die Vorstellungen, die das Volk von seiner eigenen Vorzeit gehabt, enthalten; doch sind sie zu großer Berühmtheit gelangt. Diesen Berichten zufolge war König Ninus der Gründer des assyrischen Reiches. Er verrichtete große Thaten, baute die Stadt Ninive oder Ninus, und bezwang einen großen Theil von Asien. Mit seiner Geschichte ist die der ganz mythischen Semiramis verflochten. Diese Tochter der syrischen Fischgöttin Derketo, als neugeborenes Kind ausgesetzt, von Tauben wunderbar ernährt, von außerordentlicher Schönheit und großen Gaben, befand sich beim assyrischen Heere, als Ninus gegen Baktrien kriegte, und die Hauptstadt Baktra allen seinen Anstrengungen trotzte. Durch ihre Klugheit und Tapferkeit wurde sie erobert, und der König entbrannte so in Liebe zu der Heldin, daß er ihren Gemahl nöthigte, sie ihm abzutreten, worüber dieser sich selbst entleibte. Nach dem Tode des Ninus beherrschte Semiramis das Reich, baute unter anderen Städten auch Babylon mit überschwenglicher Pracht und Herrlichkeit, und unternahm gewaltige Eroberungszüge. Sie bezwang Aegypten und einen großen Theil von Aethiopien, aber ein Krieg gegen Indien, den sie an der Spitze eines Heeres von mehr als drei Millionen Menschen begann, lief unglücklich ab. Zuletzt trat sie ihrem Sohne Ninyas die Regierung ab, und verschwand von der Erde, indem sie zu den Göttern ging. Im vollsten Gegensatze zu seinen kriegerischen und kühnen [...]rn verließ Ninyas die Hauptstadt nie, und brachte sein

ganzes Leben mitten unter seinen Kebsweibern und Verschnittenen unter steten Ergötzlichkeiten zu.

So erzählt der Grieche Diodor mit vielen Nebenumständen, welche das Fabelhafte dieser Ueberlieferung nur um so deutlicher machen. Es ist vergeblich, nach einem geschichtlichen Kerne derselben zu suchen; wir haben es hier nicht mit historischen Personen, deren Thaten die übertreibende Sage ausgeschmückt, zu thun. Semiramis ist eines jener Wesen, mit welchen die Phantasie völlig frei schaltete. Bald kommt sie als mächtige Herrscherin und Zauberin vor, bald als verführerische Buhlerin, die ihre Liebhaber tödtet; ursprünglich ist sie eine syrische Göttin, wahrscheinlich dieselbe, welche zu Askalon als Astarte oder himmlische Venus verehrt wurde, der die Taube heilig war. Hier haben wir, wie es in der Darstellung der ältesten Geschichte nicht selten vorkommt, eine Gottheit, die besonders bei der Stiftung der Reiche und Städte als thätig gedacht und später in einen Menschen umgedeutet wird, ein sicherer Beweis, daß wir uns nicht auf historischem Boden befinden. Diodor, welcher um die Zeit des Augustus seine Weltgeschichte sehr unkritisch zusammensetzte, folgt in der Darstellung der assyrischen Begebenheiten dem Ktesias, einem griechischen Arzte, der am Hofe des Artaxerxes Memnon lebte, und hier allerdings Gelegenheit genug hatte, Stoff für ein großes Werk über die persische Geschichte, welches er schrieb, zu sammeln, aber die bunten orientalischen Sagen und Fabeln für Geschichte hielt, und als solche überlieferte. Und so fabelhaft wie der Anfang des assyrischen Reiches hatte er auch den weiteren Verlauf seiner Schicksale dargestellt. Dreißig Menschenalter hindurch sollen die übrigen Könige, immer der Sohn dem Vater folgend, genau so wie Ninyas, in Weichlichkeit, Wollust und Unthätigkeit versunken gewesen seyn, bis herab auf den letzten, dem Sardanapalus, der als Weib gekleidet und unter Weiberbeschäftigungen sein Leben in der größten Unwürdigkeit hingebracht habe, bis eine Empörung der unterworfenen Völker ausbrach, an deren Spitze der

Statthalter von Medien stand. Sardanapal schlug zwar die Empörer in mehreren Schlachten, zuletzt aber wurde er besiegt, und da Ninive nicht länger zu vertheidigen war, ließ er einen großen Scheiterhaufen errichten, auf dem er sich mit allen seinen Schätzen, Weibern und Verschnittenen verbrannte. Ninive fiel nun den Feinden in die Hände, und die Herrschaft kam an die Meder, nachdem sie die Assyrier 1360 Jahre behauptet hatten. Sardanapal ist nach der Chronologie des Ktesias in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts, folglich Ninus in das 23. zu setzen.

Dreißig Könige, die in unmittelbarer Aufeinanderfolge weibische Schwelger sind, erweisen sich auf den ersten Blick als fabelhaft, und wenn man die runde Zahl beachtet, so sieht man leicht, daß diese Angabe ein auf orientalische Weise gefaßter symbolischer Ausdruck ist für den Verfall des Reiches durch unthätige Herrscher, im Gegensatz zu den kriegerischen, die es gegründet. Und dieses — der glorreiche Anfang und das ruhmlose Ende — möchte wohl überhaupt das einzige eigentlich historische Ergebniß aus dieser ganzen assyrischen Sagengeschichte seyn, alles Andere fällt der Fabel anheim, und die Geschichte Sardanapals, der seltsamer Weise erst grenzenlos üppig, dann plötzlich kriegerisch gewesen seyn soll, scheint daher entstanden, daß man ihn mit einem Gotte, dessen Namen er führte, der als ein halb heldenmäßiges, halb weibisches Wesen verehrt wurde, zusammenschmolz. Wenigstens sind für diese Meinung scharfsinnige Gründe beigebracht worden. Anfang und Ende dieser Königsgeschichte sind dann von gleicher Beschaffenheit. Auch die dem Reiche gegebene Dauer von mehr als 13 Jahrhunderten ist schon an sich höchst unwahrscheinlich, da sie aller Analogie widerspricht, und überdies der ausdrücklichen Angabe des ungleich glaubwürdigeren Herodot, nach welchem die Assyrier 520 Jahre über das obere Asien geherrscht hatten, als die Meder von ihnen abfielen. Diese Bestimmung empfiehlt sich schon als eine der Natur der Verhältnisse entsprechende und hat außerdem durch eine literarische Entdeckung

des 19. Jahrhunderts eine unerwartete Bestätigung gefunden. Durch diese wissen wir nämlich, daß assyrische Könige 526 Jahre über Babylon regierten. Herodot sagt, daß die anderen Völker, dem Beispiele der Meder folgend, das assyrische Joch gleichfalls abschüttelten. Dazu gehörten denn auch die Babylonier. Es ist aus der fast gänzlichen Uebereinstimmung beider Angaben offenbar, daß beide Völker in einer gleich langen Dienstbarkeit waren, bis sie sich erhoben, welches im 8. Jahrhundert v. Chr. geschah. Die Epoche der Stiftung des assyrischen Reiches fällt also in's 13., sein gänzliches Ende erfolgte, wie wir ebenfalls aus Herodot schon berichteten, erst durch den Meder Kyaxares am Ende des 6. Jahrhunderts, fast 300 Jahre später, als Ktesias sie ansetzt.

Nicht minder widersprechen den Erzählungen dieses Schriftstellers von weibischen Königen und der Zeit, die er ihnen anweist, Nachrichten im alten Testament, die einen völlig historischen Charakter haben. Hier erscheinen im 8. Jahrhundert assyrische Könige, die ihr Reich ausbreiten, andere Länder, Babylonien, Syrien, Israel und Phönicien bedrängen und unterwerfen. Zuerst wird Phul genannt; dessen zweiter Nachfolger Salmanassar tritt als mächtiger und glücklicher Eroberer auf; unter dem dann folgenden Sanherib fängt das Reich schon wieder an zu sinken. Um nun die Nachrichten des Ktesias mit den hebräischen in Uebereinstimmung zu bringen, haben spätere Schriftsteller angenommen, daß es zwei assyrische Reiche gegeben habe; nach den Zeiten des Sardanapal habe sich eine neue Herrschaft zu Ninive gebildet, dann aber sey sie von Neuem aufgelöst und Ninive zum zweiten Mal zerstört worden. Es ist diese aber eine alles historischen Grundes ermangelnde Hypothese; es hat nur ein assyrisches Reich gegeben, und Ninive ist nur einmal zerstört worden. Als sich im 8. Jahrhundert die Völker im Süden und Osten losmachten, wurde Assyriens Macht keineswegs zerstört, sie blieb vielmehr

groß genug, um die eben genannten Könige seit Phul eine neue Richtung der Eroberungen nach Westen hin beginnen zu lassen. Aber diese Herrschaft dauerte eine viel kürzere Zeit als die frühere, die Meder wurden des sinkenden Staates gefährlichste Feinde, und Kyaxares machte ihm mit Hülfe der Babylonier durch die Einnahme und Zerstörung Ninive's ein völliges Ende.

Die Alten sprechen von einer erstaunlichen Größe dieser Hauptstadt. Nach Diodor hatte sie einen Umfang, in welchem das heutige London mit seinen Vorstädten zweimal Platz hätte, und so augenscheinlich dies Uebertreibung oder Mißverständniß ist, mag sie doch in ihrer Zeit die größte Stadt Vorderasiens gewesen seyn. Die Einwohner müssen einen ausgebreiteten Handel getrieben und einen großen Reichthum besessen haben. „Raubet Silber, raubet Gold", — ruft der hebräische Prophet Nahum, der den Untergang Ninive's weissagte — „unendlich sind die Schätze, Fülle von allerlei köstlichen Gefäßen. Du hast mehr Kaufleute als Sterne am Himmel sind." Die Zerstörung ist höchst wahrscheinlich gleich bei der Einnahme durch die Meder eine vernichtende gewesen, von einem Versuche späterer Wiederherstellung lesen wir nichts. Die Trümmer sind im Norden der Tigrisbrücke bei dem heutigen Mosul entdeckt worden, aber sie ragen so wenig über den Boden hervor, daß selbst europäische, nach Alterthümern forschende Reisende hindurchgezogen sind, ohne zu ahnen, welche Stätte sie betreten hatten. Erst in der allerneuesten Zeit sind hier Nachgrabungen veranstaltet worden, die zu Entdeckungen sehr merkwürdiger Art geführt haben. Man hat Mauern gefunden zu einem Palast von großer Ausdehnung gehörig; die äußeren Wände sowohl als die Säle im Inneren sind mit Basreliefs bedeckt, die größtentheils nur Bruchstücke sind, aber doch hinreichend, um danach ein Urtheil über die darin herrschende Kunst zu bilden. Es sind Darstellungen sehr verschiedener Art, Festaufzüge, wo die Könige, ihre Hofdiener, Eunuchen, Priester, Krieger erscheinen, und besonders kriegerische Scenen, Schlachten

mit Streitwagen, Belagerungen und Aehnliches. Sieger und Besiegte unterschieden sich in Gesichtszügen und Bekleidung, in den letzteren glaubt man Semiten zu erkennen. Menschen und Pferde, nicht ohne einzelne Fehler in der Zeichnung, sind im Ganzen sehr gut aufgefaßt, die Bewegungen lebendig und ausdrucksvoll. Eine Kenntniß und ein Geschmack geben sich hier kund, welche uns die bildende Kunst der Assyrier in einer Zeit, die wir nicht später als in das 7. Jahrhundert v. Chr. setzen können, auf einer überraschenden Stufe des Fortschritts zeigen. Sie läßt Alles, was wir sonst von eigenthümlich altasiatischer Kunst kennen, weit hinter sich zurück. Die Annahme, daß fremde Künstler hier thätig gewesen, würde zu nichts führen; man wüßte nicht, an welche Nation man denken sollte, der Styl dieser Werke stimmt mit keinem bekannten überein. Um so schmerzlicher ist es, daß wir die assyrische Kultur sonst gar nicht kennen, daß die Wurzeln, welche diese Kunst im Geiste des Volkes und in seiner Entwickelung gehabt hat, was ihr sonst darin entsprochen haben mag, uns verborgen sind. Man kann von den Assyriern nicht einmal bestimmt angeben, zu welcher der Hauptvölkerfamilien sie gehörten, da man die Sprache, die sie redeten, nicht kennt. Es sind in den Ruinen von Ninive Inschriften gefunden worden in einem Alphabet, welches man wegen der Form der Buchstaben Keilschrift nennt, sie sind aber noch nicht enträthselt. Semiten waren die Assyrier schwerlich, dem Zendvolke dürften sie der Abstammung und Sprache nach eher verwandt gewesen seyn, aber zur Religion desselben bekannten sie sich nicht, sie hatten einen Götzendienst, welcher dem bald zu erwähnenden babylonischen ähnlich war.

Babylons Geschichte ist mit der assyrischen eng verknüpft, es wird, wie wir gesehen haben, mit der Gründung des letzteren Reiches in Verbindung gebracht. Aber seine Berühmtheit, sein Glanz in Westasien sind ohne Zweifel weit älter; dies geht schon aus der in der Genesis überlieferten bekannten Sage vom Thurmbau hervor, den die unwillige Gottheit gehemmt, und die Sprache der Menschen verwirrt

und geschieden habe. Die Erbauung Babylons wird hier in die Zeit vor der Zerstreuung der Menschen, wo sie noch eine und dieselbe Sprache redeten, gesetzt. Die Meinung von dem hohen Alter der Stadt, welche man hiernach fassen muß, wird unterstützt durch eine völlig glaubwürdige Nachricht, nach welcher die astronomischen Beobachtungen der babylonischen Priester bis zu 1903 Jahren vor Alexander dem Großen zurück reichten. Aus alten Jahrbüchern schöpfte auch Berosus, ein einheimischer Priester, welcher nicht lange nach Alexander lebte, die von ihm in griechischer Sprache geschriebene Geschichte seines Volkes, aus der wir einige Auszüge, leider sehr dürftige, besitzen. Zwar begann die Geschichte des Berosus auf ganz mythische Weise; schon vor der großen Fluth wird dem Reiche eine völlig fabelhafte Dauer beigelegt; aber die späteren Angaben verdienen Vertrauen. Wir sehen aus der Reihe der aufgeführten Königsgeschlechter, daß schon vor den Assyriern andere Fremde über Babylon herrschten, wodurch jene griechische Nachricht, daß die Stadt erst mit dem Beginn des assyrischen Reiches gegründet sey, vollständig widerlegt ist. Babylon ist ohne Zweifel eine der ältesten in großartiger Weise angelegten Städte auf der Erde gewesen.

Von der assyrischen Herrschaft machte sich Babylon, nachdem es ihr, wie wir gesehen haben, ein halbes Jahrtausend unterworfen gewesen, etwa um die Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. frei. Etwas später wurde es zwar den Königen von Ninive wieder dienstbar, aber nur auf kurze Zeit, und der babylonische König Nabopolassar war es, der dem Kyaxares jene Hauptstadt erobern und das assyrische Reich gänzlich zerstören half.

Nabopolassars Sohn und Nachfolger war der aus dem alten Testamente allbekannte Nebukadnezar (auch Nabokolasar und Nabuchodonosor genannt), ein Eroberer, der das jüdische Reich zerstörte, sich Phönicien unterwarf, die Aegypter schlug und siegreich bis in ihr Land eindrang. Fabelhafte Uebertreibungen haben seine Kriegszüge

noch viel weiter ausgedehnt. Gleich nach ihm fiel sein Reich und schnell. Es kam nicht mehr darauf an, Eroberungen zu machen, sondern Babylonien gegen das mächtig emporstrebende medisch-persische Reich zu vertheidigen. Aber vergebens machte die kluge und thätige Königin Nitokris, die Mutter des letzten Königs Nabonnedus oder Labynetus Anstalten, die Landschaft und die Stadt, besonders durch künstliche Gräben uneinnehmbar zu machen. Schon 23 Jahre nach dem Tode Nebukadnezars wurde Babylon von den Persern eingenommen und ihnen unterthan. Bei dieser kurzen Dauer der babylonischen Herrschaft würde sie schwerlich so berühmt und weltbekannt seyn ohne ihre Verbindung mit der biblischen Geschichte und ohne den Glanz der Hauptstadt.

Dieser Glanz knüpfte sich besonders an die großen Bauwerke, deren einige zu den sogenannten sieben Weltwundern gerechnet wurden. Herodot nennt Babylon die prächtigste aller Städte, von denen man wisse. Uralt ist, wie wir gesehen haben, ihr Ruhm, aber die Pracht, von welcher der Geschichtsschreiber redet, erhielt es erst in den Zeiten seiner letzten Unabhängigkeit, als es unter Nabopolassar als Hauptstadt in dem Gebiete der großen Zwillingsströme an des zerstörten Ninive Stelle getreten war. Der durchströmende Euphrat schied die Stadt in 2 Theile; umgeben war sie mit Mauern von gebrannten Ziegelsteinen, welche nach Herodot 200 Ellen hoch und 50 Ellen dick waren. Die königliche Burg lag an beiden Ufern des Flusses, dessen Hauptbrücke ihre durch ihn getrennten Theile verband. Nahe dabei befanden sich steinerne Terrassen von ansehnlicher Höhe und großem Umfang, welche mit dem Reize der mannigfaltigsten Gewächse prangten; die Erde war in solcher Tiefe aufgetragen, daß die stärksten Bäume darin wurzeln konnten Das Wasser wurde vom Euphrat bis auf die oberste Höhe auf künstliche Weise geleitet. Diese sogenannten schwebenden Gärten führen zwar den Namen der fabelhaften Semiramis, waren aber eine Anlage des Nebukadnezar,

der sie wegen seiner Gemahlin Annuchta, einer Tochter des Kyaxares, aufführen ließ, um sie mit einem lebendigen Bilde ihres medischen Vaterlandes zu erfreuen. Noch größer war der Ruhm des Belustempels, der in Gestalt eines viereckigen Thurmes von mindestens 300 Fuß Höhe aufgeführt war. Er bestand aus 8 Stockwerken oder Absätzen, deren abnehmender Durchmesser ihm ein pyramidenähnliches Ansehen gaben. Die Götterbilder und manche sie umgebende Geräthe waren von Gold und der Sage nach von unermeßlichem Werth. Von der ersten unvollendet gebliebenen Anlage dieses riesenhaften Bauwerkes mag in der Mosaischen Erzählung vom Thurmbau zu Babel die Rede seyn. Mehr durch allmählige Abnahme seiner Blüthe und Bevölkerung, nachdem es die eigenen Könige verloren hatte und fremden Herrschern dienen mußte, als durch feindliche Einnahme fiel Babylon, und sank die Herrlichkeit seiner Prachtgebäude in Schutt und Trümmer. Schon im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hausten, wie der heilige Hieronymus berichtet, wilde Thiere innerhalb der Ringmauern, als Erfüllung der Vorhersagung des Propheten: „Es werden sich daselbst Raubthiere lagern und Uhus ihre Häuser füllen . . . Schakale werden in ihren Palästen heulen, und Goldfüchse in ihren Lustgebäuden". Und auch heut zu Tage scheucht der Fußtritt des Menschen, der unter diesen Ruinen wandelt, wilde Thiere auf. Die Massen von Trümmern und Schutthaufen, die sich hier dem Blick zeigen, sind entkleidet von den Spuren hoher Pracht, wie sie viele andere Reste vorweltlicher Denkmale noch an sich tragen, aber riesenhaft genug, dem forschenden Reisenden keine Zweifel zu lassen, daß er sich an dem Orte befindet, wo einst das weltberühmte Babylon stand. Die Strecken zwischen den einzelnen Ruinengruppen und rund um sie her sind mit Ziegeln, Backsteinen, Scherben wie übersäet. Zwei Jahrtausende hindurch sind sie durch die Regenströme von den zerfallenden Mauern herabgespült und weit umhergeführt worden, und fortwährend werden diese Haufen und Mauermassen von den

in der Nähe hausenden Arabern wie Steinbrüche benutzt, ganze Schiffsladungen von Ziegeln auf dem Euphrat fortgeführt. So wird auf den Städten untergegangener Kultur die zerfallene Pracht der Vorwelt für die kümmerliche Nothdurft der Gegenwart verwandt. Die wichtigste und größte Ruine liegt an der Westseite des Stromes; von den Arabern wird sie der Thurm des Nimrod, von den Juden Nebukadnezars Gefängniß genannt. Da die Grundfläche derselben mehr als 2000 Fuß im Umfang hat, und die pyramidalische Form so wie mehrere Absätze sich darin noch deutlich erkennen lassen, so haben die neuesten Reisenden mit Recht geglaubt, in ihr den alten Belustempel wiedergefunden zu haben. Alle diese Ruinen sind gänzlich zerfallen; es lassen sich daher aus ihnen keine Schlüsse auf die Art und den Styl der Architektur der Babylonier ziehen. Da aber das Material aus gebrannten, durch einen Erdharzmörtel sehr fest verbundenen Steinen bestand, so haben sie den Säulenbau wohl nicht angewendet. Doch läßt sich dies nicht mit Bestimmtheit behaupten, da spätere Völker auch aus Ziegelsteinen Säulen zu bilden verstanden.

Ninive lag völlig zerstört, als Babylon noch Jahrhunderte blühete, von Reisenden vielfach besucht, bewundert und beschrieben wird. Dies ist wohl der Hauptgrund, warum uns von den Assyriern fast nichts überliefert ist, von den Eigenthümlichkeiten und den Sitten der Babylonier Manches. Sie waren nach Abkunft und Rede Semiten. Man theilt die Sprachen dieser Völkerfamilie in drei Hauptzweige, den hebräisch-phönicischen, den arabischen und den aramäischen; zu dem letzteren gehört die Mundart der Babylonier, gewöhnlich die chaldäische genannt. Chaldäer lautet bei den Griechen auch der Volksname, wie im alten Testament Kasdim, zwei auf dieselbe Wurzel zurückführende Wörter. Doch ist bei den griechischen Schriftstellern die Benennung Chaldäer weniger für das babylonische Gesammtvolk gebräuchlich, als für einen Theil desselben, der in der Landschaft Chaldäa im engeren Sinne, am persischen Meerbusen

wohnte. Neuere Gelehrte haben angenommen, die Chaldäer seyen ursprünglich ein nomadisches Bergvolk gewesen, welches in Babylonien erst im 8. Jahrhundert erschienen sey, sich durch kriegerische Tapferkeit das Land unterworfen, und ihm in seinen Fürsten erobernde Könige gegeben habe. Hiernach wird vielfach von einem chaldäisch-babylonischen Reich, als von einer besonderen historischen Erscheinung gesprochen. Aber diese Annahme ist durch keine Thatsache, durch keine Quellennachricht zu erweisen; die Chaldäer waren entweder ein in Babylonien von den ältesten Zeiten her einheimisches, oder, wenn ein aus der Fremde eingewandertes, ein lange vor der assyrischen Eroberung gekommenes Volk. Sie waren kein roher Stamm, scheinen vielmehr der ursprünglich kultivirte gewesen zu seyn, wie denn die dortige Priesterkaste vorzugsweise diesen Namen führte.

Das Daseyn dieses Priesterstammes leitet darauf, daß früher auch andere Kasten bestanden, aber in den letzten Menschenaltern vor der persischen Eroberung, wo ein etwas helleres Licht auf Babylon fällt, scheinen die alten Verhältnisse schon aufgelöst gewesen zu seyn. Was uns vom Staatswesen entgegentritt, ist die Unumschränktheit des asiatischen Despotismus. Im Propheten Daniel sehen wir den König Nebukadnezar die Priester mit der größten Willkür und Härte behandeln. So waren die Babylonier Knechte, wie die Asiaten fast immer in den Zeiten hoch gestiegener Civilisation und äußerer Blüthe; aber sie vergaßen die Knechtschaft in der Fülle eines Wohllebens, einer Schwelgerei, Pracht und Ueppigkeit, die uns griechische und römische Schriftsteller wie die jüdischen Propheten mit starken Farben schildern. Keine Stadt war wegen der Entartung der Sitten, der Ausgelassenheit der Weiber, die sich ohne Scham den Fremden preis gaben, verrufener. Zur Zeit Alexanders pflegten bei den Gastmählern nicht etwa öffentliche Dirnen, sondern alle Frauen, die dort erschienen, die Begierden der Gäste zu reizen, indem sie allmählig die Kleider bis auf die letzten Hüllen ablegten.

Genährt und gefördert wurde diese Ueppigkeit durch den Reichthum des Landes, der so groß war, daß es als persische Provinz den dritten Theil der Einkünfte des Reiches lieferte. Die Quellen dieses Reichthums waren die außerordentliche Ergiebigkeit des Bodens und der Handel, zu welchem die Lage Babylons am Euphrat vorzüglich geschickt war, da diese große Wasserstraße südwärts in den persischen Meerbusen führte, nordwärts mehrere Wege vom schwarzen Meere wie vom mittelländischen dahin leiteten. Handel war ein so wesentliches und bekanntes Merkmal des Landes, daß der Prophet Ezechiel von der Wegführung der gefangenen Juden nach Babylon in einer Gleichnißrede sagt: „ein Adler brach den Wipfel der Ceder vom Libanon ab, brachte ihn in ein Kaufmannsland, und setzte ihn in eine Handelsstadt". Babylon war ein Hauptstapelplatz für die kostbaren Waaren Indiens, die besonders auf dem Wege des Seehandels über den persischen Meerbusen hinkamen. Andere Gegenstände der Ausfuhr bot der Kunstfleiß dar, der neben diesem ausgebreiteten Handel dort blühte. Der Prachtliebe und dem herrschenden Luxus der Bewohner gemäß bestanden die Erzeugnisse desselben, deren die alten Schriftsteller erwähnen, aus feinen baumwollenen und seidenen Zeuchen, so wie aus kostbaren Teppichen und Fußdecken, in welchen die Gestalten phantastischer Wunderthiere eingewirkt zu seyn pflegten. Bis zu den Römern hin erstreckte sich der Ruf und die Beliebtheit der babylonischen Webereien.

Nicht minder ausgebreitet war im Alterthum ein Ruhm Babyloniens ganz anderer Art, der nämlich der Wahrsagekunst der Chaldäer, als Priester gedacht. Besonders aus den Sternen glaubten diese die künftigen Geschicke der Menschen verkünden zu können, und gerade das Feste und Unabänderliche ihrer Traditionen, was in der Kasteneinrichtung lag, war es, was ihren Aussprüchen ein außerordentliches Ansehen verschaffte. Sie brachten diese vermeinte Kunst in ein förmliches System, von Griechen und Römern chaldäische Wissenschaft genannt, wie Sterndeuter überhaupt

bei diesen Völkern Chaldäer hießen. Der Glaube an die Möglichkeit solcher Vorhersagungen hing bei den Chaldäern mit dem an die göttliche Kraft der Gestirne zusammen, den wir schon in die Religion der Iranier haben hineinspielen sehen, und der auch bei vielen anderen Asiaten herrschend war. Es lockt den Menschen zur göttlichen Verehrung der Gestirne dreierlei: ihre herrliche Pracht und ihr Glanz, ihre lichtbringende Kraft und die streng unwandelbare und unfehlbare Gesetzmäßigkeit ihres Laufes. So erschienen die Gestirne als die höchsten Naturmächte, und eben darum als die höchsten Götter, denn den polytheistischen Völkern sind die verborgenen, den Naturerscheinungen zum Grunde liegenden Kräfte selbst Götter. Und da der Mensch auf dieser Entwickelungsstufe das Bedürfniß hat, sich seine Götter als menschenähnliche Individuen zu denken, so werden diese an die Gestirne geknüpft und mit ihnen identificirt. Die Sonne und der Mond waren als die Hauptgestirne die vornehmsten Gottheiten der Babylonier; nächst ihnen die übrigen 5 Planeten; in sofern die Planeten den 12 Zeichen des Thierkreises vorstehen, werden sie auch als 12 obere Götter betrachtet. Als Person ist der oberste Gott Belus oder Bel, daher ihn die Griechen Zeus nennen, er ist eben darum der Gott des höchsten Gestirns, der Sonnengott, in einer anderen Beziehung aber auch wieder Saturn, denn in jeder Naturreligion sind die Beziehungen und Bedeutungen der personificirten Gottheiten ersten Ranges mannigfaltig, weil sie zuweilen als Fülle und Einheit der gesammten Naturkräfte gedacht werden, die sich bald in dieser, bald in jener einzelnen, also auch in verschiedenen Gattungen äußert. Bel ist ferner der Gründer des Staates und der Stadt, wie die obersten Gottheiten gewöhnlich auch die ältesten Könige und mythischen Stammväter der Königsgeschlechter sind.

Wie Bel das oberste männliche Princip in der Natur ist, so ist die Göttin Mylitta das oberste weibliche, als solches: Mondgöttin, aber als Symbol der gebärenden Natur auch Aphrodite. Zu ihrem Dienste gehörte ein Ge=

brauch, von welchem Herodot erzählt, und den er die schändlichste Sitte der Babylonier nennt. Jedes Weib des Landes mußte sich einmal in ihrem Leben bei dem Tempel der Mylitta niedersetzen und einem Fremden, der sie auswählte, und ihr mit den Worten: im Namen der Königin Mylitta, Geld in den Schoß warf, zu Willen seyn. Die Schönen, fügt Herodot hinzu, konnten dieses Gesetz bald erfüllen, die Häßlichen mußten lange harren, oft wohl 3 — 4 Jahre. Es ist dieses nicht das einzige in Asien vorkommende Beispiel solcher mit dem Götterkulte verbundenen Unzucht, die unser sittliches Gefühl eben so empört, als sie jeder Einwirkung, die wir von der Religion auf den Menschen erwarten, Hohn zu sprechen scheint. Nur so scheint sich die Unsitte mit einer religiösen Vorstellung in Verbindung bringen zu lassen, daß man sie von der Idee des Opfers ableitet, vermöge deren das Liebste und Theuerste der Gottheit dargebracht wird, also auch die Keuschheit, und zwar der Liebesgöttin, welche der fruchtbringenden Verbindung der Geschlechter vorsteht. In diesem Sinne ist es auch wohl zu verstehen, daß die Priester der Göttin Cybele, Gallen genannt, die sich in Anfällen eines heiligen Taumels selbst verschnitten, eine der Göttin wohlgefällige Handlung zu verrichten meinten, indem sie ihr nämlich ihre Mannheit opferten. Bei dem Mylittendienst und ähnlichen in Tempeln vorkommenden Ausschweifungen tritt nun auch die sinnliche Begierde und Lust zu der gewöhnten Heiligkeit und so sehen wir jenen wollüstigen Hang, dem die Babylonier so schamlos fröhnten, mit der Entartung ihres Götzendienstes verflochten.

Der Wahn, die künftigen Geschicke der Menschen im Laufe und der gegenseitigen Stellung der Gestirne lesen zu können, bezog sich besonders auf die 5 Planeten. Von diesen galten den Chaldäern, wie nach ihnen der ganzen späteren Astrologie, Jupiter und Venus als wohlthätige, Mars und Saturn als verderbenbringende Mächte, Merkur, je nach seiner Stellung, bald als heilbringend, bald als ver-

derblich. Indem nun die Priester zum Behuf ihrer Wahrsagungen die Bewegungen der Sterne, ihre Stellung am Himmel und die Zeiten ihres Umlaufs zu erforschen strebten, erlangten sie, von der ebenen Lage des Landes und dem fast immer heiteren Himmelsstriche ungemein begünstigt, astronomische Kenntnisse, die sie in den Stand setzten, Berechnungen der Mondfinsternisse anzustellen, deren Genauigkeit die heutige Wissenschaft bewundernd anerkennt. Die Beobachtungen, welche dazu erforderlich waren, setzten Zeitmessung voraus; wir wissen, daß die Babylonier die Eintheilung des Tages in 12 Stunden kannten und gebrauchten. Zur Bestimmung derselben bedienten sie sich einer Art Wasseruhr, welche später auch von griechischen Astronomen angewandt wurde. Aber nicht bloß das Zeitmaß war diesen Priestern nothwendig wegen ihrer sternkundigen Berechnungen, sondern auch ein genaues räumliches wegen der großartigen Bauwerke, die sie unternahmen; damit steht die Bestimmung der Schwere der Körper durch das Abwägen in Verbindung. Die Babylonier sind die Ersten gewesen, welche ein festes System der Maß- und Gewichtseintheilung, wenigstens in der westasiatischen Welt, gehabt haben; von ihnen haben es die syrischen Küstenvölker angenommen, und von diesen ist es zu den Griechen gekommen.

Griechische Staatsverfassungen.

(Von Heeren.)

Bei einer Nation, bei der Alles, was seiner Natur nach irgend öffentlich seyn konnte, auch öffentlich war; wo besonders alles Große und Rühmliche aus diesem öffentlichen Leben hervorging; wo selbst das ganze Privatleben sich mit diesem verschmolz; wo der Einzelne nur

mit dem Staat und für den Staat lebte, muß die Untersuchung über Verfassung und Gesetzgebung ein viel höheres Interesse gewinnen, als bei jeder andern, wo eine scharfe Grenzlinie das Oeffentliche von dem Privatleben trennt. Wer die Griechen beurtheilen will, muß ihre Staatsverfassungen kennen; aber nicht bloß nach todten Formen, wie sie gelehrte Kompilatoren und Kompendienschreiber der sogenannten griechischen Alterthümer uns kennen lehren, sondern in dem Sinn, wie der Grieche selber sie ansah.

Wäre auch die Bemerkung, daß die griechischen Staaten (mit wenigen Ausnahmen) Städte mit ihrem Gebiet, und ihre Verfassungen also Stadtverfassungen waren, — mochten nun die Bewohner des Gebiets der Stadt untergeordnet, oder bei gleichen Rechten die Stadt nur der Sitz der Regierung und Verwaltung seyn — noch eines Beweises bedürftig, so würde er schon daraus hervorgehen, daß die Griechen die Begriffe von Staat und Stadt mit demselben Worte bezeichneten. Nie werden wir also den Begriff von Stadtverfassungen aus den Augen verlieren, nie es vergessen dürfen, daß die Verfassungen, von denen hier die Rede ist, mit denen nicht nur unserer großen Reiche, sondern auch selbst unserer kleinen Fürstenthümer, nichts gemein haben können. Sollte eine Vergleichung der Deutlichkeit wegen Statt finden, so würde sie, da das Bild der italischen Städte im Mittelalter uns fast eben so fremd ist als das der griechischen, am ersten mit den vormaligen deutschen Reichsstädten, besonders in der Periode ihrer Blüthe vor dem dreißigjährigen Kriege, als sie, noch nicht zwischen mächtigern monarchischen Staaten eingeklemmt, ein freieres Wirken hatten, gemacht werden können; wenn nicht der Einfluß der Verschiedenheit der Religion in dem letzteren eine Unähnlichkeit machte. — Dennoch kann diese Vergleichung schon im Voraus einiges Licht auf die große Mannigfaltigkeit werfen, welche in jenen Staaten Statt fand; die nicht geringer in den erwähnten deutschen Städten war. Und noch mehr wird diese Vergleichung gerechtfertigt seyn, wenn wir

hinzusetzen, daß auch der Umfang des Gebiets bei den griechischen Städten eben so verschieden und doch im Ganzen ungefähr derselbe war. Es gab wenige, die ein größeres Gebiet gehabt hätten, als vormals Ulm oder Nürnberg es besaßen; aber auch in Griechenland hing das Aufblühen der Stadt keinesweges von der Größe des Gebiets ab. Das Gebiet von Korinth mochte wenig größer als das von Augsburg seyn, und zu welchem Grade von Wohlstand und Bildung haben sich dennoch beide erhoben?

Wie groß aber auch jene Mannigfaltigkeit der Verfassungen seyn mag, so kamen sie doch in Einem Hauptpunkt überein. Es waren, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, freie Verfassungen; d. i., es gab nicht, oder sollte wenigstens nicht in ihnen einen Herrn geben, den nicht das Volk, entweder die ganze Masse, oder auch gewisse Klassen, hätten zur Rechenschaft ziehen können; der Einzelne, der eine solche Gewalt sich anmaßte, hieß nach griechischem Begriff ein Tyrann. Dieses schloß also in sich: der Staat soll sich selber regieren, nicht von einem Einzelnen regiert werden; und daraus mußte nothwendig eine von der unserigen sehr verschiedene Ansicht des Staats hervorgehen. Diese griechische Ansicht war der der neueren Politiker, die von Staatsmaschinen sprechen, oder wenn sie auch nicht diesen Ausdruck gebrauchen, doch den Staat als eine Maschine sich denken, so wie derer, die ihn zu einer bloßen Polizeianstalt machen wollen, geradezu entgegengesetzt. So wie der einzelne Mensch eine moralische Person ist, ist es dem Griechen auch der Staat. Auch in ihm wirken, auch ihn bestimmen moralische Kräfte. So entsteht die große Aufgabe für den, der Staaten ordnen soll, zu bewirken, daß die Vernunft die Herrschaft über die Begierde und die Leidenschaft führt; und die Erreichung der Tugend und Moralität werden in diesem Sinn Zwecke des Staats, so gut sie Zwecke des Einzelnen werden sollen.

Wenn man mit diesen Vorideen an die Untersuchung über die Gesetzgebungen der Griechen geht, so werden

sie uns erst in ihrem eigentlichen Lichte erscheinen. Die Ververfassungen in den Städten dieses Volks hatten sich allerdings auch, wie die Verfassungen der neueren Völker, zuerst bloß nach dem Bedürfniß geformt und nach den Umständen fortgebildet. Aber eben weil in kleinen Staaten und Städten eingerissene Mißbräuche viel schneller drückend werden, als in größeren, war auch das Bedürfniß von Reformen in manchen derselben schon früh fühlbar geworden; und dies Bedürfniß war es, was bereits Gesetzgeber aufstehen machte, schon viel eher, als die eigentliche Spekulation die Politik in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen hatte. Die Aufgaben, welche jene Gesetzgeber zu lösen hatten, waren also durchaus praktischer Art; welche sie, ohne ein philosophisches System zu kennen, durch Erfahrung und Nachdenken zu lösen suchten. Nie konnte ihnen dabei ein Gemeinwesen anders erscheinen, als ein Wesen, das sich selber regieren sollte; und auf diesem Grunde waren ihre Gesetzgebungen gebaut. Unmöglich konnte es ihnen also einfallen, die Mittel zu dieser Selbstregierung bloß in den sogenannten konstitutionellen Formen zu suchen; und wenn gleich ihre Gesetzgebungen auch diese mit umfaßten, so geschah es doch gewöhnlich nur in einem gewissen Grade. Nie ist es einem griechischen Gesetzgeber eingefallen, mit gänzlicher Aufhebung des Alten der Schöpfer (um uns des jetzt gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen) einer neuen Konstitution zu werden. Ihre Gesetzgebungen waren in dieser Rücksicht nicht mehr als bloße Reformen. Ein Lykurg, ein Solon und Andere, waren so weit davon entfernt, alles Alte abzuschaffen, daß sie vielmehr beibehielten, was nur beizubehalten war; nur fügten sie theils einzelne neue Institute hinzu; theils gaben sie den bestehenden eine bessere Einrichtung. Besäßen wir also auch die vollständigen Gesetze des Solon, so würden wir doch in ihnen nichts weniger als eine vollendete Konstitution erblicken. Dafür aber lagen nicht nur Privatrecht, sondern auch Moralität viel mehr in ihrem Gesichtskreise, als die letztere in dem Gesichtskreise eines neuen Gesetzgebers liegen

kann. Die Anordnung des Privatlebens, eben deswegen also auch die Erziehung und Bildung der Jugend, worauf die Sitten und ihre Erhaltung beruht, war für sie ein Hauptgegenstand. Sie fühlten es auf das Innigste, daß ohne sie jene moralische Person, der Staat, sich nicht selber würde regieren können. Es kam hinzu, daß bei diesem kleinen Gemeinwesen, in diesen Städten mit ihrem Gebiet, sich viele Anordnungen machen und ausführen ließen, welche bei einer mächtigen und ausgebreiteten Nation nicht wären auszuführen gewesen. Ob diese Anordnungen immer gut, immer zweckmäßig waren, ist eine ganz andere Frage; es kam hier nur darauf an, den Gesichtspunkt aufzustellen, aus dem jene Männer die Kunst, den Staat einzurichten, und die Mittel ihn zu erhalten und zu lenken, anzusehen pflegten.

Wo eine Gemeine oder Stadt sich selbst regiert, liegt der Begriff zum Grunde, daß die höchste Gewalt bei ihren Gliedern, bei der Bürgerschaft sey. Aber ob bei der ganzen Bürgerschaft, ob nur bei gewissen Klassen, ob vielleicht nur bei gewissen Familien, — dies kann verschieden seyn. So entsteht daher auch von selbst bei den Griechen jener Unterschied, den sie durch die Benennungen von Aristokratien und Demokratien bezeichnen; in welche beide Klassen sie ihre Verfassungen zu theilen pflegen. Aber eine feste und scharfe Grenzlinie zwischen beiden zu ziehen, ist nicht leicht. Man muß sich hüten, wenn von dem Sinn die Rede ist, den sie in der praktischen Politik hatten, ihnen denjenigen unterzulegen, den nachher die spekulativen Politiker ihnen gaben, wie Aristoteles und Andere. In der praktischen Politik lagen bei den Griechen allerdings bei diesen Benennungen gewisse Ideen zum Grunde; aber sie wurden nicht scharf bestimmt; und es wäre der sicherste Weg zu irren, wenn man sie schärfer, als sie selber es thaten, bestimmen wollte. Die Grundidee bei der demokratischen Verfassung war allerdings, daß alle Bürger als solche gleicher Rechte bei der Verwaltung des Staats genießen sollten; aber eine vollkommene Gleichheit gab es gewiß doch nur in sehr wenigen

Städten. Diese Gleichheit beschränkte sich gewöhnlich auf die Theilnahme an den Bürgerversammlungen und den Gerichten. Waren auch die Aermeren gänzlich von der Theilnahme an Magistraten ausgeschlossen; galt auch in den Volksversammlungen ihre Stimme weniger als die der Begüterten: so hob dies noch die Demokratie keinesweges auf. Von der anderen Seite setzte die Aristokratie freilich immer ausschließende Rechte einzelner Klassen oder Familien voraus. Allein wie verschieden und mannigfaltig waren wiederum diese! Es gab erbliche Aristokratien, wo, wie in Sparta, die höchsten Würden in ein Paar Familien fortdauerten. Allein dieses war der seltnere Fall. Gewöhnlich war es die reichere und angesehenere Klasse, welche sich allein in den Besitz der Staatsverwaltung gesetzt hatte; indem entweder der Reichthum oder die Geburt, oder auch beide zusammen entschieden. Der Reichthum bestand aber nicht sowohl in baaren Kapitalien, als vielmehr in liegenden Gründen; das Landeigenthum bestimmte ihn. Dieser Reichthum zeigte sich in den früheren Zeiten vorzugsweise in dem Aufwande, den man in Pferden und Gespannen machte. Die, welche dieses vermochten, bildeten die Bürgerreiterei; die da, wo es nur Bürgersoldaten oder Milizen gibt, immer den reicheren Theil von dieser ausmachen wird. So erklärt es sich, wie der Umstand, ob das Gebiet einer Stadt viel Weideland enthielt, so Vieles in der praktischen Politik zu der Ausbildung der Verfassung beitragen konnte. Diese Eupatriden und Optimaten waren es also, die, wenn sie auch das Volk nicht ganz von der Theilnahme an der Gesetzgebung ausschlossen, sich doch die Magistrate und den Beisitz in den Gerichtshöfen zuzueignen suchten, und da, wo dieses der Fall war, erblickt der Grieche eine Aristokratie.

In Städten, wo größtentheils der Reichthum nach Landbesitz sich bestimmt, ist es wohl unvermeidlich, daß nicht nur bald eine Klasse größerer Güterbesitzer entsteht, sondern daß auch diese Ungleichheit immer mehr zunimmt, und das Landeigenthum endlich fast ganz in die Hände weniger Familien kommt.

In Zeiten, wo der Gewerbe noch viel weniger waren, wo selbst diese wenigen zum Theil von Sklaven getrieben wurden, mußten die Folgen dieser Ungleichheit um Vieles drükkender werden; und so ward es gewöhnlich eine der Hauptaufgaben für die Gesetzgeber, dieses Uebel entweder zu verhindern, oder, wo es bereits eingerissen war, ihm wieder abzuhelfen; weil sonst, etwas früher oder später, eine Staatsumwälzung die unausbleibliche Folge davon war. Daher die Beispiele, daß eine neue und gleiche Vertheilung des Landes unter die Bürger gemacht ward; daß die Veräußerung durch Kauf oder Schenkung verboten, und nur durch Erbschaft und demnächst Heirathen gestattet ward; daß man ein Höchstes bestimmte, wie viel der einzelne Bürger an Ländereien besitzen sollte, u. s. w. Mit allen diesen und anderen Mitteln war es aber doch unmöglich, das ganz zu verhindern, was man verhindern wollte; und so bereiteten sich immer auf's Neue die vielen Erschütterungen vor, denen diese sämmtlichen griechischen Staaten, nur die einen mehr, die anderen weniger, ausgesetzt waren.

Bei Stadtverfassungen, wie sie auch geformt seyn mögen, ist das Bürgerrecht das erste und wichtigste. Wer es nicht hat, mag vielleicht unter gewissen Bedingungen im Staat leben und seines Schutzes genießen; er ist aber nicht eigentliches Mitglied des Staats, und kann nicht nur nicht gleicher Rechte, sondern auch nicht gleicher Achtung mit dem Bürger genießen. Die Bestimmungen über die Theilnahme am Bürgerrecht mußten also sehr scharf in den griechischen Städten seyn; aber sie waren auch nicht weniger verschieden. War es, um der vollen daran geknüpften Rechte zu genießen, in einigen Staaten hinreichend, von einem Bürger und einer Bürgerin erzeugt zu seyn; so verlangte man in andern eine solche Abstammung in der zweiten, und selbst in der dritten Generation; während man wiederum in andern nur auf die Abstammung von der Mutter sah. Es gab Städte, wo man sehr karg mit der Ertheilung des Bürgerrechts war; während man in anderen leicht Fremde zu demselben zuließ. Nicht selten waren es zufällige Ursachen,

welche hier entschieden; und dieselbe Stadt sah sich wohl genöthigt, ihre früheren strengeren Grundsätze mit gelinderen zu vertauschen, wenn die Zahl der alten Bürger zu gering ward. Besonders war es in den Kolonien, wo man diese gelinderen Grundsätze befolgte und befolgen mußte, wenn eine ganze Schaar neuer Ansiedler, oft aus einer ganz anderen Mutterstadt, ankam, die man nicht abweisen konnte oder wollte. Daher die so häufige Erscheinung in den Kolonien, daß die Zünfte der Bürger nach ihrer Herkunft aus den verschiedenen Mutterstädten abgetheilt sind; zugleich eine der häufigsten Quellen der inneren Unruhen, und selbst der gewaltsamsten Staats-Revolutionen.

In freien Städten ist Verfassung und Verwaltung immer in einem gleich hohen Grade an die Eintheilung der Bürgerschaft geknüpft. Aber auch hier, welche Verschiedenheit zeigt sich wieder bei den Griechen! Wir bemerken zuerst diejenige, wo ein Unterschied der Rechte zwischen den Bewohnern der Hauptstadt und des Landes und der Landstädte gemacht wird. Es gab griechische Staaten, wo die Bürger der Stadt große Vorrechte genossen, und die übrigen gegen sie in einem untergeordneten Verhältnisse standen, während in anderen gar keine Verschiedenheit der Rechte bei den einen und den andern Statt fand. Die übrigen Eintheilungen der Bürgerschaft wurden theils nach der Geburt, je nachdem man zu dieser oder jener Zunft gehörte, theils nach dem Wohnort, je nachdem man in diesem oder jenem Distrikt ansässig war, theils nach dem Vermögen oder Census, je nachdem man zu dieser oder jener Klasse gehörte, gemacht; und wenn nicht in allen, doch in vielen Staaten, wurde Zunft und Wohnort zugleich dem Namen beigefügt; ein dringendes Bedürfniß bei dem Volke, das keine Familiennamen hatte, oder sie wenigstens nicht allgemein einführte. Wie wichtig der Vermögensunterschied war, braucht nicht erst gesagt zu werden; da die Tragung der bürgerlichen Lasten sich darnach bestimmte, und außer ihnen auch der Kriegsdienst, ob zu Pferde oder zu Fuß, ob mit schwerer oder leichter Rüstung, darnach regulirt werden mußte; wie

immer in Staaten seyn wird, die keine andere bewaffnete Macht als Bürgermilizen kennen.

Auf diese Eintheilungen der Bürgerschaft war ferner die Organisation der Bürgerversammlungen gegründet. Diese Versammlungen, die aus der Natur von Stadtverfassungen hervorgehn, waren nach griechischen Begriffen ein so wesentliches Institut, daß sie wahrscheinlich in keiner griechischen Stadt gänzlich fehlten, wenn sie auch nicht allenthalben die gleiche Einrichtung hatten. Aber wie sie außer Athen und Sparta eingerichtet waren, ist uns so gut als gänzlich unbekannt. Indeß brachte es doch die Natur der Dinge mit sich, daß ihre äußern Formen allenthalben bestimmt waren. Es war wohl allgemein, daß nur ein Magistrat sie zusammenberufen konnte, und den Vortrag darin hatte. Aber wie in den einzelnen Städten gestimmt wurde, ob bloß nach den Köpfen, oder nach den Zünften und anderen Abtheilungen des Volks, wissen wir nicht. Auch darin herrschte Verschiedenheit, ob alle Bürger daran Antheil hatten, oder ein gewisser Census dazu erforderlich war. In den meisten Städten ferner scheinen theils ordentliche Versammlungen, an bestimmten Tagen, theils außerordentliche Statt gefunden zu haben. Sie zu besuchen, ward als Bürgerpflicht betrachtet, und da, besonders in stürmischen Zeiten, nur zu leicht die Besseren sich zurückziehen, so war nicht selten Strafe auf die Versäumniß gesetzt. Daß die Beschlüsse in bestimmter Form abgefaßt, niedergeschrieben und aufbewahrt, auch wohl in Tafeln eingegraben wurden, wird man leicht im Voraus erwarten. Aber wenn diese äußeren Formen scharf bestimmt waren, so waren es viel weniger die Gegenstände, die in ihnen verhandelt wurden. Man ging davon aus, daß die für die Gemeine wichtigen Sachen auch vor die Gemeine gebracht werden mußten. Aber wie schwankend ist nicht schon an sich der Begriff von dem, was wichtig und nicht wichtig ist! Wie viel ferner kommt hier nicht auf die Form an, welche die Verfassung in einer gewissen Periode erhalten hat; ob etwa die Macht eines Senats, oder auch gewisser Magistrate überwiegend ist oder

nicht! Finden wir doch selbst in der römischen Geschichte, daß die für das Volk wichtigsten Angelegenheiten, die Fragen von Krieg und Frieden, zuweilen vor dasselbe gebracht wurden, zuweilen nicht. Gewiß keine geringere Verschiedenheit herrschte auch in den griechischen Städten. Indeß pflegen die Schriftsteller die vor die Gemeinden gehörenden Angelegenheiten unter drei Hauptklassen zu begreifen. Die erste umfaßt die Gesetzgebung; denn was der Grieche Gesetz nennt, ist immer eine von der Gemeine gegebene oder bestätigte Verordnung; wenn gleich allerdings es sehr schwer, oder vielmehr unmöglich ist, eine genaue Bestimmung über den Umfang dieser Gesetzgebung zu ertheilen. Die zweite umfaßt die Wahl der Magistrate. Sie ward, wenn gleich nicht alle Magistrate gewählt wurden, doch als eins der wichtigsten Vorrechte angesehen, und gewiß mit Recht! Denn durch nichts wird die Macht der Gemeine in der That mehr wirksam erhalten, als wenn diejenigen, welche zu Stellen gelangen wollen, sie bei ihr suchen müssen. Die dritte Klasse endlich bilden die Volks-Gerichte, von deren hoher Wichtigkeit als Stütze der Demokratie wir weiter unten Gelegenheit haben werden zu sprechen.

Die Folgen, welche die Verhandlung und Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten durch die ganze Gemeine fast unausbleiblich haben mußte, sind so in die Augen fallend, daß sie kaum einer Entwickelung bedürfen werden. Wie hätte es den Gesetzgebern entgehen können, daß diese Macht der Gemeine unbeschränkt ertheilen, nicht viel weniger hieße, als den Weg zu einer Herrschaft des Pöbels bahnen, sobald wir die Masse der armen Bürger unter dieser Benennung begreifen wollen?

Das natürlichste Mittel, diesem Uebel vorzubeugen, wäre ohne Zweifel die Wahl von Bevollmächtigten gewesen, welche die Bürgerschaft vorgestellt hätten. Allein es fällt in die Augen, daß dies Repräsentativsystem, wie es die neuere Kunstsprache nennt, sich nirgends weniger als in Städteverfassungen ausbilden kann. Es ist die Frucht des sehr erweiterten Umfangs von Staaten, wo die Unmöglichkeit ein-

tritt, daß alle zu den Versammlungen kommen können. Was könnte aber in Städten mit ihrem beschränkten Gebiet darauf führen, wo es den Bürgern weder durch die Entfernung noch durch die zu große Zahl erschwert wird, an den Versammlungen persönlich Antheil zu nehmen? Zwar führten die Verbindungen mehrerer Städte, wie der böotischen oder der achäischen, dahin, Bevollmächtigte auf die Versammlungen zu schicken; aber auf diesen Zusammenkünften wurde nie über die inneren Angelegenheiten der einzelnen Verbündeten (diese behielt jede Stadt sich immer selbst vor), sondern nur über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten in Beziehung auf die auswärtigen Verhältnisse, gerathschlagt. Bloß dadurch aber kann nie ein wahres Repräsentativsystem sich bilden; der wahre Geschäftskreis eines gesetzgebenden Corps findet sich immer in den inneren Angelegenheiten der Nation.

Man mußte also auf andere Mittel denken, um der Gefahr einer Pöbelherrschaft auszuweichen; und diese waren verschiedener Art. Es gab, wie Aristoteles ausdrücklich bemerkt, Städte, in denen gar keine allgemeinen Bürgerversammlungen gehalten wurden, sondern nur die zusammenberufenen, oder eingeladenen Bürger dabei erschienen. Offenbar bildeten diese eine Klasse der aristokratischen Verfassungen. Aber auch in den Demokratien ergriff man theils das Mittel, wichtige Angelegenheiten erst in einzelnen Abtheilungen verhandeln zu lassen, ehe die Gemeine darüber entschied; theils die Gegenstände zu beschränken, die vor sie gebracht wurden; theils die Revision der Beschlüsse, wenn nicht aller, doch einiger, einer eigenen Behörde vorzubehalten; theils, und dies war das Gewöhnlichste, eine andere berathschlagende Behörde zu ernennen, welche oft Alles, was an die Gemeine gebracht werden sollte, vorher überlegen und es so weit vorbereiten mußte, daß es nur der Annahme oder der Verwerfung der Gemeine bedurfte.

Diese Behörde ist es, welche der Grieche unter der Benennung des Rathes zu begreifen pflegt. Wir kennen die innere Einrichtung desselben einzig und allein in Athen;

daß aber in mehreren griechischen Staaten eine Behörde unter demselben Namen eingeführt war, ist keinem Zweifel unterworfen. Dürfen wir von dem, was sie in Athen war, auf die anderen Staaten zurückschließen, so bestand sie in einem zahlreichen, jährlich erneuerten Ausschuß aus der Bürgerschaft, dessen Mitglieder, eine bestimmte Anzahl aus jeder Zunft, zwar durch das Loos gewählt wurden, aber nicht ohne eine vorhergegangene Censur wirkliche Mitglieder werden konnten. Denn nirgends mehr als hier kam es darauf an, zu bewirken, daß nur rechtliche Männer in denselben kommen konnten; die, selber bei der Erhaltung des Staats und seiner Verfassung interessirt, die ihnen vorgelegten Geschäfte mit Klugheit und Mäßigung verhandelten. Auf die innere Organisation dieses Rathes war, in Athen wenigstens, die größte Sorgfalt gewandt; so daß sie uns fast zu künstlich erscheint. Aehnliche, wenn auch nicht gleiche Einrichtungen fanden höchst wahrscheinlich auch in den anderen Städten Statt, weil ähnliche Bedürfnisse und Umstände in ihnen obwalteten. Man sieht leicht ein, daß die Erhaltung der inneren Freiheit eines solchen Corps gegen die Anmaßungen von Parteien und einzelnen Uebermächtigen schon solche Einrichtungen nothwendig machte. Eben diesen Zweck hatte auch höchst wahrscheinlich der jährliche Wechsel. Er verhinderte, daß nicht ein solcher Ausschuß eine Faktion werden konnte, welche die ganze Staatsverwaltung an sich riß. Außerdem aber ward noch dadurch der Gewinn erreicht, daß die viel größere Zahl der angesehenen rechtlichen Bürger mit den Geschäften und der Verwaltung des Staats bekannt ward.

In anderen Städten war anstatt eines solchen, jährlich ernannten Raths ein Senat, der, ohne periodischen Wechsel seiner Glieder, ein bleibendes Kollegium bildete. Schon die Benennung drückt es aus, daß es aus Alten bestehen sollte; und was war natürlicher, als daß man den guten Rath bei der reiferen Erfahrung suchte? Allerdings mag die Bestimmung des Alters in den einzelnen Städten sehr verschieden gewesen seyn, vielleicht in einigen gänzlich ge=

fehlt haben; in anderen aber ward streng darauf gehalten. Der Zweck war also zunächst eine berathende Behörde an ihm zu haben; wiewohl sein Wirkungskreis sich keineswegs bloß darauf zu beschränken brauchte. So war es in Sparta, wo die Gerusia den Königen an die Seite gesetzt war. Unter demselben Namen wird der Senat in Korinth erwähnt; unter einem anderen, aber auch mit Mitgliedern auf Lebenszeit, in Massilia; und in wie vielen anderen Städten mag sich eine Gerusia gefunden haben, wovon uns die Geschichte, so wie selbst von der inneren Einrichtung in den eben erwähnten, keine Nachricht aufbewahrt hat? Selbst in Städten, welche keinen solchen Senat als gewöhnliche Behörde hatten, ward er wohl in außerordentlichen Fällen, wo man des guten Rechts bedurfte, außerordentlich errichtet. So geschah es in Athen nach der großen Niederlage in Sicilien.

Neben einer Bürgerversammlung und einem Senat hatte eine griechische Stadt ihre Magistrate. Bereits die alten Politiker geriethen in Verlegenheit, wenn sie den Begriff von Magistraten genauer bestimmen sollten. Denn nicht Alle, denen öffentliche Geschäfte von der Bürgerschaft übertragen würden, könne man Magistrate nennen; sonst würden auch die Gesandten und Priester dahin zu rechnen seyn. Auch bei den neueren Verfassungen möchte es nicht selten schwer seyn, zu bestimmen (man erinnere sich nur an die niederen Magistrate), was noch zu dieser Klasse gehört oder nicht? Aber kein bedeutender Mißverstand kann hier Statt finden, sobald wir jene Benennung durch unsere Obrigkeiten übersetzen, welches den doppelten Begriff in sich schließt, daß die, welche zu dieser Klasse gehören, einen Theil der ausübenden Macht besitzen, und daß die ihnen übertragenen Geschäfte von solcher Wichtigkeit sind, daß sie ihnen einen Vorrang vor den gemeinen Bürgern geben.

In den republikanischen Verfassungen der Griechen knüpft sich aber an den Begriff der Magistrate noch ein Nebenbegriff, der aber als wesentlich betrachtet wird: man mußte sie über die Geschäfte ihres Amts zur Rechenschaft ziehen können. Wer darüber hinausging, war nicht mehr Magi-

strat, er war Tyrann. Der Magistrat also — um uns der neueren Kunstsprache zu bedienen, — mußte als solcher die Souveränetät des Volks anerkennen. Dies hieß freilich zunächst: er mußte der Gemeine Rechenschaft ablegen; aber — wie in solchen Verfassungen keineswegs Alles systematisch sich bildet — es gab auch Staaten, wo einzelne Behörden, wie die Ephoren in Sparta, das Recht sich anmaßten, den Magistraten ihre Rechenschaft abzunehmen.

„Bei der Untersuchung über die Magistrate, sagt Aristoteles, kommen mancherlei Fragen in Betracht: wie viele Magistrate sind, und wie groß ihre Macht ist? Wie lange Zeit sie dauern, und ob sie lange dauern sollen? Ferner: wer zu ihnen gelangen soll? Und durch wen? Und wie?“ Fragen, die schon durch sich selber es verrathen, daß hier von republikanischen Staaten die Rede sey; und die auch schon im Voraus die Mannigfaltigkeit ahnden lassen, die in diesem Stück in den griechischen Verfassungen herrschte. Es sey uns erlaubt, von den letzten Fragen zuerst zu sprechen.

Nach dem ganzen Geist der griechischen Stadtverfassungen kann man es nicht bezweifeln, daß der herrschende Grundsatz in ihnen war: alle Magistrate kommen vom Volk. Das Recht, seine Magistrate zu wählen, wird als ein Hauptstück der Bürgerfreiheit betrachtet; und gewiß nicht mit Unrecht. Aber wenn auch dieser Grundsatz der vorherrschende war, so hatte er darum doch seine Ausnahmen. Es gab Staaten, wo die ersten Magistrate in gewissen Familien erblich waren. Aber wie wir bereits oben zu bemerken Gelegenheit hatten, es war dies eine seltene Ausnahme; und wo auch Ein Magistrat erblich war, wurden doch die anderen gewählt, wie neben der Erblichkeit der königlichen Würde die Ephoren in Sparta. Aber neben der Ernennung durch Wahl war eine andere, uns befremdend scheinende, sehr gewöhnlich, die durch das Loos. Denn mit Recht mag es uns befremden, zu sehen, daß die Ernennung nicht selten zu den ersten und wichtigsten Stellen im Staat dem Zufall überlassen wird. Aber doch auch in mehreren der deutschen Reichsstädte hatte das Loos einen bedeutenden

Antheil an der Besetzung der Stellen. Bei ihm vermag Gunst, Geburt und Reichthum nichts! Daher wird auch bei den griechischen Politikern die Besetzung der Magistrate durch das Loos als der sicherste Charakter der Demokratie betrachtet. Aber auch wo dem Loose Antheil an der Besezzung gelassen war, entschied es deshalb nicht immer allein. Auch der, den das Loos traf, konnte noch einer strengen Prüfung unterworfen werden, und ward es nicht selten. Und wo auch das Loos über einige Stellen entschied, entschied es deshalb keineswegs über alle.

Aber auch bei den Wahlen, welche Verschiedenheit trat nicht wieder ein; je nachdem alle, oder nur gewisse Klassen, Antheil daran hatten! Alle Bürger zum Wählen zuzulassen, ist wiederum einer der Hauptcharaktere der Demokratie, und daß es nicht bloß in Athen, sondern auch in vielen anderen Städten so war, ist bekannt. Aber wo einmal eine aristokratische und eine demokratische Partei sich von einander gesondert hatte, entstand auch fast unausbleiblich das Streben, den großen Haufen von der Theilnahme an den Wahlen zu entfernen. Denn durch nichts fühlt sich der Aristokrat mehr gedemüthigt, als dadurch, daß er den gemeinen Bürger, um zu Ehrenstellen zu gelangen, angehen muß. Wo erst jener erste Schritt gelungen ist, pflegt der zweite nicht weit mehr zu seyn, daß die Obrigkeiten sich durch eigene Wahl ergänzen. Dies ist, sagt Aristoteles mit Recht, das Eigenthümliche der Oligarchie, und führt am häufigsten zu Umwälzungen der Staaten.

Noch wichtiger als die Frage: wer das Recht hat zu wählen? ist die: wer fähig ist, gewählt zu werden? Und auch darin herrschte in den verschiedenen Staaten eine große Verschiedenheit. Der Grundsatz: daß Männer, denen die Leitung der Angelegenheiten des Staats übertragen werden soll, nicht nur die Fähigkeit besitzen, sondern auch bei der Erhaltung der bestehenden Ordnung interessirt seyn müssen, ist so einleuchtend, daß die Maxime, die niederen Volksklassen von der Theilnahme an Magistraten auszuschließen, den Gesetzgebern kaum anders als zweckmäßig und

selbst nothwendig erscheinen konnte. Aber, wo sie auch angenommen war, konnte sie sich selten behaupten. Wo eine Stadt aufblühte und mächtig wurde, fühlte auch das Volk sich selber mehr, und es war wohl nicht immer Schmeichelei des großen Haufens, sondern das Gefühl, es sey unmöglich, es zu verhindern, welches in solchen Zeiten die Führer desselben bewog, beschränkende Gesetze aufheben zu lassen. Allerdings kann im einzelnen Falle eine solche unbeschränkte Wahlfähigkeit sehr nachtheilig werden; aber im Ganzen ist sie es vielleicht weniger, als man glaubt; und auch die Beschränkungen können leicht schädlich werden. Ist es die Geburt, welche die Schranken bestimmt, muß man aus gewissen Familen seyn, um zu Stellen zu gelangen, so wird dadurch dem Talent so oft der Zutritt geradezu unmöglich gemacht; und nicht selten waren gewaltsame Staatsumwälzungen die Folgen davon. Ist es das Vermögen, welches die Theilnahme gewährte, so bestimmt dieses doch an und für sich nicht die Würdigkeit. Ist es das Alter, so ist mit der reiferen Erfahrung auch nur zu oft der Mangel an Kraft verbunden.

Allerdings war in den mehrsten der griechischen Städte ein Grund vorhanden, welcher auf das Vermögen Rücksicht zu nehmen befahl: weil dieses meist in Grundeigenthum bestand. Aber wo auch keine gesetzliche Beschränkung den Aermern mehr ausschloß, mußte er sich doch von den meisten Magistraten selber ausschließen. Diese Stellen waren an und für sich nicht einträglich; es waren vielmehr häufig bedeutende Ausgaben damit verbunden. Es gab keine bestimmten Gehalte wie in unseren Staaten; und auch die Aussicht, welche nachmals in Rom den Magistraten einen sehr großen Reiz gab, die Verwaltung einer Provinz, fiel in Griechenland weg. So konnte nicht leicht hier ein großes Zudrängen der ärmeren Klasse zu diesen Stellen entstehen; ja in manchen Städten hatte man sich genöthigt gesehen, eine Strafe darauf zu setzen, wenn der Gewählte das ihm übertragene Amt nicht annehmen wollte. Es war weit mehr die Ehre und der Ruhm, als der Gewinn, der den Magistra=

ten einen Werth gab. Aber die Ehre, der Erste, oder einer der Ersten unter seinen Mitbürgern zu seyn, ist für Viele ein kräftigerer Sporn, als der Gewinn es seyn könnte.

In kleinen Freistaaten ist bei den Magistraten nichts mehr zu befürchten, als daß gewisse Familien, welche gewöhnlich die reicheren zu seyn pflegen, in ihren ausschließenden Besitz sich setzen. Dies ist es, was der Grieche, in sofern die Zahl dieser Familien sehr beschränkt bleibt, unter Oligarchien sich denkt. Er hatte gewiß kein Unrecht, wenn er diese als Ausartung der Verfassungen betrachtete. Es kann hier Ausnahmen geben, und die Geschichte kennt innerhalb wie außerhalb Griechenland Beispiele, daß auch solche Staaten mit Mäßigung und Weisheit regiert wurden; allein die entgegengesetzten Erfahrungen sind häufiger. Das Mittel, welches man in manchen griechischen Staaten dagegen anwandte, war dasselbe, das auch in manchen deutschen Reichsstädten gebraucht ward: Blutsverwandte durften nicht zugleich Magistrate bekleiden; nicht Vater und Sohn, nicht mehrere Brüder. Daß Verwandtschaft durch Heirath ausgeschlossen hätte, wird nirgends bemerkt; viel eher wird man Beispiele auffinden können, daß Schwäger neben einander wichtige Stellen bekleideten.

Die meisten Magistrate wurden jährlich, manche selbst halbjährig ernannt. Diese häufige Ernennung hat ihr Gutes, so wie sie auch ihre Uebel hat. Sie ist die stärkste Stütze der Volksherrschaft, die durch nichts mehr befestigt wird, als öftere Ausübung des Wahlrechts. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtete sie die griechische Staatskunst, indem sie die Volksherrschaft vor allen in die Wahlen setzte. Daß diese häufigen Wahlen kein Mittel zur Befestigung des inneren Ruhestandes waren, fällt in die Augen; aber daß auf der anderen Seite die beständige Bekleidung von Magistraten leicht Unzufriedenheit errege, ist von dem Stagiriten nicht weniger richtig bemerkt.

Eine Aufzählung der verschiedenen Magistrate bei den Griechen würde eben so zweckwidrig als unmöglich seyn, da unsere Kenntniß der einzelnen Stadtverfassungen so unglaub-

lich beschränkt ist. Das Wenige, was wir von den Einrichtungen in einzelnen Staaten wissen, besonders in Athen, gibt schon den Beweis, daß die Zahl derselben sehr beträchtlich war, und eben dieses zeigt auch die Klassifikation, welche Aristoteles davon zu geben versucht hat. Ihre Benennungen bezeichnen gewöhnlich ihre Geschäfte; aber auch diese Benennungen sind wiederum in den verschiedenen Städten gänzlich verschieden; selbst da, wo ihre Geschäfte dieselben waren. Die Cosmoi waren in Creta, was die Ephoren in Sparta. Die meisten Städte mußten wohl einen Magistrat haben, wie die Archonten in Athen; und doch möchte es nicht leicht seyn, den Namen in anderen wiederzufinden. Die viel tieferen Eingriffe, welche die Gesetzgebung sich in das Privatleben erlaubte, trugen auch dazu bei, die Magistrate zu vervielfältigen und ihren Geschäftskreis zu erweitern. Den Begriff der Polizei, als eines allgemeinen Zweiges der Staatsverwaltung, hatte der Grieche nicht; wohl aber die einzelnen Zweige derselben; und wenn man keine allgemeine Polizeibehörde hatte, so hatte man aus den eben angeführten Gründen desto mehrere für jene einzelnen Zweige, und selbst solche, die uns fremd sind. Die Aufsicht über die Weiber, die Aufsicht über die Kinder, war in manchen Städten eigenen Magistraten anvertraut; und wie der Areopagus in Athen die Aufsicht über die Sitten im Allgemeinen führte, gab es gewiß auch in anderen griechischen Städten ähnliche Behörden.

Bürgerversammlungen, Senate und Magistrate sind bei aller der unendlichen Mannigfaltigkeit also doch die Institute, welche allen griechischen Gemeinheiten eigen waren. Erhaltung der Freiheit und Gleichheit in der Gemeine war der Hauptzweck. Man hielt es nicht für ungerecht, denjenigen, von dem man auch nur fürchtete, daß er dieser Freiheit gefährlich werden könne, durch eine einstweilige Entfernung aus dem Staat unschädlich zu machen; wie es durch den Ostracismus in Athen und Argos, durch den Petalismus in Syracus geschah.

Gleichwohl konnten weder diese noch andere Mittel es verhindern, daß nicht sogenannte Tyrannen in den grie-

chischen Städten sich aufgeworfen hätten. Wenige Städte in dem Mutterlande wie in den Kolonien sind diesem Schicksale entgangen! Der Grieche knüpft an diese Benennung immer den Begriff einer unrechtmäßigen, aber gar nicht nothwendig grausamen Herrschaft. Unrechtmäßig heißt sie ihm, in sofern sie nicht von der Gemeine übertragen ist; also ohne, oder selbst gegen ihren Willen besteht. Nie heißt daher ein Demagog, wie groß auch sein Einfluß seyn mag, als solcher ein Tyrann; er trägt aber sofort den Namen, sobald er sich über das Volk setzt; d. i. die diesem schuldige Rechenschaft nicht ablegen will. Die gewöhnliche Stütze einer solchen Gewalt ist eine aus Fremden oder Söldnern bestehende bewaffnete Macht, welche daher auch als das sichere Kennzeichen der Tyrannei angesehen wird. Uebrigens führt sie es auch keinesweges nothwendig mit sich, daß die bestehenden Einrichtungen und Gesetze gänzlich abgeschafft werden. Sie mögen bleiben; auch der Usurpator bedarf ja einer Verwaltung des Staats; nur daß Er sich über die Gesetze erhebt. Das natürliche Ziel dieser Tyrannen war gewöhnlich, ihre Gewalt bei ihrer Familie erblich zu machen. Aber wenn dies auch in manchen Städten geschah, so hat die Herrschaft doch selten in demselben Hause sich lange erhalten. Am längsten, sagt Aristoteles, dauerte sie in dem Hause des Orthagoras in Sycion, weil sie sehr gemäßigt und selbst populär war, — ein Jahrhundert hindurch, und aus gleichen Ursachen beinahe eben so lange in dem Hause des Cypselus in Korinth. Aber wenn sie selbst durch solche Mittel sich nicht behaupten konnte, wie hätte sie es durch bloße Gewalt und durch den Schrecken gekonnt? Wo die Liebe zur Freiheit einmal so tief wie bei den Griechen dem Charakter eingedrückt ist, werden die Versuche, sie zu unterdrücken, nur neue Antriebe, sie zu behaupten.

Nach welchem Maßstabe soll der Forscher der Geschichte der Menschheit nun aber den Werth dieser Verfassungen messen? Bloß nach dem, welchen eine neuere Schule, die nur in die Sicherheit der Person und des Eigenthums den Zweck des Staats setzt, gebraucht wissen will? Allerdings entdek-

ken wir auch in Griechenland das Streben nach diesem Zweck; allein zugleich ist es auch klar, daß er nur sehr unvollkommen erreicht wurde, und bei diesen Verfassungen auch nur sehr unvollkommen erreicht werden konnte. Bei den häufigen Stürmen, denen diese Staaten ausgesetzt waren, ließ jener Ruhestand sich nicht dauernd erlangen, in welchem der Mensch seine ganze Thätigkeit behaglich auf die Verbesserung seines häuslichen Zustandes beschränkt. Es liegt nicht in unserem Kreise, über die Richtigkeit jener Grundsätze Untersuchungen anzustellen, aber leugnen läßt sich doch einmal die Erfahrung nicht, daß gerade in diesen, so mangelhaft scheinenden Verfassungen das Herrlichste, was die Menschheit aufzuweisen hat, auch am herrlichsten gedieh. Gerade jene Stürme waren es, welche die größten Geister hervorriefen, indem sie ihnen den Kreis ihrer Thätigkeit anwiesen. Nirgends war ein ruhiges Vegetiren unmöglicher als hier, wo jeder Einzelne es auf das Lebendigste fühlen mußte, daß er nur durch den Staat und mit dem Staate lebe; jede Erschütterung des Staats auch auf irgend eine Weise unausbleiblich ihn traf; und Sicherheit der Person und des Eigenthums viel schwankender bleiben mußten, als in wohleingerichteten monarchischen Staaten. Wir wollen Jedem sein Urtheil und seinen Maßstab lassen; aber wir wollen die Folge daraus ziehen, daß die Formen, unter denen die Menschheit sich entwickeln soll, von der Hand des Ewigen nicht so beschränkt angelegt worden sind, als die Schulweisheit sie bestimmen will.

Wie man aber auch immer über den Werth dieser Verfassungen urtheilen mag, so drängt sich doch von selber die Bemerkung auf, daß sie an innerer Mannigfaltigkeit alle anderen übertrafen, und daher bei keinem anderen Volke ein solcher Reichthum politischer Ideen praktisch in Umlauf gesetzt und darin erhalten werden konnte. Unter diesen Hunderten griechischer Städte waren vielleicht nicht zwei, deren Verfassungen sich völlig gleich gewesen wären, und keine einzelne, deren innere Verhältnisse ihre Form nicht verändert hätten. Wie Vieles war nicht in jeder versucht und wieder versucht worden? Und jeder dieser Versuche, bereicherte er

nicht durch neue Erfahrungen die Politik? Bei welchem Volke hätte also ein so reges politisches Leben, eine solche Summe praktischer Kenntnisse seyn können, als bei den Griechen? Ist Einförmigkeit in der politischen wie ästhetischen Welt die Mutter der Beschränktheit, und Mannigfaltigkeit dagegen die der Kultur, so war keine Nation auf einem besseren Wege wie die Griechen! Ragten auch einzelne Städte hervor, so war doch eine einzelne Stadt nicht Alles; der Glanz von Athen vermochte so wenig Korinth und Sparta als Mylet und Syracus zu verdunkeln. Jede Stadt hatte ihr Leben, hatte ihre Art zu seyn und zu handeln; und gerade, weil sich jede als Etwas fühlte, so war auch jede Etwas.

Inhalt.

	Seite
Der siebenjährige Krieg, von Archenholtz, (Schluß)....	3
Heidenthum in den Maifesten des deutschen Volks........	61
Konstantin der Große, nach Burckhardt........................	88
Der Sieg bei Höchstädt, am 13. August 1704, von Pahl	140
Die Iranier, Assyrier und Babylonier, von Löbell....	175
Griechische Staatsverfassungen, von Heeren..............	204

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meyer's Geschichts-Bibliothek für allgemeine Kunde des Kultur- und Vö
lkerlebens

Bd.: 12,2

Hildburghausen [ca. 1840]

H.misc. 118 h-12,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10738271-0